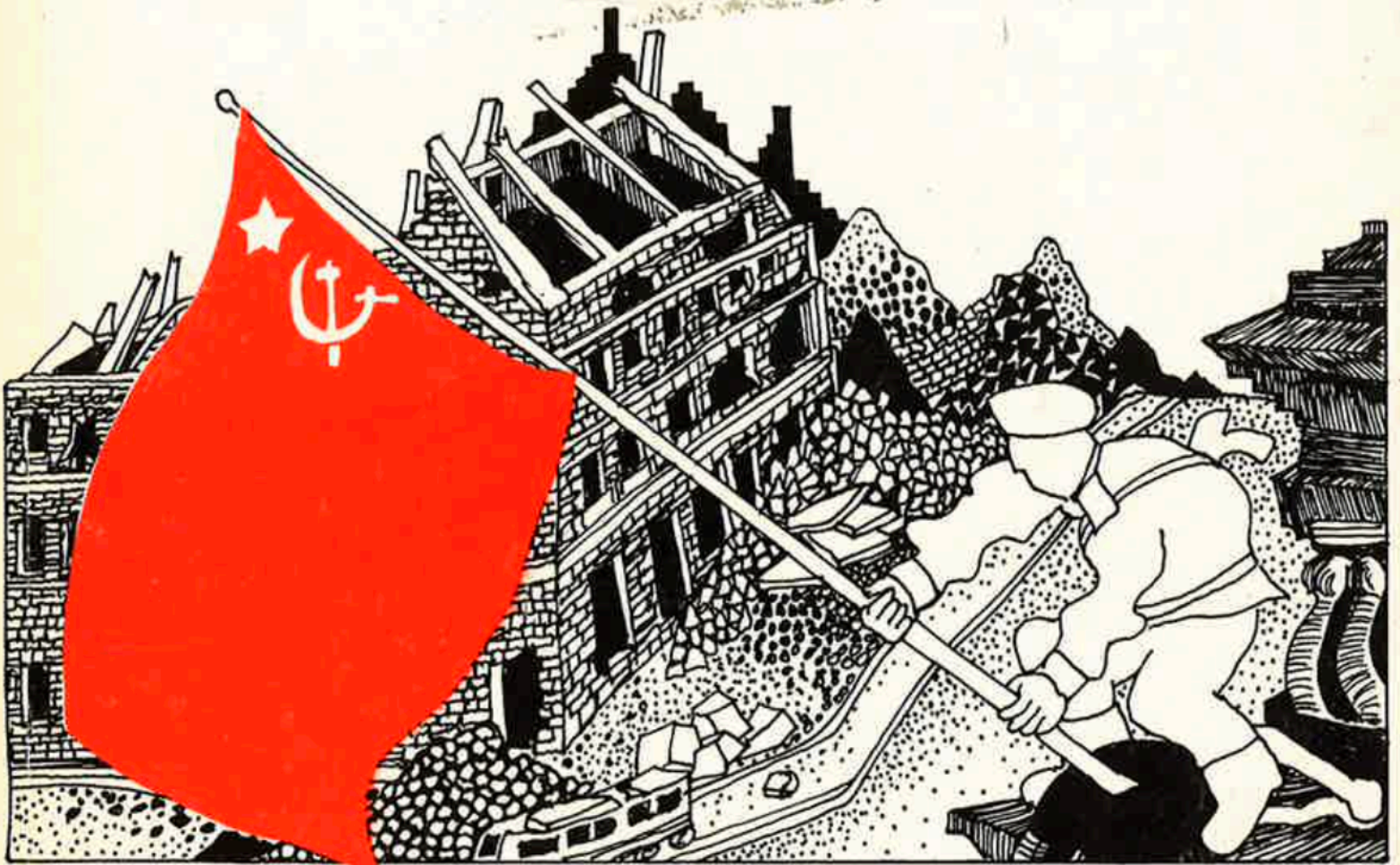


kürbiskern



40 jahre - katastrophe - betriebsunfall - stunde null
kommt reagan nach dachau - jalta - potsdam - sieg
kein grund zum feiern - stilles gedenken - flick \$ £
schlesien bleibt unser - goebbels hatte so unrecht nicht
unconditional surrender - eiserner vorhang - befreiung

2/85

APRIL

Max Fürst

Singe mir ein Lied, sagst Du
Sing mir ein Lied, das Lied der Erstgeborenen
des 20. Jahrhunderts, die in ihm lebten, die
es nicht überleben werden, und vergiß die
Hoffnung nicht.

Singe von dem Reichtum, von der Armut derer,
die im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts ge-
boren, es noch kosten konnten, als es jung
war, die es ganz auskosten mußten, die es
nicht überleben werden, und vergiß die Hoff-
nung nicht.

Singe ein Lied von dem Glück, von der Schande
dieser Jahre, vom gewaltsamen Tod, der die
Vielen traf, von der Demütigung, die jeden
traf, den Tagen der Einfalt, der Ruhe in weni-
gen Stunden, der Verzweiflung, und vergiß die
Hoffnung nicht.

Singe ein Lied Deiner Taten, die zu gering wo-
gen, sich nicht vollendeten, abprallten am Stumpfen.
Zu früh ermattetest Du, zu früh ergabst Du Dich,
rettetest das Leben, wo andere starben, doch
vergiß die Hoffnung nicht.

Singe ein Lied von der Schuld der Anderen,
von der eigenen Schuld am Bösen, am Guten,
das auch Du nicht unterscheiden konntest,
Du, der Du dieses Jahrhundert nicht überle-
ben wirst, dessen Hände schon gesunken sind,
der Du müde bist, wie immer zur Unzeit,
vergiß die Hoffnung nicht.

Singe ein Lied, sagst Du, Dir sage ich's, dem
später Geborenen, der Du unschuldig in unsere
Schuld hineingeboren wurdest und sie auf Dich
nehmen muß, nimm auch die Tat aus unseren
Händen. Du, der Du ins nächste Jahrhundert
langen wirst, das verspricht, was wir nicht halten
konnten. Vergiß die Hoffnung nicht.

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

VIERZIG JAHRE

Max Fürst: Singe mir ein Lied Zu diesem Heft	3
Pablo Neruda: Gesang gewidmet der Roten Armee ...	7
Jakob Dachauer: Schwerter der Verletzbarkeit	10
Sivash Kasraii: Einem Kerker gleicht mein Herz	18
Beh Azin: Aufzeichnungen aus dem Iran	19
André Müller: Die Logik	30
Hans van Ooyen: Schießübung	33
Wolfgang Sreter: Das Iwanbrettli	38
Gerald Graßl: Leben und sterben für Wörter	42
Ottó Javór: Árvaffy, der Leutnant	44
Britta Bogdan: Fünf Finger – eine Hand	50
Barbara Maria Kloos: Gegenlicht	51
Vera Botterbusch: Die toten Augen	52
Ute Horstmann-Bökamp: Volkslied	53
Susanne Hennemann: Ein Land mit verlässlicher Währung	
Sigrun Schild: In Gedanken	54
Sylvia Frueh Keyserling: Gedicht von der Hoffnung	
Susanne Hennemann: In dir das Brachland	55
Brigitte Werner: Beispiele	
Dagmar Scherf: steinzeit 1	56
Jana Höhn: Das kleine Mädchen/Friedenslied	57
Viktor Bojew: Ein ungewöhnliches Interview in Berlin	58
E. Field Horine im Gespräch mit Friedrich Hitzer	62
Carola Karg: Erinnerung	72
Oskar Neumann: Jalta, 40 Jahre danach	74
„Doctora Ana“: Als Medizinbrigadistin in Nicaragua	84
Wolf Stock: „Genosse Barkeeper, wo ist der Maestro?“ Hemingway, Castro und die Kupfermadonna	92
Mehmet Ünal: Begegnungen im Lande Ritsos	103
Eckart Breiting: Autoren und Literaturen aus Afrika	107
Sepp Hiekisch-Picard: „In den Vorräumen eines Gesamtkunstwerks“. Zum Werk von Peter Weiss	116
Erhard Jöst: Ein proletarischer Kabarettist. Dietrich Kittner	128
DOKUMENTATION: „Der Friede – Die Hoffnung des Planeten“. Ljubomir Levtschev, Hermann Kant, James Aldridge, Volodia Teitelboim, Yoshie Hotta, Noel Hilliard, Michael Scharang, Stephan Hermlin, Emma Smith, Olshas Sulejmenow beim V. Schriftstellertreffen in Sofia, 1984	144
ANMERKUNGEN	157

Als wir das Gedicht „Singe mir ein Lied“ lasen, war unsere spontane Reaktion: das muß diesem Heft voranstehen, dieses Gedicht von Max Fürst faßt etwas zusammen, was uns alle angeht. Sein Appell für die Hoffnung geht zusammen mit der Warnung von Günter Anders: „Die Drohung mit dem Atomkrieg, also mit Liquidierung, ist ihrer Natur nach selbst totalitär. Denn sie lebt von der Erpressung und verwandelt die Erde in ein ausfluchtloses Konzentrationslager. Im angeblichen Interesse der Freiheit die extreme Freiheitsberaubung einzusetzen, stellt die Klimax der Heuchelei dar. Was jeden treffen kann, betrifft jeden...“ (Die atomare Drohung, München 1981)

Max Fürst und Günter Anders haben den Nazismus am eigenen Leib erfahren, im KZ und in der Emigration. Es führt kein Weg daran vorbei, den Bezug zu sehen zwischen den nazistischen Verbrechen und den neuen Anschlügen gegen die Menschheit und gegen den Frieden. Auch Literatur und Kunst, die Hoffnung nicht preisgeben, stellen diesen Beug immer wieder her, erst recht in einem so denkwürdigen Jahr wie 1985.

Vierzig Jahre nach der einschneidendsten Zäsur in unserer Geschichte vernehmen wir indessen nicht nur die Stimmen der Hoffenden und Mahnenden. Seit Monaten sind wir Zeugen einer unverhüllten Demonstration der Ewigestrigen, die das Rad der Geschichte zurückdrehen wollen. Nichts anderes stellt die überstrapazierte Wende im Inneren wie im Äußeren dar. Freilich kann der Striptease der Herrschenden auch zur Klärung beitragen: Noch den 35. Jahrestag der Befreiung haben sie weitgehend ignoriert; daß sie jetzt zum 40. Jahrestag ihre Verlegenheit mit „nationaler Selbstbesinnung“ überspielen möchten, wird die Wachsamkeit der Völker in Ost und West nur schärfen. Die „Bonner Grimassen“ – so die Überschrift eines Artikels von Valentin Falin – machen vielleicht in Versammlungen der CDU/CSU, der Vertriebenenverbände und bei den einschlägigen Medien Eindruck, Bundeskanzler Kohl kann vielleicht Ronald Reagan dazu bringen, daß dieser nicht nach Dachau fährt, wenn er seinen untertänigsten Vasallen und Star-War-Kumpanen besucht. Aber das Vermächtnis der Antifaschisten und der Antihitlerkoalition wird durch die Grimassenschneider erst gestärkt. „In diesem Jubiläumsjahr“, schreibt Charles McC. Mathias, US-Senator von Maryland und Republikaner, „sollten Zusammenkünfte stattfinden, nicht nur an der Elbe, sondern in den amerikanischen Industriestädten, wo sowjetische Soldaten und Arbeiter ausgebildet wurden, die Flugzeuge, Lkws und Jeeps, die Sonderlokomotiven und Frachter zu benutzen, die für den Sieg so wichtig waren. Sowohl in den USA als auch in der Sowjetunion sollte die Anstrengung unternommen werden, Eindrücke der an dieser außergewöhnlichen Zeit der Kooperation Beteiligten zu sammeln und zu veröffentlichen.“ (International Herald Tribune, 14. 1. 1985)

Das Verwirrspiel der Begriffe, die das eigene Volk täuschen und das Geschehen verdrängen sollen – einige Stichworte haben wir aus dem gängigen Umlauf unter das eindeutige Bild von Guido Zingerl auf dem Umschlag angebracht – bedarf zu seiner Entschlüsselung keines Geheimcodes: 1945 war und bleibt das Datum der bedingungslosen Kapitulation der Deutschen, die den Krieg geplant, entfesselt und verloren haben, für sie weist die Geschichte auf den tiefsten Punkt der Niederlage. Und wer so spricht, läßt erkennen, wohin er gehört – auf die Seite des deutschen Imperialismus und Faschismus. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß das viele unbewußt nachplappern, wohl so, wie ihre Vorfahren Hitler in den Krieg gefolgt sind, weil sie die Chancen, ihn zu verhindern, vertan hatten. Es ist kein Zufall, daß es just diese Deutschen sind, die in den Plänen des atomaren Erstschlages, in der Mi-

litarisierung des Weltraums ein neues Unternehmen Barbarossa wittern, das vielleicht doch noch klappen könnte. Auch hier sei Valentin Falin, einer der aktivsten Befürworter der friedlichen Zusammenarbeit zwischen der BRD und der UdSSR, zitiert: „Es ist keine Metapher mehr, es ist heute die Wirklichkeit, wenn ich sage: Wir leben nur sechs Minuten von einem Krieg entfernt! Und heute schon entscheidet über Sein oder Nichtsein aller Europäer nicht der Mensch, sondern die Technik. Wenn die Pershing II fliegt, dann ist es mit dem Leben vorbei. Es wird niemand entscheiden können und entscheiden wollen: Ist das ein Großangriff, ist es ein Zwischenfall oder was sonst? Dann fliegt alles, was auf beiden Seiten vorhanden ist.“ Die objektive Entwicklung der Technik führe dahin, daß man bald keine Möglichkeit mehr finde, selbst wenn man es wollte, der Rüstung Herr zu werden. „Noch können wir dieser Entwicklung vorbeugen. Wenn wir das nicht tun, dann werden bald nicht Politiker mit Politikern sprechen, dann werden Raketen mit Raketen sprechen. Dann werden die sogenannten intelligenten Waffen miteinander spielen. Und welches Spiel sie miteinander spielen werden, darüber kann man nur phantasieren. Weil eine Diode oder eine Sicherung an irgendeinem Gerät kaputtgehen kann. Und an diesem 3-Pfennig-Detail wird dann die ganze Menschheit zugrundegehen.“ (*Blätter für deutsche und internationale Politik* 1/85).

Angesichts solcher Entwicklungen ist die andere Bedeutung des Jahres 1945 von elementarer Lebensnotwendigkeit: Sieg und Befreiung. Die Menschen und Kräfte unseres Volkes, die schon vor 1933 gewarnt hatten, Hitler bedeute Krieg, und die im Verlauf von zwölf Jahren, immer unter dem Risiko, das Leben zu verlieren, widerstanden, waren zu zersplittert, um unser Land aus eigener Kraft zu befreien. Und doch haben sie wesentlich dazu beigetragen, daß der 8. Mai 1945 zur Chance werden konnte, unser Volk von den politischen und weltanschaulichen Zwängen zu befreien, die es in die Katastrophe geführt hatten. Davon ist vieles als Aufgabe für heute und morgen verblieben; ihre Lösung wird um so dringender, je drohender eine neue Katastrophe, die endgültige, mit den alten Feindbildern, den alten Kriegszielen motiviert wird.

Die Beiträge dieses Heftes beschränken sich nicht auf den Schauplatz Europa. In der Spurensicherung Hemingways auf Kuba, der Entdeckung einer von kolonialistischem Denken befreiten Vorstellung der afrikanischen Literatur, den Briefen der Doctora Aña aus Nicaragua, den Auszügen aus den Beiträgen des 5. Sofioter Schriftstellertreffens – das einzige, gegenwärtig funktionierende Forum der Literatur aus allen Regionen der Welt (173 Autorinnen und Autoren aus 55 Ländern aller Kontinente waren der Einladung des Bulgarischen Schriftstellerverbands gefolgt) – finden sich Aussagen und Erkenntnisse, die ohne den Sieg über den Faschismus vor 40 Jahren nicht vorstellbar sind. Die Entdeckung des iranischen Schriftstellers Beh Azin, die Begegnung des Türken Mehmet Ünal mit dem großen griechischen Dichter Janis Ritsos erschließen das Thema Befreiung und ihre erneute Bedrohung ebenso, wie das offensichtlich für den Weg und die künstlerische Arbeit von Peter Weiss und das Engagement des Dietrich Kittner zutrifft. Aus der „außergewöhnlichen Zeit der Kooperation“ zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten von Amerika stellen wir den Amerikaner E. Field Horine und den Sowjetrussen Viktor Bojew vor. Beide kamen als Offiziere nach Deutschland, beide sprachen und sprechen Deutsch. Sie kämpften für eine Welt ohne Faschismus und ohne Krieg; sie glaubten und vertrauen auch heute den Grundsätzen der Zusammenarbeit zwischen den USA und

der UdSSR. In den beiden, die ihr Leben riskierten, um die Welt vor der faschistischen Sklaverei zu bewahren, die Völker Europas und auch unser Volk vom Nazismus zu befreien, möchten wir stellvertretend für die namenlosen Gefallenen an das Gemeinsame erinnern, das die Kräfte der Antihitlerkoalition, ungeachtet des Trennenden, mit dem antifaschistischen Widerstand aller Völker verbunden hat und verbindet. Aus diesen Anstrengungen resultieren die Grundlagen für einen Neubeginn. Dafür steht das Vertragswerk von Jalta. Darauf gründen sich der vor 15 Jahren unterzeichnete Moskauer Vertrag, die Ostverträge mit Prag und Warschau, der Grundlagenvertrag mit der DDR, letztendlich die vor zehn Jahren verabschiedete Schlußakte von Helsinki. Wer also an den Grundlagen von Jalta rüttelt, bringt alles zum Einsturz, was für Europa immerhin 40 Jahre Frieden bedeutet.

Was vermögen da noch Literatur und Publizistik? Margot Fürst hat im Dezember 1981 das Gedicht ihres Mannes an Freunde geschickt und dazu angemerkt: „Max Fürst schrieb das Gedicht etwa ein Jahr vor seinem Tod nach dem Aufwachen am Morgen auf... Dies Stück Zuversicht, aus Verzweiflung und Tapferkeit gewonnen, scheint mir der rechte Jahresgruß für die Freunde in der uns alle bedrohenden Zeit. Die Hoffnung nicht aufzugeben und eine andere Wende zu suchen als jene, die mancherorts für uns vorgesehen ist.“

Redaktion KÜRBISKERN

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Gertrud Dietz, Anschrift wie Verlag.

Verlag: Damnitz im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 101053, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.

Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postscheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 373669-431 (BLZ 360 100 43).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.



Pablo Neruda (r.) im Gespräch mit Ilja Ehrenburg (M.) und Anna Seghers (l.) bei der außerordentlichen Tagung des Weltfriedensrates, 1. bis 5. 7. 1952 in Berlin.

(ADN-Zentralbild)

Pablo Neruda

Gesang gewidmet der Roten Armee zu ihrer Ankunft vor den Toren Preußens

Das ist der Gesang zwischen der Nacht
und der Morgendämmerung,
das ist der Gesang, entsprungen dem
letzten Todesröcheln,
wie aus dem geschlagenen Leder einer
blutigen Trommel, gekeimt aus dem ersten
Jubel, ähnelnd dem blühenden Zweig im Schnee
und dem Sonnenstrahl über dem blühenden Zweig.

Das sind die Wörter, die das Sterbende in den
Griff bekommen hatten,
Wörter, die Silbe für Silbe Tränen herausgepreßt
haben, wie bei befleckter Wäsche
bis zum Abtrocknen der letzten bitteren Feuchtigkeiten
des Schluchzens,
und man sollte aus dem ganzen Weinen
den verhärteten Zopf flechten,
das Seil, den harten Faden machen, der das Morgenrot
halten soll.

Brüder, heute können wir sagen: die Morgendämmerung
kommt,
wir können schon mit der Faust auf den Tisch schlagen,
mit der Faust, die bis gestern unsere mit Tränen bedeckte
Stirn festgehalten hat.
Betrachten können wir schon den kristallklaren Turm
aus unserer mächtigen beschneiten Kordillere;
denn auf dem hohen Stolz ihrer Flügel aus Schnee
leuchtet der strenge Glanz von einem weit entfernten
Schnee,
wo die angreifenden Krallen verschüttet sind.

Die Rote Armee vor den Toren Preußens. Hört, Hört!
Ihr zwielichtigen, erniedrigten Helden, strahlend
aus einer zerfallenen Krone.
Hört! Auseinandergenommene, zerstörte und wegradierte
Dörfer.
Hört! Felder der Ukraine, wo die Ähren mit Stolz
wiedergebären können.
Hört, Ihr Gequälten, Erhängten, hört Ihr getöteten
Partisanen, die steif unter dem Frost liegen,
mit Händen, die das Gewehr noch umklammern.
Hört! Mädchen, verlassene Kinder, hört heilige Asche
von Pushkin und Tolstoi, von Pedro und Suworov.
Hört in diesen sonnenklaren Höhen den Schall, der an
die Tore Preußens wie ein Donner schlägt.

Die Rote Armee vor den Toren Preußens,
wo sind die zornigen Mörder, die Totengräber,
wo sind diejenigen, die aus den Tannen die Galgen
für die Mütter gemacht haben?
Wo sind die Tiger mit dem Geruch nach Ausrottung?
Sie stehen zitternd hinter den Mauern ihrer
eigenen Häuser,
auf den Blitz der Strafe wartend,
und wenn alle Mauern fallen,
werden sie die Tanne und die Madonna,
die Partisanen und das Kind ankommen sehen,
um abgeurteilt zu werden.

Hört Tschechoslowaken,
bereitet die härtesten Zangen und die Galgen
und die Asche von Lidice,
damit sie morgen vom Henker geschluckt werden.
Hört, ungeduldige Arbeiter aus Frankreich,
bereitet Eure unsterblichen Flüsse vor,
damit auf ihnen die ertrunkenen Angreifer abgetrieben
werden:
Ihr Spanier, bereitet die Rache vor, hinter den
Gebirgsketten
und an der heißen Südküste,
säubert die kleine, verrostete Karabine, weil der
Tag gekommen ist.

Das ist der Gesang vom Tage, der geboren wird,
und von der Nacht, die zu Ende geht.
Hört dies gut an! Und aus den verhärtetsten Leiden
soll die sichere Stimme, die nicht verzweifelt, entstehen
und der strafende Arm soll nicht zittern.
Bevor morgen die Lobgesänge der menschlichen
Barmherzigkeit anfangen,
habt Ihr noch genug Zeit, die Ländereien, die vom
Martyrium überdeckt worden sind, kennenzulernen.

Erhebt morgen nicht die Fahne der Vergebung
über die verfluchten Sprößlinge des Wolfes und
über diejenigen, die sich bis zur letzten Schneide
des Messers gewagt und die Rose abgeschnitten haben.

Das ist der Gesang des versteckten Frühlings,
versteckt unter den Feldern Rußlands, unter den
Weiten der Taiga und des Schnees,
das ist das Wort, das aus der begrabenen Wurzel
bis zur Kehle steigt.
Von der Wurzel, bedeckt von so viel Angst und
Beklemmung, vom gebrochenen Stiel,
bis zum bittersten Winter der Welt, bis zum
Winter des Blutes in der Erde.

Aber die Dinge vergehen, und aus dem tiefen Grund
der Erde bewegt sich der neue Frühling.
Seht die Kanonen, die aus dem Munde Preußens blühen.
Seht die Maschinengewehre und die Panzer, die um
diese Zeit in Marseille landen.
Hört das rauhe Herz Jugoslawiens, wieder klopfend
in der ausgebluteten Brust Europas.
Die spanischen Augen schauen hierher, sie schauen
nach Mexiko und nach Chile,
weil sie auf die Rückkehr ihrer umherirrenden
Brüder warten.

Etwas Besonderes geschieht auf der Erde,
ähnlich wie eine Brise, die wir früher zwischen
Wellen aus Pulver nicht gespürt haben.

Das ist der Gesang über das, was jetzt geschieht
und der Gesang über das Kommende.
Das ist der Gesang über den Regen, der auf die
Felder fällt wie eine riesige Träne aus Blut und
Kugeln.
Da heute die Rote Armee an die Tore Preußens klopft,
habe ich für Euch singen wollen, für die ganze Erde.
Diesen Gesang aus dunklen Worten,
damit wir dem neuen Licht, das ankommt, würdig sind.

*Übersetzt von Carlos López R.
Sprachliche Beratung: Ortrud Staude-López*

Jakob Dachauer Schwerter der Verletzbarkeit

Jakob Dachauer ist das Pseudonym eines Dichters, der 1931 in Wien als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie geboren wurde. Nach der Besetzung und Annexion Österreichs durch Hitlerdeutschland versuchte der Vater mit dem Sohn Jakob 1938 zu flüchten. Kurz vor der belgischen Grenze kamen SS-Offiziere ins Abteil und spielten mit dem kleinen Jakob „Hoppe, hoppe, Reiter...“. Voller Angst kehrte die Familie nach Wien zurück, aus Furcht, sie würde bei der Grenzkontrolle entdeckt werden. Von dort konnten die Eltern über Italien dem Zugriff der Gestapo entkommen, Großmutter und Jakob sollten unauffällig nachfolgen. Der Plan scheiterte. Die Großmutter kam erst nach Theresienstadt, dann nach Auschwitz (1942), der 8jährige Jakob wurde nach Dachau verbracht – und er hatte Glück. Er war eines der Kinder, die von jüdischen Gemeinden in den USA „freigekauft“ werden konnten. So kam er 1939 in die USA, wo er 1940 wieder mit den Eltern vereinigt wurde, die nach einer längeren Odyssee über Shanghai, später als das Kind, ankamen. Jakob Dachauer wuchs im jüdischen Armenviertel von Brooklyn

auf, konnte dann mit Hilfe von Stipendien an der Columbia University in New York und an der University of California in Berkeley studieren. Er absolvierte im Hauptfach Vergleichende Literaturgeschichte, im Nebenfach Psychologie. Während des Koreakrieges diente er in der US-Marineinfanterie (Ledernacken) und geriet in chinesische Gefangenschaft. Nach der Rückkehr in die USA setzte er das Studium der Psychologie fort und wurde zum Psychoanalytiker ausgebildet. Kurze Zeit war er bei der UNO tätig, dann einige Jahre lang an amerikanischen Universitäten als Professor. Seit Mitte der sechziger Jahre ist er hauptberuflich in der Rehabilitation von Drogensüchtigen tätig.

Jakob Dachauer veröffentlichte drei Gedichtbände auf Englisch, erhielt mehrere Preise für Poesie, auch für ein in Großbritannien und den USA vielbeachtetes Buch über Shakespeare. Seit 1979 lebt er in der Bundesrepublik Deutschland, mit einer Schwäbin verheiratet. Zu seinen ersten in Deutsch geschriebenen Gedichten, hier erstmals veröffentlicht, gehört der Zyklus „Schwerter der Verletzbarkeit“.

*Mais le Juif, c'est celui
qui l'est intérieurement;
et la circoncision, c'est
celle du cœur.*

I
Aus der stummen Hitze ein Wirbel,
plötzlich, wie der Aufstieg von Falken.
Wie sich die blasse Luft freut!

Einst, im Herzen, das sich in eine Nadel verwandelte,
spürte ich einen Faden,
als ob sich Vergangenheit und Zukunft
verknüpften wie die Stränge eines Mädchenzopfes.

Was für Grausamkeit,
schmerzlos zu leben.
Immer nur die Wunden anderer zu hüten
und wie Christus zu sein,
vom eigenen Leid befreit.

II
Schierlingsbecher.
Heute herrscht bloß Finsternis am Strand.
Aus dem tobenden Wasser
ist nichts mehr zu erwarten.

Am Rande des Waldes
hat sich eine Hundertschar versammelt
und wartet vergebens.
Kein wildes Tier wird wütend
aus dem Gebüsch sich auf die Menge stürzen.
Es gibt nichts für den eifrigen Fotografen:
kein Schuß, mit dem man die Angst heilen kann.

Auf der Rose sitzt ein Schmetterling,
still wie Kunst.
Was ist aus den Falken geworden?
Aus den Augen verloren,
kreisen sie noch in dieser Welt?

Aus der stummen Hitze nichts,
außer die Ankündigung des ewigen Wechsels
von Tag und Nacht, Tag und Nacht.

III
Verfinsterung.
Heimlich im Holz speist der Wurm,
gespeichert in Maserung,
die Jahrhunderte bezeugt,
und zerstört dabei die eigene Heimat.

Wie der Krebs, der im Wendekreis
zwischen Zeit und Ewigkeit,
damals und heute, tobend
zuletzt sich selbst zu Tode nagt.

So auch die Tage, auf die wir warten.
Aus den Tropen schriebst du mir
auf grauem Papier:
„Nur Hoffnung ist aussichtslos.
Alles andere, der Schatten,
der über dem Gletscher zieht,
oder die plötzliche Helle im Urwald,
ist wie man es nimmt. Ansicht ist alles.
Und wenn du die Wahrheit

als trostlos empfindest,
rat ich dir zu verrücken.“

Nachts, als ich erwachte,
saß einer blutend auf meinem Bett
und erzählte mir, wie er vor der Liebe
flüchten mußte.

Als Zärtlichkeit ihn plötzlich würgte,
bekam er Angst um sein Leben
und übergab sich vor mir.
Wie schnell das Blut der Unschuld trocknet,
habe ich damals bemerkt, und wie wenig
Zauberformeln aus Zahlen und Buchstaben
Wurm und Krebs aufhalten.

Für dich war jeder Morgen wie eine Hochzeit
von zwei Möglichkeiten
und jede Nacht eine Trennung,
zu ernst für bloße Tränen.
Am Ende trugst du Eiche wie ein Lieblingskleid,
als man dich wie ein Paket
mit Luftpost aufgab.

IV

Feuermund. Die Sonne am Horizont
wie das Tor eines Ofens.
Wohin verschwinden die verdauten Tage?
Alles kommt wieder, verspricht der Volksmund.
Nur nicht deine Arme, die mich schluchzend
durch finstere Zimmer wie eine Wiege trugen,
oder dein Mund, aus dem mich mein Name
zuerst begrüßte. Auch deine Augen haben mich
seit unserem gespielten Abschied nie mehr gesehen.

Sehnsucht brennt wie Jod auf der Wunde.
Aus meinen Wunden muß ich Schwerter schmieden.
Mit diesen Schwertern will ich Wörter weißeln,
wie Blut in den Adern,
bis sie ins trübe Gedächtnis dringen
und es säubern.

In meinem sterbenden Körper herrscht ein anderer,
einer aus der Vergangenheit, in der
ein Zaun aus glühender Angst dem Leben
enge Grenzen setzt, die nicht einmal
ein Schatten überspringt. Wie sprengt man Angst?

Einst, auf dem Gletscher, als ich
in die weiche Welt hineinfiel, fühlte ich mich frei.
In der Ferne schien etwas,
wie ein Augenblick der Unsterblichkeit.

Es war nur ein Steinadler, der über
die weißen Tannenspitzen, die den blonden Himmel
wie Messer stachen, seine strengen Bahnen kreiste.

Im Süden spielen Kinder mit Zündkerzen
und Radkappen, die satte Diebe hinterließen.
Am Strand taumeln Junge beider Geschlechter.
Ihre Körper glänzen wie Delphine.
Dort, wo Wasserperlen die Sonne fangen
und die Tage gehen und kommen wie Träume, von Zeit befreit,
selbst dort kann man ein geborgtes Leben nie verschenken.

V

Hohes Lied. Aus Frauenmündern
höre ich meine Vergangenheit.
Auf ihren Zungen zerlöst sich
mein Leben wie Zuckerwatte.

Durch Davids Tor, hinauf
über steinerne Treppen,
an den Wänden aus blauem Mosaik vorbei,
stieß ich auf die Holzbank, von Vogeldreck gesäubert,
wo du mich erwartest hast.
Du hast mir Bilder in die feuchte Hand gedrückt.
„Die Verschollenen“ hast du sie genannt, als ob
mit ihrem Ableben sie auch die Namen verloren hätten.

Der Glanz der Bilder war fast abgerieben,
die vielen Risse überklebt,
und doch im Licht des heiligen Himmels
erkannte ich mich wieder,
Jahrzehnte älter, Augen glühend
in ihren dunklen Höhlen, der dünne Mund
ein weißer Strich im schwarzen Bart.
„Glaubst du, sie haben einen Lampenschirm aus ihm gemacht,
oder einen Aschenbecher aus seinem Schädel?“
Ich wußte keine Antwort
und spürte nur, wie mir Wut den Atem sperrte.

„In seiner Hochzeitsnacht blieb er bis Morgen im Gebetshaus,
seiner Seele willen und um die Leidenschaft
auf die Essenz zu klären. Der Bräutigam
kam nicht, sagte mir meine Großmutter, deine Tante.
Aber ich bin da. Und mein Vater,
den sie noch in Dachau erschossen,
hat er nicht auch gelebt?“

Wenige Wochen, nachdem mein erster Sohn zur Welt kam,
fand ich in einem alten Koffer meine Kindertasse.
Ich erinnerte mich wie sie zerbrach
am Morgen unserer Abreise, wie ich weinte.

Du hast die Scherben so geschickt geklebt,
daß kein Blinder die Risse mit seinen
Fingerspitzen hätte spüren können.
Ich küßte dich und war am nächsten Tag verschwunden.
Wir haben uns erst ein halbes Leben später wiedergesehen
und zählten, gemeinsame Erben der Grausamkeit,
den Nachmittag, Abend und nächsten Morgen
unsere Verluste, unsere schweren Verluste.

VI

Streugemeinde. Meine Kinder leben wie im Gemälde
einer tropischen Landschaft,
gelb, blau, grün wie Erwartung.
Sie wissen vom Leiden aus Geschichten.
Dem Tod sind sie nur als altem Hund begegnet,
und Sterben ist ein frohes Spiel –
das Ausschalten aller Lichter am Tagesende.

Haß hat keinen Sinn, aber die Leben einer Katze.
Je mehr ich mich im Spiegel meiner Tage drehe,
je weniger verändern sich
die Narben meiner Wunden. Schmerz trübt die Augen
und verzieht die Mundwinkel wie eine Trauerspielmaske.

Ganze Sippen, reisten wir ans heilende Meer oder
in die glühenden, ockeren Dörfer
umhüllt von Löwenzahn und Pappeln.
Wo immer die Laune uns hintrug,
unsere Heimat, die wir als ein zweites Geschirr
mitschleppten, verließ uns nie.
Vielsprachig wie am Babelturm, gedachten wir am Sonabend
unseres Ursprungs in der einzigen Sprache.
Selbst in Babylon konnten wir, zum Trost,
im Gesang noch mit Hoffnung klagen.

Am Straßenrand summt es von endlosen Gesprächen
in Leitungen, Fesseln
über Dächer und Felder.

Heute merkt man aus Bildern wie gern wir lebten,
wie wir uns lächelnd unseren Übermut zeigten
neben der ewigen Frau, die immer am hellen Rand
mit einem roten Krug auf dem Kopf
oder braunen Korb auf leicht gehobener Hüfte erscheint.

Wir wollten nicht merken, damals, daß am Horizont
die Aasgeier in laublosen Ästen saßen,
und warteten wie Tanten auf der Hochzeit.

Wir sollten tanzen erst wenn der Bräutigam
stolz am blühenden Tor stand.
Kurz war die Zeit bis zur Dämmerung. Gleichviel.

Wenige sahen, wie sich die Aasgeier rupften,
als ob sie wüßten, daß mit der Nacht
ein klirrender Sturm unsere Kerzen
löschen und unsere grelle Feier
in Dunkelheit stürzen würde
bis das bittere Reich seine Toten zählt.
Bis das bittere Reich seine Toten zählt.

VII

Waldstimmen. Etwas Uraltes
regt sich in mir. Was ist es,
das seinen glühenden Kopf
aus finsternen Tiefen mir entgegenstreckt,
mich anstarrt, als ich vor dem beißenden Feuer sitze
und mein Herz in Hitze baden lass? Was zerrt in mir?

Ein schwarzes Kreuz? Die Stimmen
von Stiefeln auf schlafenden Steinen?
Oder das Schnaufen der Kosakenpferde,
und das Tanzen von Säbeln in heiligen Straßen.

Ich war nicht höher wie ein Rosenstrauch,
als das Hämmern an der Tür
mich aus dem Schlaf in die
brüllende Nacht riß und dabei
das beschnittene Herz, unsicher wie Luft,
zum Schweigen brachte, zum steinernen Schweigen.

Wie oft als ich noch auf Großmutter Schoß lag,
erzählte sie mir vom Pogrom – Diasporamärchen –,
sie wurde in Auschwitz verbrannt,
und ich lebe heute unter den Deutschen.
Die Gefahren der Kindheit hatte sie wie ich auch überlebt.
Aus ihr ist Rauch und mein Gewissen geblieben.

Ich sehne mich nach Versöhnung,
werde aber die Waldstimmen,
die die Vergangenheit wach gerufen haben, nicht los – Stimmen,
die aus dem Kaminfeuer die bezauberten Namen flüstern:
Sobibor, Treblinka, Dachau, Theresienstadt –
Städte der hohen Fahne, in der wir alle,
die Überlebenden, die Umgebrachten, sowie die Ungeborenen
begraben liegen und warten auf die einzige Erlösung,
die sich wie die unauslöschlichen Stimmen
vielleicht auch im Feuer verbirgt.

VIII

Bleibauch. Bitterer Honig im Mund
ist die Sprache, die aus dem Käfigherz ruft,
das sich öffnet, um jagendem Zorn
seine Freiheit zu schenken.

Die schwarzen Falken kreisen wieder
auf der ewigen Suche nach Opfer.
War es ein Trieb, der die bleiernen Krallen ins Genick trieb?
Was lebt noch vom Traum der Sättigung
unter zitternder Raubvogelhaut?

Wie Bienen, die den Weg zum Stock,
der im Dasein sich einprägt,
nie vergessen können, so auch
die vergifteten Träume.
Wohin ich sie auch verdrängte,
kehrten sie immer zurück
zum selben Ein- und Ausgang.

Ich glaubte, ich hätte zwei Herzen und eine Sprache.
Mit Amerika verheiratet aus Pflicht und Dankbarkeit,
um endlich Ruhe vor der klagenden Mutter zu haben,
merkte ich wie sich die Braut sträubte
und deutete es als Keuschheit. Auf ihren schmalen Brüsten,
um die Kirschenwarzen malte ich Liebeserklärungen
mit rotem Stift. Erfolglos!
Die Träume summten im Keller meiner Seele,
zerrütteten meinen mulmigen Schlaf und die Ehe.

IX

Janusmund. Heute weiß ich,
daß ich nur ein Herz habe,
aber zwei Sprachen.
Kein Mund der Welt,
nur die Welt meiner Tage
spricht mit diesem Mund
in der ersten Sprache,
im dritten Aufzug meines Lebens.
Ich habe das Herz,
das unter Knochenmehl und Asche taktlos lag,
aufgespürt und seine Zunge
in heißem Zorn gebadet
bis ihr eisiges Schweigen zerschmolz.

Hör o Deutschtum, o schwarze Falken,
o Würmer, die in morschen Äpfeln bohren,
hör die Metaphern der gezeißelten Sprache.

In der zweiten Sprache,
die keine Grenzen kannte,
gelang mir kein Grabgesang.
Wie aus einer blinden Zitrone ohne Kern
kam kein Saft, der
dem gezuckerten zweiten Leben
seine Vergangenheit entgegenhielt.

Darf man sich in Watte verstecken wie ein geborgter Schmuck?
Und mit der Zukunft würfeln?
Wer seine Hand, die den Feuermund zündete, verleugnet,
muß mit Asche im Mund seine eigenen Knochen kauen.
Wer die Ohren gegen Waldstimmen mit Watte stopft,
hört nur das hohle Schlagen des vergifteten Herzens.

X

Jaspislicht. Die Toten sind meine Ahnen,
alle die Toten.
Sie sind mir nahe wie meine Haut.
Im Herz bleibt ein Massengrab
und diese Welt, ein Album, in dem ich blättere,
zeigt die Spuren der gewaltigen Verklärung
in jedem Eck.

War meines wirklich ein geborgtes Leben?
Habe ich nicht die Schuld mit Bitterkeit getilgt?
Und haben die Schwerter nicht mehr
als den falschen Knoten zerhackt?

Was bleibt außer Haß,
der im Spiegel Liebe sucht
wie der Bräutigam die Braut,
um sich mit ihr zu vereinigen.
Meine Heimat ist dort,
wo das Herz liegt,
das einzige Herz,
dort, wo im Urwald meiner Trauer
die Sonne plötzlich durch die Äste drängt.
Das hohe Lied klingt aus.

Sivash Kasraii

Einem Kerker gleicht mein Herz
durch Gänge verbundene Zellen
eine Blüte aus Eisenglut.

Mein Herz, eine Folterkammer
die Würde verletzt
die Unschuld gekreuzigt
die Tapferkeit geohrfeigt.

Mein Herz, Richtplatz der Mohnblüten
von Kopf bis Fuß
ein Herz bin ich.

Ein Herz, schlagend, leidend, tosend
Oh du dunkel Gefäß!
Was dir alles nicht vorschwebt
in dieser Enge!

Kein Zauber-Schlüssel
zur Öffnung des Schreis
Festung
kein Licht in Sicht
um zu zeigen
diese blutende Schlucht.
Zu meinem Herzen führt nur ein Weg:
Blutpfad!
Mein Herz, ein zugeschütteter Kontinent
in dem die Wünsche
Gespenster in Menschengestalt sind
die Liebe duftlos, arm
der Zorn, ohne Zahn, selbstzerstörend
die Wut, entwapfnet, grübelnd, verwirrt
die Angst, im Höhenflug,
einem finsternen Adler gleich.
Oh welch eine Angst haust in mir!
Hinter den Gemäuern meines Herzens
ein Himmel lilienblau
seine Sonne lachend
ein leuchtender Fluß in der Nacht
seine Milchstraße
wie nah und doch fern
bin ich dem Licht.

Jede Nacht aus diesem Dunkel ertönt
traurig die Stimme eines Häftlings:
Oh du Freiheit
ein Land ist mein Herz
mein Herz ist im Kerker.

Beh Azin Aufzeichnungen aus dem Iran

Mahmoud E'temad Zadeh (Beh Azin) wurde im Jahre 1912 in der nordiranischen Stadt Rascht geboren. Er besuchte die Schule in Teheran und in Paris, wo er als Marineoffizier ausgebildet wurde. Im Zweiten Weltkrieg wurde er verwundet und quittierte anschließend den Dienst. In den folgenden Jahren arbeitete er als Lehrer. Nach dem Militärputsch vom Jahre 1953 wurde er aufgrund seiner Aktivitäten in Verbindung mit der Tudeh-Partei des Iran verhaftet und vom Lehramt suspendiert. Daraufhin arbeitete er hauptberuflich als Übersetzer, Schriftsteller und Journalist. Seine bekanntesten Erzählungen und Kurzgeschichten – „Be Sou je Mardom“ (Zum Volke, 1948), „Parakande“ (1954, Verstreutes), „Naghdsche Parand“ (1955, Seidenstickerei) und „Mohreje Mar“ (1966, Alraune) – zeichnen sich durch ihre kritisch-realistische Grundhaltung aus. Die Erzählung „Dochtaran-e-Ra'jat“ (Die Bauernmädchen, 1948) behandelt die elende Lage der iranischen Bauern und ihre Ausbeutung durch die Großgrundbesitzer. Beh Azin übersetzte auch bedeutende Werke der Weltliteratur wie „Der stille Don“ und „Neuland unterm Pflug“ von Scholochow, Werke von Balzac u. a.

Mitte der 60er Jahre gründete er zusammen mit anderen antidiktatorischen Schriftstellern den iranischen Schriftstellerverband. Die Mitglieder dieses Verbandes wurden wiederholt wegen ihren politischen Aktivitäten verhaftet und eingekerkert. Seine Erlebnisse während der Haft im Jahre 1970 schilderte Beh Azin in der Erzählung „Miehman-e-In-Aghajan“ (Zu Gast bei diesen Herren), deren Veröffentlichung im Irak strikt verboten wurde. Ab 1976 arbeitete Beh Azin als Präsident des Verbandes. Während der re-

volutionären Erhebung in den Jahren 1978 und 1979 kam es zu einem Generalstreik der iranischen Arbeiter, Angestellten und Beamten. Der Schriftstellerverband arbeitete als eine Art Zentralstelle für Agitation und Propaganda des damals gegründeten Koordinationskomitees der streikenden Werktätigen Irans. Während die gesamte Druckindustrie streikte und keine Zeitungen herauskamen, veröffentlichte der Schriftstellerverband ein Informationsbulletin, in dem Nachrichten und Meldungen über antidiktatorische Aktionen im gesamten Land mit einer Beilage von Gedichten für und über die Revolution, veröffentlicht wurde. Das Informationsbulletin wurde unter der Hauptverantwortung Beh Azins geschrieben und illegal, meist durch Fotokopie, vervielfältigt. Damit wurde diese Gattung von Literatur, die im wörtlichen Sinne Massenverbreitung fand, als „Xerox-Literatur“ bekannt. Nach dem Sturz des Schahregimes bildete sich der Schriftstellerverband zu einer größeren Bündnisorganisation um, dem „Rat der Schriftsteller und Künstler Irans“, zu dessen verantwortlichem Sekretär wiederum Beh Azin gewählt wurde. Beh Azin arbeitete in der folgenden Zeit als Herausgeber und verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift des Rates, davon erschienen in je dreimonatigem Abstand fünf Ausgaben, und der demokratischen Wochenzeitung Ettehad-e-Mardom. Nach der Rechtschwende im Staatsapparat der Islamischen Republik wurde Beh Azin, zusammen mit anderen progressiven Schriftstellern und Kulturschaffenden Irans, am 6. Februar 1983 verhaftet und dieses Mal im Alter von 71 Jahren in die mittelalterlichen Folterkammern des Regimes von Ayatollah Khomeini gesteckt. Ende April 1983 wurde er ein einziges Mal im

staatlichen Fernsehen des Regimes vorgeführt. Bei diesem erpreßten Fernsehauftritt mußte er seine alten politischen und ideologischen Positionen widerrufen und ein „Geständnis“ ablegen, in dem er sich der „Spionage“ und „Dokumentenfälschung“ für eine ausländische Großmacht bezichtigte... Seitdem gibt es keine Informationen über ihn, über das Gefängnis und den Ort, in dem er gegenwärtig festgehalten wird.

Die Veröffentlichung dieser Kurzgeschichte soll die demokratische Öffentlichkeit mit Beh Azins Gedanken und Stil bekannt machen und so mehr Kraft für die Kampagne zur Freilas-

sung der inhaftierten Schriftsteller und Kulturschaffenden des Iran mobilisieren. Unter den inhaftierten Schriftstellern und Kulturschaffenden befinden sich:

– Ehsan Tabari, Philosoph, Schriftsteller, Dichter und bekannter Forscher Irans;

– Aboutorab Bagherzadeh, Übersetzer, der schon in der Zeit des Schahregimes 25 Jahre inhaftiert war;

– Rokneddin Khosrawie, Theaterregisseur;

– Mohammad Djafari, Regisseur und Schauspieler;

– Huschang Assadi, Journalist.

Nima Mina

... Im Juni 1954, während ich meine „Kommunikation“ immer noch fortsetzte, stellte ich fest, daß ich verfolgt und beobachtet wurde. Zwar war ich keine lohnende Beute; bei mir gab es nichts Besonderes zu finden. Aber das Problem war nun einmal da. Ich mußte wachsam bleiben. Als ich eines späten Abends nach Hause kam, sah ich auf der gegenüberliegenden Seite auf dem Bürgersteig einige Männer, wie man so sagt, „rumstehen“. Ich wußte nun, was los war und sagte dem Taxifahrer nicht, daß er anhalten sollte; wir fuhren vorbei.

Die Nacht verging, aber es änderte sich nichts.

Am nächsten Samstagnachmittag, nachdem ich wieder mit Freunden einen „Termin“ gehabt hatte, ging ich in die Istanbulstraße. In dem chaotischen Verkehr bemerkte ich erneut jemanden, der mich verfolgte. Ich schlug mich durch die Menge der Passanten auf die andere Seite der Straße. Von dort aus ging ich in die Gasse, die zur Sa'adistraße führt, danach in die öffentliche Toilette, um alles, was ich an gefährlichen „Papierchen“ in der Tasche hatte, zu entfernen und hinunterzuspülen. Jetzt war ich ruhiger.

Doch als ich wieder herauskam, stand der gute Mann da, er hatte anscheinend gewartet. Er nannte mich beim Namen und wollte, daß ich mit ihm gehe: zur Militärkommandantur. Das war der Anfang meiner zweimonatigen Tour im „Provisorischen Polizeigefängnis“ und später im „Ghasr“-Gefängnis.

Vorerst wurde ich drei Tage lang in der sogenannten Quarantäne „aufbewahrt“. Das war ein kleiner gepflasterter Hof mit zwei verschlossenen Zimmern an seinem Ende. Man sagte, dort sei der Tod in der Gestalt des „Arztes“ Ahmadi zu Sardār As'ad Bachtīārī gegangen. In diesem warmen, feuchten Zimmern wimmelte es von Gefangenen. Als die Sonne nicht mehr in den Hof schien, etwa gegen vier Uhr, kamen sie in den Hof. Da legten sie sich dann auf ihre Kasernen-Bettdecken, die voller Läuse waren, in den Schatten. Wie einfach sie sich kennenlernten, wie sie sprachen und lachten, ohne daß ihnen die Trauer anzusehen war!

In einer Ecke gab es auch Tee. Der ihn kochte war ein junger Dieb mit einem großen und starken Körper, beißendem Blick, trübem Gesicht und großen, gelben Zähnen. Er reichte ein Tablett mit vollen Teegläsern herum. Das

Kleingeld, das er bekam, steckte er in eine Stofftasche. Hie und da ließ er eine provozierende Bemerkung über den einen oder anderen fallen. Einmal, als er wieder kam und die Stofftasche, die an seinem Gürtel hing, in Bewegung brachte, putzte jemand mit lautem Geräusch seine Nase. Er, im Ton eines strengen Kasernenkommandanten, sagte: „Rührt Euch!“ – und alles platzte vor Lachen.

Im Polizeigefängnis verbrachte ich etwa acht Tage. Zusammen mit einer anderen Gruppe wurde ich dann ins „Ghasr“-Gefängnis geschickt. Unsere Gruppe verteilte man auf verschiedene Abteilungen und Blöcke. Hier, wie auch vorher im „Provisorischen Gefängnis“, waren alle Blicke auf die Tür gerichtet, und wieder beschäftigte uns die Frage, wie wir am schnellsten hinaus gelangen könnten – ins freie Leben.

Assadollah B. – ehemaliger Unteroffizier der Polizei –, ich und sechs „erfahrene“ Diebe befanden sich in einem Zimmer.

Das Zimmer war groß; es war genügend Platz da.

Wir konnten uns nicht anfreunden, denn sie blockten sämtliche Kontakte ab. Immerhin gab es keine Reibereien. Alle, außer einem, waren Aserbajdschaner – mit den normalen, teilweise „würdigen“ Gesichtern guter Bürger: wie eben Geschäftsleute, Händler und Makler des Basars aussehen. Was sie kenntlich machte, war, daß sie immer zusammen auf dem Gefängnishof spazierengingen. Morgens, nach dem Frühstück, und manchmal auch am späten Nachmittag liefen sie schnell und lautlos, nur mit der Ferse und einem Teil des Fußrandes den Boden berührend, nebeneinander um den Gefängnishof. Einer von denen, die ich dort kennenlernte, war Mir Ahmad N., ein starker junger Mann mit breitem Kinn und großem Mund, mit kastanienbraunen Augen, nett und freundlich. Er erzählte gern über die Nationalgerichte seiner Heimat Gilan: Torsch-Kabab, Debidja, Mirza Ghassemi, Kouli und Anar-Bidji², von gesalzenem Fisch mit rohen Zwiebeln, die man zum Essen bekommt, wie man sie schneidet und in den Mund nimmt, usw. Er erzählte mit einer Begeisterung, die von seinem sehr starken Lokalpatriotismus zeugte. Seine Heimatliebe hatte etwas Warmes und Gutes an sich. Wie selig er von den Straßenverkäufern sprach, von Kindern, von dem Wunsch ihrer armen Mutter, die Früchte des einzigen Apfelbaumes, den sie zu Hause hatten, in ihrer kindlichen Sprache möglichst verlockend auf dem Basar anzubieten. Er hatte wirklich Geschmack; auch seine Schrift war schön. Andauernd sagte er: „... Ich betrunken und du besoffen, wer uns nach Hause führen wird...“ Dieses Gedicht, das ich zum ersten Mal von ihm hörte, gefiel mir so gut, daß ich ihn bat, es mir aufzuschreiben. Er notierte es, und ich habe es bis heute behalten.

Das Leben im Gefängnis vergeht langsam und ist absurd. Verbitterte Streitereien, immer wieder dieselben Witze und Späße, unfrohes Lachen, und Schach, dieses Zeittötungsspiel. Es gab nichts zu lesen, außer den Zeitungen „Ettela'at“ und „Keyhan“, die wir immer abends erhielten und die von Hand zu Hand gingen.

Genau nach zwei Monaten wurde ich freigelassen, ohne Verhör, ohne Urteil oder eine Entschuldigung. Jedenfalls hatte ich das Glück, jetzt frei zu sein. Ein alter Freund von mir, Dr. Taghi M., der in diesen Tagen die Mutter eines einflußreichen Mannes operiert hatte, hatte sich für mich verwendet. Man verlangte nun, daß ich nicht mehr politisch arbeitete.

Ich schrieb auf einen Zettel nur, daß ich „bisher kulturelle Arbeit geleistet hätte und das auch weiterhin tun wolle“. Aber nehmen wir an, das Ganze wäre nicht so abgelaufen, meine Haftzeit wäre länger geworden. Was wäre dann



geschehen? Auf diese Frage weiß ich keine Antwort. Zweifellos bin ich nicht standhafter und stärker als andere. Ich habe immer denen verziehen, die in ihrer Schwäche strauchelten und unfähig waren, sich zu wehren. Ich habe immer versucht, ihnen zu helfen, bevor sie in den totalen Abgrund stürzten. Aber das ist alles von mehr als vom Wollen abhängig. Die Umgebung übt im positiven wie negativen Sinne Druck auf einen aus — dazu die Angst um das Schicksal der Frau und der Kinder —, all das ist stärker!

Unter denen, die ich nie als verloren betrachten wollte, befand sich A. Eines Tages traf ich ihn in der Sa'adistraße vor Darwāzeh-Doulāt, mitten im dichten Verkehr und der Menschenmenge. Ich kam gerade von der Arbeit, und auch er hatte einen Arbeitstag als Stenograph im Parlamentsgebäude hinter sich, ging nach Hause. Ich sprach mit ihm über das, was mich am meisten beschäftigte.

„In dem alltäglichen Schlamm der heutigen Zeit zu leben, erfordert zumindest, daß nicht noch der Kopf im Sumpf versinkt, daß man sauber atmen kann. Man muß die eigenen Gedanken retten können.“

Er schaute mich an. Ein scharfer, streitender Blick seiner winzigen Augen hinter der Brille traf mich. Seine dick verquollenen Lippen zitterten. „Jahrelang haben wir gelogen, und wir lügen auch heute. Welche Gedanken?“ — Mit einer großen Last auf dem Herzen verließ ich ihn. Eine Zeitlang sah ich ihn nicht, aber aus der Ferne wußte ich, wie es um ihn stand.

Er wollte immer schneller vorankommen, mit immer größeren Schritten. Von der Stenographie in die Bibliothek, von dieser Behörde zur anderen Organisation, von dieser Stelle als „Stellvertreter“ zur anderen als „Chef“. Einige Reisen nach Frankreich und in die USA. Ein Doktorandenstipendium für Wirtschaftswissenschaften. Eine Professur. Der Traum vom Ministersessel war nicht mehr allzu unrealistisch.

Trotz alledem war er so klug, daß er nicht alle Fäden seiner alten Freundschaften reißen ließ. Einen Rest der alten Farbe behielt er noch in seinem Gesicht und erzählte noch vor unerfahrenen Leuten alte Geschichten, die seine innere Wandlung verbargen. Auch er gehörte zu jenen, die vorgaben, die Festung des Feindes von innen erobern zu wollen. Oder die, wie Galilei, zur Rettung ihres zerbrechlichen, von Versuchungen geschwächten Körpers auf die Knie fielen, um das Genie zu erhalten. Gott weiß, wie viele solcher Galileis damals im Iran lebten.

Nun habe ich A. seit langen Jahren nicht mehr gesehen. Als ich noch der verantwortliche Redakteur der „Ketab-e“-Hefte war, begegnete ich ihm öfters in Arbeitszusammenhängen.

Immer war er etwas zurückhaltend und in gewisser Hinsicht wachsam. Er verhielt sich wie ein Schuldner, den man nicht an seine Schulden erinnert, der sie aber nicht vergessen hat.

Einmal traf ich ihn bei einem Freund zu Hause. Er war schon vor mir dagewesen. Wir setzten uns, machten es uns gemütlich und plauderten. Die Gastgeberin bediente uns. Sie erzählte dabei etwas und lachte laut. Ihr Lachen, mit dem langen, hohen Schlußton, erinnerte mich an ein Huhn.

A. aber hatte sich mit einem gespannten Gesichtsausdruck zurückgezogen und saß, mit dem Blick nach unten, da. In kurzen, nicht gerade begeistert klingenden Sätzen antwortete er der Gastgeberin. Auf einmal bemerkte ich sein fast blau-violettes Gesicht und seine geschwellenen Lippen. Er griff nach einem Kristallaschenbecher und wollte ihn mir an den Kopf werfen. Warum? — Ich weiß es nicht. Nie hatten wir eine enge Freundschaft miteinander, doch es hatte auch nie bittere Zusammenstöße oder gar ein Konkur-

renzverhältnis gegeben. Je mehr ich nachdenke, desto sicherer bin ich mir, daß an jenem Abend auch kein verletzendes oder provozierendes Wort meinerseits gefallen war.

Er sagte: „Du bist wohl auf dich selbst sehr stolz. Glaubst du, außer dir lebe keiner auf dieser Welt. Soll ich mit diesem Aschenbecher deinen Kopf zerschlagen?“

Nein, er sollte nicht. Ich sah ihn ruhig an und sagte: „Du irrst dich. Für mich haben alle Menschen einen gemeinsamen Ursprung. Es gibt nichts, was zu Hochmut, aber auch nichts, was zum Verzweifeln berechtigt.“

In dieser Weise fuhr ich fort, mit ihm zu sprechen. Ich bat ihn, sich mit mir in eine ruhige Ecke zu setzen. Wieder sprach ich mit ihm über die ganzen Jahre der Bitterkeit und der Schande, die uns zugefügt wurde. Ich sprach über unsere Zersplitterung, unser Mißtrauen...

Auf einmal sah ich, daß er Tränen in den Augen hatte. Ich hatte den Eindruck, daß er mich gar nicht sah und ruhig vor sich hin weinte. Er dachte bestimmt an die Vergangenheit, an die Jahre der Hoffnung und des Elans.

Man könnte diese schlagartige Veränderung sehr leicht auf etwas wie Betrunkenheit zurückführen. Doch das war es nicht: Er trug ein Leiden mit sich, das in der Regel versteckt war und sich ab und zu auf diese Weise offenbarte. Seine Scham, die Nervosität und Feindseligkeit mir gegenüber waren nur Vorwände für diese Offenbarung. Lassen wir's.

Als ich das „Ghasr“-Gefängnis verließ, erhielt ich zwei Aufträge.

Der erste war mir von einem der Aserbajdschaner, mit denen zusammen ich gesessen hatte, erteilt worden. Wahrscheinlich hatten wir im Lauf der ganzen Zeit keine zwei Worte gewechselt, doch die Gelegenheit meiner Entlassung war sehr günstig, und er nutzte sie. Er hatte eine Botschaft für den Eisverkäufer in Bāb-e-Homajoun — „Weißt du für wen? Da, gleich am Anfang der Straße, nach der Gasse hinter dem Telegraphenhaus, einige Schritte weiter unten.“

Ich bestellte die Botschaft. Kalt hörte er mir zu und schickte mich schnell weg, um mich loszuwerden. Er traute mir nicht. Vielleicht sah er auch seinen Partner lieber da, wo er gerade war.

Den anderen Auftrag erhielt ich von Assadollah B. Seine Familie hatte sich an den Parlamentsabgeordneten von Rascht gewandt und nichts erreicht. B. wollte, daß ich zu ihm gehe und noch einmal, als Freund aus der gleichen Heimatstadt — eben Rascht —, mit ihm spreche, um ihn mild zu stimmen. Ich mußte mich überwinden, aber ich tat es.

Der Parlamentsabgeordnete war Professor an der Technischen Fakultät der Universität Teheran: zu Reza Khans Zeiten hatte er kritische Beiträge in Zeitungen Frankreichs, wo er studierte, veröffentlicht. Er mußte sein Studium deshalb abbrechen und wurde in den Iran zurückgeschickt. Nach dem September 1941 (Sturz Reza Khans) verkaufte er sich an Ghawam Saltaneh, wurde als Ingenieur anerkannt und an die Spitze einer Baufirma gesetzt, die mit Regierungsaufträgen Unsummen an Geld machte.

Diesen Mann mußte ich darum bitten, etwas für den Gefangenen, der zufällig aus seiner Heimat und aus seinem Wahlbezirk stammte, zu unternehmen. Ich kannte Djafrondi aus der Zeit meines Auslandsstudiums. Zwei Jahre saßen wir in den Mathematikstunden des Internats in Paris nebeneinander. In diesen zwei Jahren ging unsere Freundschaft auseinander.

An jenem Tag, nach der Wiedersehensbegrüßung nach zwanzig Jahren, hörte er mir zunächst sichtlich empört zu und fragte dann, wie ich zu der Vorstellung käme, daß er mir etwas schuldig sei.

„Bin ich etwa mit Ihrer und Ihres Freundes Stimme gewählt worden? Sie haben etwas riskiert und verloren. Jetzt müssen Sie dafür aufkommen. Was habe ich mit dem Ganzen zu tun?“ Die Situation war nicht gerade günstig. Trotzdem gab ich nicht auf. Mit einigen bunten Phrasen hielt ich eine Rede über „nationale Versöhnung“, die Politik der Sieger. Doch gerade diese Ansprache provozierte ihn:

„Welche nationale Versöhnung denn? Gott wollte es nicht. Wenn Sie erfolgreich gewesen wären, dann würde meinesgleichen an den Laternen aufgehängt worden sein!“

Ich war niedergeschlagen und bereute den Besuch.

Ich sollte aber noch länger mit dem Putsch-Regime zu tun haben. Einen Monat nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis konnte ich wieder meine Arbeit als Mathematiklehrer aufnehmen.

Die Behbahani-Oberschule, auf dem Weg zwischen Sar Tscheschmeh und der Sepahsalar-Moschee, war ein altes Backsteinhaus in einem Gäßchen mit sehr vielen Passanten, Kulis, Straßenverkäufern und Käufern. Ein Korridor verband den Eingang über zwei oder drei Treppen mit dem kleinen Innenhof der Schule, der an die Zeiten der Ghadjaris erinnerte. Im Hauptbüro der Schule, einem engen Zimmer, in das der Schreibtisch und der Schrank des Herrn Direktors und die Sitzbänke für die Lehrer mit Mühe hineinpaßten, sah ich etwas Neues; über dem Kopf des Herrn Direktor hing in einem schön verzierten Rahmen ein handgeschriebenes Gedicht:

„Wenn dem Weisen von einem Grobian etwas angetan wird, soll er sich nicht wehren und sich leidend zurückziehen.“

Wenn ein gemeiner Stein eine Goldschale zerbricht, dann wird dadurch weder der Wert des Steines größer noch der Wert des Goldes vermindert.“

Das war ein sanfter poetischer Protest, mit den Mitteln der Dichtung Sa'adis³, die einem in verschiedenen Situationen hilft: am ersten Jahrestag der Machtergreifung der Regierung Zahedi etwa oder dem des Sturzes von Mossadegh.⁴ Doch es bleibt bei dieser Sanftheit.

Alle Gespräche drehten sich um die Erhöhung der Mindestlöhne der Lehrer. Es sah aus wie die Erfüllung aller unserer Wünsche. Man konnte nun von einem eigenen Haus, vom eigenen Auto, von einer Urlaubsfahrt nach Europa träumen. Doch verbunden mit diesen Verlockungen war ein Plan zur Beseitigung der Tudehis. — Schnell und hastig sollten wir den Trennungsstrich ziehen und uns von ihnen abgrenzen. — Was geht uns das denn an? Derjenige, der etwas angestellt hat, soll auch dafür büßen!

Am Nachmittag des 7. Oktober unterrichtete ich gerade in der elften Klasse Mathematik, als mir ein Bote einen Brief brachte. Ich öffnete ihn und fand die vorläufige Kündigung meiner Stelle als Lehrer — aufgrund „organisatorischer Notwendigkeiten“. Die Unterschrift stammte von Wakili, dem stellvertretenden Kulturminister. Mit zwei Worten verabschiedete ich mich von meinen Schülern und verließ die Schule. Wieder eine scharfe Wendung in meinem Leben...

Mit Frau und fünf Kindern — von denen das kleinste gerade ein Jahr alt war — konnte ich über diesen Spaß des Herrn stellvertretenden Ministers wirklich nicht lachen. Was sollte ich tun? Ich hatte weder Ersparnisse noch jemanden, der mir hätte helfen können. Es war auch absurd, an Unterstützung zu denken. Ferne und nahe Bekannte fanden nicht einmal einen Vorwand, mir gegenüber ab jetzt offen feindselig zu sein — das erforderte zu viel Aufwand an Intelligenz. Im Gegenteil, man ließ mich wissen, offen oder ver-

steckt, wie ich es richtiger hätte machen sollen. Ein bißchen Raum war auch für Mitleid übrig. Alle rechneten damit, daß ich meine „Sturheit“ aufgeben und auf die Knie fallen würde.

Für die Zeit meiner provisorischen Kündigung erhielt ich vom Ministerium ein Mindestgehalt. Die erste Überweisung kam erst drei Monate nach der Kündigung: 220 oder 230 Touman.⁵ Davon mußte ich 90 für die Miete zahlen; wir hatten eine Dreizimmerwohnung in einem großen Haus in der Iranstraße.

Diese 90-Touman-Miete hat ihre eigene Geschichte. Ich hatte diese Wohnung im Juni 1945 für 150 Touman bei einem Hadji Doulabi gemietet. Dieser Hadji verkaufte seit Jahren in Teheran Gemüse und Gurken auf den Straßen und im Basar. Mit der Zeit hatte er ein Anfangskapital zusammengebracht, von dem manche sagten, er habe einen Schatz gefunden oder in der Wüste jemanden umgebracht und mit dessen Geld das Haus gekauft und den Laden eingerichtet. Aber trotzdem hatte er noch immer eine Vorliebe für Gemüse und Gurken. Um Steuern zu hinterziehen, schloß Hadji grundsätzlich keine schriftlichen Verträge mit seinen Mietern ab. Alles wurde mündlich geregelt. Wenn er Geld bekam, gab er dafür keine Quittung. Damals verdiente ich bei der nationalen Bibliothek 340 Touman. Einmal, zweimal und dreimal gab ich die Hälfte meines Einkommens dem Sohn des Hadji, der unter unserer Wohnung ein Parfümgeschäft hatte. Aber ich konnte eine derartige Belastung nicht aushalten. Ich konnte kaum das Notwendigste, das Brot, das Fleisch, die Seife und das Baden bezahlen.

Offen und ehrlich legte ich meine Situation dar und forderte eine Ermäßigung. Die Antwort auf meine Forderung wurde immer von heute auf morgen verschoben. So legte ich am Anfang des Monats 100 Touman auf die Fensterbank und schrieb dazu, daß ich ab sofort nur noch gegen Quittung zahlen würde.

Hadji regte sich auf, drohte und beschwerte sich bei Bekannten. Das Geld blieb einige Tage lang auf der Fensterbank liegen. Einmal mußte ich gerade etwas bezahlen – ich nahm 10 Touman, und es blieben 90 Touman auf der Fensterbank liegen.

Von da an zahlte ich jeden Monat 90 Touman und erhielt dafür auch eine Quittung.

Im Lauf der 22 Jahre, die wir in der Iranstraße wohnten, erhöhte ich je nach meinem Einkommenstand die Miete, bis sie zum Schluß 200 Touman erreichte. Genauso besserten sich auch – nachdem der Hadji gestorben war und nun wahrscheinlich in der Hölle oder im Paradies Gurken und Gemüse züchtet – meine Beziehungen zu seinem Sohn, bis ich ein eigenes Haus kaufte und wir uns freundlich voneinander trennten.

Ich habe von der Zeit meiner Kündigung erzählt. Ich mußte einige Male Teppiche und Haushaltsgegenstände verkaufen, und manche Bekannte schenkte uns ab und zu zum Neujahr etwas für die Kleidung der Kinder – insgesamt vielleicht 1000 Touman. Die Zeiten waren alles in allem nicht zu schlimm. Aber danach...

Auf der Suche nach einer Möglichkeit, das Leben finanzieren zu können, fing ich wieder an zu schreiben. In gewisser Hinsicht hatte ich Fortschritte gemacht. Aber die Arbeit war sehr umfangreich und ging langsam voran. Ich lebte nur noch von einem Tag auf den anderen.

Einem wollte ich mich nicht unterwerfen – noch einmal in den Dienst zurückzukehren unter den Bedingungen, die das Regime festgelegt hatte: zu der neuen Regierung, die als Handlanger der Fremden den Iran an das Konsor-



tium verkaufte.⁶ Freiberuflich arbeiten? – Das brauchte Geld, ein Anfangskapital, das ich nicht besaß.

Ich wollte auch nicht im Dienste anderer meinen Ingenieurtitel mißbrauchen. Ein Gedanke, ein „Muß“: nicht sich selbst in den Dreck ziehen. Genau die Leitlinie, die meine Handlungsfreiheit einschränkte und mein Leben in die Sackgasse führte. War es denn richtig? – Heute würde ich sagen, nicht auf allen Ebenen.

Ich habe heute gut gelernt, daß jedes Handeln – jedes lebendige und schöpferische Handeln – Verunreinigungen mit sich bringt, und das ist gar nicht schlimm. Nur Schweine lassen sich in den Dreck fallen und fühlen sich auch wohl dabei. Man kann Dreck immer mit sauberem Wasser abspülen und ent-

fernen. Hier meine ich den Menschen und nicht die Schweine. Der Mensch muß immer aufpassen und in Bewegung sein, damit er nicht trüb wird und sozusagen „rostet“.

Damals wollte ich mich nicht versöhnen. Heute meine ich, es ist richtiger, beweglich zu bleiben, um das eigene Ziel leichter und schneller zu erreichen. Meine Ansprechpartner sind die, die mit dem Blick auf ein bestimmtes Ziel marschieren. — Genauso, wie in der nächtlichen Dunkelheit Wanderer und Reisende auf das Licht der vor ihnen liegenden Ortschaften schauen.

Im Juni 1954 war ich verzweifelt und müde. Allein und verlassen hatte ich nicht einmal die Lust und die Kraft zum Schreiben. Ich war ohne Hoffnung. Ich versuchte, alle Bekannten und Verwandten, die ohne große Schwierigkeiten vor sich hin lebten und sich mit der Lage abfanden, zu meiden.

Unter anderem hielt ich mich von meinem alten Freund Dr. Taghi, den ich seit meiner Kindheit kannte, fern. Ich wollte ihm nicht mit meinem immer gleichen und wiederholten Schwierigkeiten zur Last fallen. Ich schämte mich. Um es offener zu sagen: Ich hatte Angst. Nicht davor, daß er mich alleine ließe, denn bis dahin, in vielen anderen schwierigen Situationen des Lebens, hatte er mir gezeigt, daß er ein Freund ist, auf dessen Freundschaft man sich verlassen kann.

Ich hatte Angst davor, daß er genauso wie viele andere meinen Widerstand als falsch bezeichnen und mir davon abraten würde. Ich befürchtete, er könnte mich durch unsere lange Bekanntschaft unter Druck setzen. Ich wollte auch keine Bestätigung — von niemandem. Ich war bewußt dabei, einen Weg zu gehen, der zur Wahrheit führen sollte, unumkehrbar und ohne Abweichung. Das, was ich von meinem Freund wollte, war seine Unterstützung. Nur das.

Doch würde Taghi unter den schwierigen Bedingungen mir meine Freiheit nehmen? — Ich glaube nicht. Aber in der damaligen Situation hatte ich nicht die Kraft in solch einer strittigen Frage auf einen Freund zu vertrauen. Ich wandte mich an andere, an Bekannte aus der Nationalen Bibliothek, aber nicht an ihn.

So, wie ich es mir schon gedacht hatte, scheiterte ich bei allen. Alle Türen waren mir verschlossen. Ich dachte noch weiter und ging auch noch weiter. Ich überlegte mir, einfach aus der Welt zu scheiden. Ich hatte Angst vor dem, was mir das Leben antun könnte. Das Leben blieb aber trotzdem freundlich, obwohl es unter diesen Bedingungen wirklich bitter schwer war.

Eines Tages ging ich zu Fuß an der Parlamentsdruckerei vorbei. Vor einem kleinen Geschäft traf ich E. A. Auch er gehörte zu den über 500 Angestellten und Beamten des Kultusministeriums, die in Teheran vom Dienst suspendiert worden waren. Fast alle waren inzwischen wieder eingestellt — mit wenigen Ausnahmen, zu denen auch ich gehörte —, durften aber nicht mehr als Lehrer arbeiten, sondern nur als Bürokraten in verschiedenen Abteilungen des Arbeitsministeriums; gerade so, daß ein Vorwand existierte, sie zu bezahlen und möglichst ruhigzuhalten. Ich grüßte A. und wollte schon weitergehen; er jedoch, mit seinem ulkigen, verführerischen Isfahaner Dialekt, überredete mich und nahm mich in das Geschäft mit. Er hatte es mit zwei seiner Freunde, die ebenfalls aus Isfahan stammten, eingerichtet. Er zeigte mir die wenigen Bücher, die sie bis dahin gedruckt hatten. Er erzählte von der großen Veränderung, die er durch Form und Inhalt der Bücher auf dem Markt bewirken wollte. Zum Schluß fragte er mit angenehmer Höflichkeit, ob ich mit ihnen zusammenarbeiten würde. Zusammenarbeit in welchem Bereich? — Übersetzungsarbeiten oder eigenes schöpferisches Schaffen wären ihm wichtig. Da-

für gäbe es genügend Geld, ehrlich und pünktlich. Es wäre für ihn eine Ehre. Etwas Besseres konnte nicht passieren. Ohne Wenn und Aber nahm ich das Angebot an. Zwei Tage danach schloß ich mit ihm einen Vertrag über die Übersetzung des „Vater Goriot“ von Balzac. Als Anzahlung erhielt ich zunächst 250 Touman.

Dies war ein gutes Zeichen dafür, daß mein Problem gelöst würde, so, wie ich es mir vorgestellt hatte: den eigenen Kopf hochhalten, anderen nicht zur Last fallen.

Jahrelang lebte ich so weiter. Ich wollte nicht mehr haben. Ich war immer stolz auf meinen halbleeren Bauch und den meiner Angehörigen. Er war ein Schutz für mich vor vielen Verführungen und Versuchungen. Alle Achtung vor dem halbleeren Bauch des arbeitenden Mannes!

„Vater Goriot“ wurde innerhalb von weniger als einem Monat übersetzt und publiziert. Mein Lohn betrug etwa 10 Prozent des Verkaufspreises, also ungefähr 1000 Touman, von denen ich schon 250 erhalten hatte.

Jedenfalls war ich in Bewegung. Ich konnte mich ernähren und ich selbst bleiben. Aber es war ein einfaches Leben mit bestimmten Mängeln. Ich mußte immer wie ein Schäferhund auf Wölfe achten und durfte keine Angriffsfläche bieten.

So wurde ich durch die Notwendigkeit, weiter leben zu müssen, Übersetzer. Natürlich war für mich auch die Wirkung der Bücher, die ich übersetzte, wichtig.

Heutzutage lastet ein unheimlicher, verbrecherischer Druck auf den Gedanken der Menschen. Die Angst, die instinktive Angst vor einer Durchsuchung und Durchleuchtung der Gedanken. Die Angst davor, daß ein Fremder in das Innere eindringt, deinen schöpferischen Geist in Ketten legt, um ihn den real vorhandenen Ge- und Verboten anzupassen. Hier steht das Schöpfertum, alles, was einen Menschen ausmacht, auf dem Spiel. Man muß die Seele am Leben erhalten. Die Flamme im Inneren des Menschen muß weiter brennen. Das Herz und die Augen müssen ständig wach bleiben. Das ist immer das Ärgerswerste, wenn man dort lebt, wo alle schon eingeschlafen sind und Müdigkeit und Bequemlichkeit einen selbst auch dazu verführen wollen, in den naiven Schlaf des Nichtwissenden zu fallen. Die Hoffnung auf bessere Zeiten wirkt wie eine Fata Morgana, die man aus der Ferne in der Wüste sieht — wie eine Lüge, die sich immer wiederholt und ungreifbar fern bleibt.

(November 1975)

Übersetzung, Einführung und Anmerkungen von Nima Mina

Anmerkungen:

- 1 Als Kommunikation wird die Verbindung zur illegalen kommunistischen Tudeh-Partei des Iran bezeichnet. Im gleichen Sinne spricht der Autor von „Termin“ als dem Zeitpunkt eines Treffs, der aus Sicherheitsgründen auf der Straße stattfinden mußte.
- 2 Traditionelle Gerichte aus der nordiranischen Provinz Gilan, an der Küste zum Kaspischen Meer im Norden des Landes.
- 3 Sa'adi: klassischer iranischer Dichter, der im 12. und 13. Jahrhundert lebte.
- 4 Dr. Mohammad Mossadegh: Namhafter national-bürgerlicher Politiker, der als Vorsitzender der Nationalen Front und zeitweise auch als Ministerpräsident die Bewegung zur Verstaatlichung der iranischen Erdölindustrie führte. Im August 1953 wurde er durch einen vom CIA gesteuerten Putsch abgesetzt.
- 5 1 Touman entspricht 10 Rials; der Rial ist die offizielle iranische Währung.
- 6 Gemeint ist die „zivile“ Regierung von Hossein Ala', die nach der Militärregierung von General Zahdi, der gegen Mossadegh geputscht hatte, die Macht ergriff. Er erteilte dem „Internationalen Erdöl-Konsortium“, bestehend aus britischen, amerikanischen, holländischen und französischen Monopolen, die Vollmacht zur Förderung des iranischen Erdöls. Damit machte Hossein Ala' die Ergebnisse der Bewegung zur Nationalisierung des Erdöls rückgängig.

André Müller, sen.
Die Logik

Aus der Szenenfolge „1945“.

Kleingartengelände. Im Hintergrund zerstörte und ausgebrannte Häuser. Wildes Flakfeuer. Flugzeuggeräusche. Bombeneinschläge. Es ist Nachmittag. Der Krüppel. Der Bursche. Die Frau.

DER BURSCHE: Das war daneben (*schiebt die Eisenplatte über eine Art Schützenloch beiseite*). Ehrenfeld brennt. (*Zufrieden.*) In der Stadt brennt's auch.

DIE FRAU (*kommt mit dem Kopf hervor*): Glaubt ihr, daß es vorbei ist?

DER KRÜPPEL (*der gleichfalls mit dem Kopf hervorgekommen ist*): Nein. Das war nur die erste Welle. Aber bis zur nächsten ist noch Zeit.

(*Der Bursche klettert aus dem Loch, hilft dann dem Krüppel.*)

DIE FRAU: In dem Loch habe ich Angst (*klettert gleichfalls heraus*). Im Luftschutzkeller wäre mir wohler.

DER KRÜPPEL (*massiert seinen Oberschenkel*): Bis Ihnen die Decke auf den Kopf fällt. Mein Schwager ist so umgekommen. Meine Schwägerin auch.

DIE FRAU: Ich weiß nicht. Ob ich jetzt gehe? Bis zur Simrockstraße komme ich vielleicht.

DER BURSCHE: Besser ist, Sie bleiben.

DIE FRAU: Aber das Loch – und nichts darüber.

DER BURSCHE: Es ist ja was drüber – eine Eisenplatte gegen die Splitter.

DIE FRAU: Die hält aber keine Bombe ab.

DER BURSCHE: Sicherlich nicht, wenn sie drauffällt. Aber direkt drauffallen muß sie schon. Sehen Sie (*weist auf einen Bombentrichter*), das war nur sieben Meter entfernt. Und uns ist nichts passiert.

DIE FRAU: Ich weiß nicht. Ein Keller wäre mir lieber.

DER BURSCHE: Keller sind Särgе. Ich hasse Keller (*es wird ruhiger*).

DIE FRAU: Wie alt bist du?

DER BURSCHE: Zwanzig.

DIE FRAU: Und nicht Soldat?

DER BURSCHE (*verlegen*): Ich bin nicht gesund.

DIE FRAU: Heutzutage sind auch Kranke an der Front.

DER KRÜPPEL: So, hiermit? (*Schnallt die Beinprothese rechts ab. Hält sie hoch.*) Kaminsk, ein Dorf bei Kursk. Ostfront. Der da hat einen Granatsplitter in der Lunge, elf Zentimeter lang. Ein Wunder, daß er noch lebt.

DIE FRAU: Ist ja schon gut. Ich hab's nicht so gemeint.

DER KRÜPPEL: Der Stumpf schmerzt wieder. Ich spüre es bis in die Zehen.

DIE FRAU: Kann man das?

DER KRÜPPEL: Ja. Aber ich weiß auch nicht richtig, weshalb. Etwas mit den Nerven.

DIE FRAU: Ich denke, ich gehe jetzt. Es ist gerade ruhig, vielleicht komme ich bis zur Simrockstraße.

DER KRÜPPEL: Versuchen Sie's.

DIE FRAU: Tschüss dann. Und Dank für den Platz im Loch. (*Ab.*)

DER BURSCHE: Diese Kuh! Kaum sehen sie jemanden in meinem Alter, fängt diese blöde Fragerei an. Aber das mit dem Bein hat ihr das Maul gestopft. Wie kamst du auf den Einfall?

DER KRÜPPEL: Der Stumpf schmerzte wirklich. Er tut es immer noch. Gib mir trotzdem die Prothese wieder, ich denke, die nächste Welle kommt.

DER BURSCHE: Hier.

(*Erneut Flakfeuer.*)

DER KRÜPPEL: Sagte ich es nicht?

DER BURSCHE: Die kommt nie bis zur Simrockstraße.

DER KRÜPPEL: Ihr Bier.

DER BURSCHE: Das Loch ist sowieso nichts für drei. Übrigens klammerte sie sich ganz schön an dich.

DER KRÜPPEL: Sei nicht neidisch, das war bloß Angst.

DER BURSCHE (*der den Himmel mustert*): Runter! Da, jetzt werfen sie ab! (*Will ins Loch.*)

DER KRÜPPEL: Nein, die treffen uns nicht mehr. Man sieht schon die Streifen. Das geht auf die Innenstadt.

(*Serie von Bombeneinschlägen. Stärkeres Flakfeuer.*)

DER BURSCHE (*haßerfüllt*): Los! Schmeißt alles zusammen!

DER KRÜPPEL (*haßerfüllt*): Los! Holt sie runter!

DER BURSCHE: Auf die Brücken, die Häuser, den Dom!

DER KRÜPPEL: In den Häusern sind Frauen und Kinder.

DER BURSCHE: In die Gaskammer kamen auch Frauen und Kinder.

DER KRÜPPEL: Das eine ist so schlimm wie das andere. Den Krieg müssen wir trotzdem gewinnen.

DER BURSCHE: Wenn wir den Krieg gewinnen, kostet es mir die Rübe. Du weißt doch, wie lange geflohene KZ-Häftlinge noch leben, wenn man sie wieder schnappt.

DER KRÜPPEL: Wir müssen den Krieg trotzdem gewinnen.

DER BURSCHE: Dann kostet es dir auch die Rübe.

DER KRÜPPEL: Weshalb?

DER BURSCHE: Weil du mich verborgen hältst.

DER KRÜPPEL: Das wird nicht ewig sein.

DER BURSCHE: Wenn wir den Krieg gewinnen!

DER KRÜPPEL: Ein Ausweg wird sich schon finden.

DER BURSCHE (*höhnisch*): Welcher?

DER KRÜPPEL: Du verstehst das einfach nicht. Ich, an deiner Stelle, würde es auch nicht verstehen. Wir müssen siegen. Wir müssen.

DER BURSCHE: Ich verstehe dich nicht. Du haßt die Nazis. Du verbirgst mich. Du riskierst deine Rübe. Und dann willst du, daß sie den Krieg gewinnen und mich doch noch umbringen.

DER KRÜPPEL: Wenn ich will, daß sie dich umbringen, kann ich dich ja anzeigen oder davonjagen.

DER BURSCHE (*haßerfüllt*): Dann tu's doch.

DER KRÜPPEL: Idiot. Eben habe ich dich noch vor den Fragen dieser Frau gerettet. Übrigens bist du wirklich blöd: „Ich bin nicht gesund.“ Sag besser, du hättest gleich zwei Granatsplitter in der Lunge.

DER BURSCHE (*schüttelt den Kopf*): Ich versteh das nicht! Jetzt gibst du mir wieder Ratschläge, wie ich durchkomme ...

DER KRÜPPEL: Halt dich an sie.

DER BURSCHE: Und dann wünschst du ... Kannst du mir erklären, weshalb du, der durch diesen Scheißkrieg sein Bein verloren hat ...

DER KRÜPPEL: Laß das Bein aus dem Spiel.

DER BURSCHE: ... weshalb du, der eine von tausend, der einem hilft, weshalb du willst, daß wir den Krieg gewinnen?

DER KRÜPPEL: Ich will nicht, daß wir ihn gewinnen. Wir müssen ihn gewinnen.

DER BURSCHE: Und warum müssen wir ihn gewinnen?

DER KRÜPPEL: Weil wir zuviel angerichtet haben. Mensch, begreif das doch. Ich war in Frankreich, auf dem Balkan, in Rußland. Ich weiß, was wir getrieben haben — aber muß ich das ausgerechnet dir erzählen?

DER BURSCHE: Und?

DER KRÜPPEL: Wenn die siegen, werden sie uns ausrotten.

DER BURSCHE: Jetzt redest du wie Goebbels.

DER KRÜPPEL: Da hat er recht. Die müssen uns ausrotten, wenn sie Gleiches mit Gleichem vergelten wollen. Begreif das doch.

DER BURSCHE: Schade wär's nicht.

DER KRÜPPEL: Also werde ich auch ausgerottet.

DER BURSCHE: Quatsch. Ich werd' schon sagen, was du für einer warst.

DER KRÜPPEL: Falls du überlebst.

DER BURSCHE: Ich komme schon durch.

DER KRÜPPEL: Und Johanna, die zu ängstlich gewesen wäre, dich zu verbergen? Meine Frau darf also ausgerottet werden. Und meine Mutter. Und meine Schwester, die, die noch lebt.

DER BURSCHE: So schlimm wird es schon nicht kommen.

DER KRÜPPEL: Du willst doch auch, daß ausgerottet wird.

DER BURSCHE: Die Nazis.

DER KRÜPPEL: Ich war nie einer und habe doch für sie gekämpft. Wie willst du da einen Unterschied machen?

DER BURSCHE: Man wird schon.

DER KRÜPPEL: Man wird nicht. Glaub mir, auch wenn du es nicht verstehen kannst: Wir müssen diesen Scheißkrieg gewinnen.

(Flakfeuer. Heulen von Bomben.)

DER BURSCHE: Das geht auf uns. Los! Ins Loch! Sonst erwischt es uns schon jetzt.

Hans van Ooyen Schießübung

Zum Ziel waren es zweihundert Meter.

Dort standen die Sperrholzmänner in Reih und Glied, fünf Figuren ohne Unterleib, denen man graue Feldblusen und graue Stahlhelme verpaßt hatte. Alle Sperrholzmänner hatten denselben Mund, dieselbe Nase, dieselben Augen und denselben dümmlichen Gesichtsausdruck. Punkt, Punkt, Komma, Strich — fertig ist das Mondgesicht.

Solche Gesichter hatte Mittelstedt vor Jahren mit Schulkreide auf Hauswände gekritzelt. Dann hatte er sie vergessen. Erst hier war er ihnen wieder begegnet, und seither schoß er manchmal auf sie, wie man auf leere Konservendosen oder Bierflaschen schießt, um in Übung zu bleiben. Das gehörte zur Waffenausbildung, und so führte man die Kompanie in regelmäßigen Abständen zum Schießstand der Kaserne.

Ein Treffer zwischen den Augen brachte die höchste Punktzahl, ein Schuß durch das Kinn war schon nicht mehr viel wert, und ein Loch in der Schulter hieß Fahrkarte und galt als Blamage. Drei Schüsse in die Nasenwurzel waren ein Tag Sonderurlaub, für fünf Löcher in der Stirn gab es zwei Tage frei und ein Glas Cognac aus jener Flasche, die der Kompaniechef in seinem Schreibtisch verwahrte.

Doch aus solcher Entfernung ins Zentrum zu treffen, gelang selbst sicheren Schützen nur in seltenen Fällen. Für die Soldaten, die auf die Sperrholzmänner zielten, hatte die Stelle zwischen den Brauen nämlich gerade noch die Größe des gläsernen Kopfes einer Stecknadel, und so waren die meisten Soldaten froh, wenn sie von den fünf Kugeln, die man ihnen vor jedem Durchgang auf die Hand zählte, wenigstens eine in den Todespunkt lenken konnten.

„Fünf“, sagte der Schreiber ohne aufzublicken. Mit der Spitze seines Bleistiftes suchte er Mittelstedts Namen in der Liste, fand ihn schnell und setzte eine Zahl in die richtige Spalte. Auf dem kleinen, unlackierten Tisch, an den man ihn gesetzt hatte, standen die Gewehrketten in Fünferreihen, fingergroße Söldner in metallgoldenen Uniformen mit kupferroten Kappen wie spitze Helme, eine stumme und regungslose Armee auf dem Exerzierplatz.

„Sind viele vor mir?“ fragte Mittelstedt, während der Schreiber ihm fünf Patronen in die Hand drückte. Ohne es zu wollen, stieß Mittelstedt dabei mit dem Arm gegen die Tischplatte, und ein Zittern ging durch das Heer der Kugeln. Der Schreiber warf einen besorgten Blick auf seine bebende Truppe, hielt sogar für einen Augenblick den Atem an, bis sie wieder zur Ruhe kam.

„Sie sind gleich dran, Herr Feldwebel.“ Mittelstedt nickte nur kurz, überprüfte dabei mechanisch die Munition in seiner Hand. Die Kugeln waren glatt und kühl. Wenn sie gegeneinanderstießen, machten sie Geräusche; dann hörten sie sich an wie klimmernde Geldstücke. Kaliber sieben-zweiundsechzig, dachte Mittelstedt. Geschoßkern aus Hartblei, Geschoßmantel aus neun zu eins Kupfer und Zinn. Wenn nur endlich Wochenende wäre! Es schleppt sich dahin, die Zeit tritt auf der Stelle und kommt nicht vom Fleck. Ein Durchgang noch, fünf Schuß auf die Pappkameraden, fünf Schuß Einzelfeuer, liegend, zweihundert Meter. Im Ernstfall ist sowieso alles ganz anders. Keiner hält so still wie die. Im Ernstfall kannst du

dir nicht so viel Zeit nehmen, Männchen bauen, Meldung machen, hinlegen, ins Ziel gehen, den Punkt anpeilen über Kimme und Korn, den Atem anhalten, den Druckpunkt suchen. Den Feind möchte ich sehen, der so still hält wie diese Pappkameraden.

Wenn es hier schnell geht, sind es zwanzig Minuten, vielleicht auch dreißig. Ich hätte den Schreiber fragen sollen, wie viele Gruppen noch vor mir drankommen. Zwanzig Minuten dauert es bestimmt noch, dann noch zehn für den Rückweg. Bleiben für den Bürokratismus zwei Stunden. Heute mache ich nicht mehr viel, das steht fest. Höchstens noch die Inspektionsliste. Aber einen Kaffee werde ich trinken, einen richtigen Kaffee, in dem der Löffel aufrecht steht. Ich muß unbedingt jemanden finden, der nachher mein Gewehr putzt. Einer von den Gefreiten soll es tun, vielleicht Göddemeyer, der drückt sich sowieso, wo er nur kann.

Fast drei Stunden noch, drei Stunden bis Wochenende. Aber dann rüber zum Parkplatz und in den Wagen. Nein, ich ziehe mich nicht mehr um, fahre gleich so, ab geht die Post. Keine zwanzig Minuten, und ich bin zu Hause. Dann nichts wie runter mit den Klamotten, dann ins Bad und Wasser einlaufen lassen, und dann steige ich in die Wanne und wasche mir die Schmiere ab. Man nimmt einen Geruch an hier, man riecht nach Soldat.

„Feldwebel Mittelstedt zu mir!“ schrie der Hauptmann von der anderen Seite des Schießstandes. Mittelstedt, der sich jeden Tag von neuem vornahm, sich von der Stimme seines Vorgesetzten nicht mehr einschüchtern zu lassen, zuckte auch dieses Mal wieder zusammen und warf den Kopf in einer Reflexbewegung herum.

Der Kompaniechef, die Hände in die Seiten gestemmt, stand vor der grauen Eisentür, die zum unterirdischen Kontrollgang führte. Dort unten waren fünf Soldaten damit beschäftigt, die Sperrholzmänner an ihren Metallschienen herunterzuholen, wenn eine Gruppe ihre Munition verschossen hatte. Sie hatten die Treffer festzustellen, die Ergebnisse weiterzugeben und die Einschußstellen mit kleinen, runden Plättchen zu überkleben. Währenddessen notierte ein Obergefreiter jedes Resultat säuberlich in der Schießkladde.

Noch bevor Mittelstedt sich in Bewegung setzen konnte, hörte er den Hauptmann zum zweiten Mal seinen Namen rufen, diesmal schlug ihm jede Silbe einzeln ins Gesicht, und da begannen seine Beine wie von selbst zu laufen, er sah nur das Gesicht seines Vorgesetzten, nur diesen aufgerissenen Mund, und wieder knallte es gegen seine Ohren: „Mit-tel-stedt!“, und er lief und stolperte und lief und spürte nicht einmal, daß der Stahlhelm, den er mit dem Kinnriemen an das Koppel geschnallt hatte, ihm gegen den Schenkel schlug, lief nur und lief, japste, lief und lief...

„Hier, Herr Hauptmann!“ keuchte Mittelstedt, hörte das Herz im Hals, keuchte, knallte die Hacken zusammen, keuchte, fühlte den stechenden Schmerz in der Seite erst jetzt, keuchte:

„Feldwebel Mittelstedt meldet sich zur Stelle!“

„Warum haben Sie den verdammten Helm nicht auf Ihrem Schädel?“ schnauzte der Hauptmann. „Sie sind Soldat, Feldwebel, Soldat und kein Hanswurst, und das hier ist eine Schießanlage und kein Zirkus, Mann!“

Mittelstedt nestelte schon an der Schnalle, fingerte schon am Koppel, rupfte schon am Kinnriemen, riß, zerrte, riß, verfluchtes Ding, warum geht das nicht auf, verdammt nochmal, verdammt, der Verschluß muß doch... verdammt... das kann doch nicht... verdammt... der elende Verschluß...

Endlich gelang es ihm, den Riemen aus der Schnalle zu ziehen, doch beinahe wäre ihm der Helm aus den Händen gerutscht und zu Boden gefallen. Im

letzten Moment bekam er ihn zu fassen, und er stülpte ihn auf den Kopf, erleichtert, schwitzend, noch immer nach Luft schnappend, mit letzter Kraft.

„Ich habe mir Ihre Schießergebnisse angesehen“, sagte der Hauptmann, der Mittelstedts verzweifelten Kampf mit dem Stahlhelm mitleidlos beobachtet hatte. Er sprach nun leiser, und Mittelstedt wagte es, ihm ins Gesicht zu blicken. „Wissen Sie, Feldwebel, ich halte das, was Sie heute hier geboten haben, für einen Scherz, einen verflucht schlechten Scherz, und ich kann beim besten Willen nicht darüber lachen. Da schießt ja meine Großmutter besser.“

Der Hauptmann machte eine lange Pause und sah Mittelstedt so lange bohrend in die Augen, bis dieser den Blick zu Boden senkte. „Was ich will, Feldwebel“, fuhr der Hauptmann fort, „das ist voller Einsatz von jedem einzelnen Mann. Für uns ist jeden Tag Ernstfall, verstehen Sie, jeden Tag. Denken Sie daran, Mittelstedt, das da vorn, das ist der Iwan, und Sie haben den Auftrag, ihn auszuschalten. Nicht mehr und nicht weniger, Herr Feldwebel.“

Mit diesen Worten drehte sich der Hauptmann zur Tür. Er hatte schon die Klinke in der rechten Hand, doch bevor er sie herabdrückte, wandte er sich noch einmal an Mittelstedt. „Also“, sagte er in beinahe kameradschaftlichem Ton, „legen Sie den Kerl um, Feldwebel! Keine halben Sachen!“

Mittelstedt verharrte bewegungslos, bis die schwere Tür hinter dem Hauptmann zugefallen war. Da war noch immer die Stimme des Kompaniechefs, die Stimme ging auf und ab in ihm, verschwand um die Ecke, so daß er sie kaum noch hören konnte, aber sie kehrte zu ihm zurück, kam näher und näher und fraß ihn mit Haut und Haaren, verschlang ihn, spie ihn wieder aus, verschlang ihn erneut. Gern hätte er sich die Ohren zugehalten, gern hätte er gegen die Stimme angeschrien, gern hätte er gebrüllt: Halt die Schnauze! Halt die Schnauze! Doch die Stimme war zu mächtig, und er brachte keinen Ton heraus und stand wie gelähmt und bekam kaum Luft.

Das hättest du dir nicht gefallen lassen müssen, dachte Mittelstedt auf dem Rückweg zum Anstand. Nichts gibt ihm das Recht, so mit dir zu reden. Du bist kein Schuljunge, der sich abkanzeln lassen muß. Warum läßt du dir so etwas nur gefallen? Das kann er doch mit dir nicht machen. Du hast dich wieder nicht getraut, ihm die Meinung zu sagen. Warum nicht, warum denn nicht, verdammt noch mal?

Er ist der Hauptmann, da kann ich doch nicht gegen ihn anbrüllen, das kann ich doch nicht, beim besten Willen...

So, so, du kannst nicht. Weil er dein Vorgesetzter ist, kannst du nicht, wie? Er brüllt dich zusammen, aber du kannst nicht zurückbrüllen, nein? Schon mal was vom Soldatengesetz gehört, mein Guter?

Schon gut, schon gut. Soldatengesetz, natürlich, kennen wir. Er hat nicht das Recht dazu, Soldatengesetz, klar doch, weiß ich ja. Ich hätte es ihm auch noch gesagt, ehrlich, ich hätte es ihm gesagt, aber er hat mich ja nicht zu Wort kommen lassen und dann die Sache mit dem Stahlhelm, und ich war doch so gerannt und außer Puste, aber ich hätte es ihm schon noch gesagt, bestimmt.

So? Du hättest es ihm gesagt! Du! Ausgerechnet du hättest es ihm gesagt, ja? Wo du schon den Schwanz einziehst, wenn er dich mal schief anguckt, ausgerechnet du hättest ihm gesagt, jetzt hören Sie mal, Herr Hauptmann, das ist nicht der richtige Ton, so redet man nicht mit Untergebenen, Herr Hauptmann. Das hättest du ihm gesagt, ja? Nichts hättest du gesagt, hörst du, nichts!

Natürlich hätte ich. Bestimmt hätte ich. Er hätte mich nur zu Wort kommen lassen müssen.

Das hättest du, ja. Na gut, dann schreib eine Beschwerde, hörst du, schreib eine Beschwerde!

Eine Beschwerde! Warum soll ich denn eine Beschwerde schreiben, ich kann das nicht, nein, das kann ich wirklich nicht machen, eine Beschwerde schreiben, nein, das geht nun wirklich zu weit.

Das geht zu weit, ja? Das heißt, du läßt es dir gefallen, daß er dich zur Sau macht, ja? Du schreibst also keine Beschwerde? Es ist immer dasselbe Lied mit dir...

„Sie sind dran, Herr Feldwebel“, sagte eine Stimme neben Mittelstedt. Er hatte noch immer den Stahlhelm auf dem Kopf, der Helm war schwer und drückte auf die Stirn, Schweiß rann seine Schläfen hinab, stand in dicken Tropfen über den Augenbrauen.

„Ich komme“, sagte Mittelstedt mehr zu sich selbst, schulterte das Gewehr, das er gegen den Zaun gelehnt hatte, und reihte sich in seine Gruppe. Im Gleichschritt ging es zum Sicherheitsoffizier, der an der Zweihundert-Meter-Marke stand und den Trupp schon erwartete. Mit militärischem Zeremoniell meldete der größte der fünf Soldaten die Gruppe, der Offizier machte eine nachlässige Handbewegung, und die fünf verteilten sich auf die Schießbahnen; Mittelstedt hatte wieder einmal die Bahn in der Mitte.

Ich muß besser schießen, sonst macht er mich zur Schnecke, dachte er, während er sich auf den Jutesack legte, der auf dem Boden lag.

Ich kann beim besten Willen nicht darüber lachen. Was ich will, Feldwebel, das ist voller Einsatz von jedem Mann, verstehen Sie, jeden Tag.

Jawoll, Herr Hauptmann, jawoll. Voller Einsatz, verstanden. Ich werde ihn ausschalten, den Iwan, das geht klar, da können Sie beruhigt sein, Herr Hauptmann...

Ihre Schießergebnisse, Feldwebel, Ihre Schießergebnisse... ein schlechter Scherz, hören Sie, ein verdammt schlechter Scherz.

Ich gebe mir die größte Mühe, Herr Hauptmann.

Genügt nicht, Feldwebel, genügt nicht. Sie sollen den umlegen, verstehen Sie, umlegen, legen Sie den um!

Umlegen, Herr Hauptmann, jawoll!

„Teilladen!“ hörte er das Kommando des Sicherheitsoffiziers, und Mittelstedt zerrte das Magazin aus einer der großen Hosentaschen, klinkte es in den Magazinschacht des Gewehrs ein und spreizte die Beine.

Umlegen, Herr Hauptmann, umlegen, alles klar, den Iwan, den lege ich um.

Na, da bin ich aber gespannt, Feldwebel, gespannt, ob Sie das fertigbringen, ob Sie überhaupt etwas fertigbringen, Feldwebel, da bin ich gespannt.

Das mache ich schon, Hauptmann, das geht klar, den lege ich um, alles klar.

„Fertigladen!“ kam das Kommando, und Mittelstedt zog den Ladehebel zurück und ließ ihn wieder nach vorn schnellen. Er preßte den Schaft gegen die Wange und kniff ein Auge zu, peilte über das andere ins Ziel, rutschte noch einmal hin und her, bis er die richtige Lage gefunden hatte, suchte den Kopf des Sperrholzmannes, da war der Kopf, die Wange, die Nase, das Auge, der Punkt...

Ich habe den Punkt, Hauptmann, ich habe ihn schon, umlegen, Hauptmann, geht klar, ich habe den Punkt, genau da werde ich ihn treffen, und dann kippt er um.

„Feuer!“ sagt die Stimme des Sicherheitsoffiziers.

Umlegen, schrie der Hauptmann, umlegen, den Iwan, jetzt schieß endlich, und Mittelstedt brüllte: „Jawoll, jawoll, verstanden, umlegen, den Iwan!“

Mittelstedt entscherte, legte den Zeigefinger an den Abzugshahn, suchte den Druckpunkt.

Da blinzelte der Sperrholzmann, und Mittelstedt rutschte aus dem Ziel.

„Er hat die Augen bewegt, Hauptmann!“ schrie Mittelstedt. „Er hat die Augen bewegt!“

Schieß endlich! schrie der Hauptmann, und da drückte Mittelstedt ab, und der Gewehrkolben stieß gegen seine Schulter, und der Schuß dröhnte in seinem Ohr, summte, summte, leg ihn um, den Iwan, leg ihn um...

Wieder ging Mittelstedt ins Ziel. Das Schwein hat sich weggeduckt, Hauptmann, aber ich habe ihn schon wieder, jetzt entwischt er mir nicht, da ist er, Hauptmann, Wange, Nase, Auge, Braue, Stirn, da ist der Punkt, umlegen, jawoll, umlegen, ich schaffe das schon, Hauptmann, natürlich, umlegen, einfach umlegen.

Wieder drückte Mittelstedt den Abzugshahn durch. Umlegen, schrie der Hauptmann, und der Schuß summte in Mittelstedts Ohr, summte und summte... umlegen... umlegen... umlegen...

Ich hab' ihn erwischt, Hauptmann, erwischt genau zwischen die Augen, Hauptmann, genau auf den Punkt, sehen Sie, Hauptmann, er blutet, da ist Blut auf der Stirn, hören Sie doch, Hauptmann, ich habe ihn umgelegt, den Iwan.

„Er hat ihn umgebracht“, hörte Mittelstedt eine Stimme neben sich. „Er hat ihn wirklich umgebracht.“

„Ich habe ihn fertiggemacht!“ schrie Mittelstedt mit sich überschlagender Stimme. „Hauptmann, ich habe ihn fertiggemacht, einfach so, das Blut, Hauptmann, sehen Sie doch, das Blut auf seiner Stirn!“

Auf einer Bahre trugen zwei Soldaten später den Sicherheitsoffizier vom Platz. Auf der Stirn, genau zwischen den Brauen, war ein kleines Loch, und man sah dort etwas Blut.

Wolfgang Sreter Das Iwanbrettl

Erzählt nach einem Bericht von Alois Haselbeck zu Fürsteneck

Als ich am Nachmittag des zweiten Weihnachtsfeiertages 1983 das steile Ilz-
ufer hinaufrutschte, die fette Gans vom Vortag noch im Magen, durch die
dunklen Tannen tastend wie ein Blinder, dem der Stern Bethlehem vergel-
bens leuchtet, war ich durchfroren bis auf die Knochen. Es war keiner dieser
sagenhaften Bayerwaldwinter, kalt, trocken und windig, mit Unmengen von
gepreßtem Schnee auf den Ästen. Seit einer Woche regnete es, und von der
Schneedecke waren nur noch schmutzige, graue Flecken übrig. Die letzten
Meter der Böschung kroch ich auf allen Vieren. Ich sehnte mich nach einem
doppelten Bärwurz in der Schloßgaststätte, auf deren Eingangstreppe ich
schließlich wieder sicheren Schritts zusteuerte.

Die Gaststube war leer. Ich nahm meinen Platz am Kachelofen ein, wechselte
dann allerdings zur Dampfheizung, da der Ofen nicht die erwartete Wärme
ausstrahlte. Meinen Mantel behielt ich an, denn der Raum hatte höchstens
zehn Grad. Nur die dicke, schwarze Wollmütze nahm ich ab, drehte sie aber,
noch unschlüssig, in beiden Händen. Hinter der Theke tauchte ein kleines,
zähes Männlein auf und wischte sich die Hände an einem Schurz, mit den
Farben von Braun bis Schwarz. Dann zog er zwei Schnapsgläser aus einer
Schublade voll mit Geldscheinen, stellte eine Flasche Bärwurz auf ein kleines
blechernes Tablett und servierte beides elegant hoch über dem Kopf wie eine
Lage Champagner.

„Du brauchst mehr als einen Doppelten!“, sagte Alois Haselbeck, zwickte da-
bei meine linke Wange, zuckte fast unmerklich, aber gekonnt mit seinem
grauen Schnurrbart und hockte sich neben mich.

Kaum eine halbe Stunde später hatten wir unsere Hemden offen bis zum
Bauch, denn der Schnaps peitschte unser Blut, und Alois war mittendrin in
der Geschichte vom Iwanbrettl, die in dieser Gegend schon jeder einmal er-
zählt bekommen hat und die wiederzugeben mir ein Anliegen ist. Vieles blieb
leider verschüttet in des Wirtes krausen Gehirnwindungen, manches war
reinstes Erzählerlatein, einiges entpuppte sich sogar als unwahr und wieder
anderes war so haarsträubend entsetzlich, daß ich es nicht übers Herz bringe,
den unvoreingenommenen Leser damit zu belasten. Ich habe versucht –
auch in eigenem Interesse –, die verworrenen Geschehnisse zusammenzufas-
sen und zu ordnen.

Schon am nächsten Morgen begann ich zu schreiben. Obwohl die Anfänge
der Geschichte viel, viel weiter zurückliegen, entschloß ich mich, mit der Zeit
zu beginnen, in der nach „den Awaren und Hunnen, nach Horden Dschingis
Khans und den Türken wieder die östliche Flut bis in die Herzkammern Eu-
ropas hineinbrandete“. „Nur die hohen sittlichen Werte unserer abendlän-
disch-christlichen Weltanschauung konnten einen unerschütterlichen Damm
bilden, gegen die unheilvolle Vermassung der Menschen, die ihre krasseste
Ausdrucksform findet in der Bolschewisierung.“ So hatte damals im Mai
1953 Bundeskanzler Konrad Adenauer eindringlich auf dem internationalen
Kongreß der katholischen Unternehmerverbände vor der „asiatischen Front“
gewarnt.

Nun aber zu den Vorgängen im einzelnen:

Für den alten Haselbeck sagte der Kanzler damit nichts Neues. Alois' Vater,
vom Stamme des Mühlhiasl zu Rabenstein, war stolz auf die Prophezeiungen
seines Vorfahren, besonders auf die: „Über den Hühnerkobel, über den Fal-
kenstein und über den Rachel werden sie kommen und rote Jankerl anha-
ben.“ Deswegen und weil man noch keine eigene Armee hatte, die ein Boll-
werk hätte errichten können, brachte Vater Haselbeck im Jahre 1953 ein
Iwanbrettl mit nach Hause. Er hatte es erstanden von Igor, einem russischen
Emigranten, der sich nach dem Krieg im Wald, irgendwo beim Dreissessel,
einquartiert hatte. Seiner sibirischen Heimat dort am nächsten, war er gleich-
zeitig ausgestattet mit den ungeahnten Vorzügen des freien Westens. Igor,
von manchen auch Boris genannt, verdiente sein Leben mit allerlei Kräuter-
medizin, Talismännern, Potenzwässerchen, Wüschelrutengehen, Pendeln
und eben Iwanbrettl, in manchen Gegenden, die er mit der Post belieferte,
auch Russenbord genannt. Igor lebte gut.

Mutter Haselbeck wartete mit fünf Kindern am Gartentor, als der Vater mit
dem gutverschnürten Paket nach Hause kam. Er machte sich sofort an die Ar-
beit, und Alois, der Noch-im-Krieg-Geborene, durfte ihm dabei helfen. Da
der Vater den elektrischen Anschluß schon vorbereitet hatte, waren nur noch
zwei stabile Zimmermannsnägel für das Brett und einer direkt darüber in die
Wand zu schlagen. In einer Viertelstunde war alles erledigt, die Verpackung
in den Ofen geschoben, das Stranzel für die Nägel ebenfalls, und direkt ge-
genüber der Haustüre, im Winkel des ersten Blicks, hing das knallrote Brett
mit den Abmessungen 40 mal 12 mal 2 cm mit fünf ebenfalls roten Haken, et-
was dunkler und damit geschmackvoll abgesetzt.

Unter die Decke, zentriert auf die Mitte des Brettes, kam ein hölzernes Kreuz
mit einem gipsernen Jesus. Die Kruzifixinschrift war ersetzt durch die Buch-
staben WRNT, was soviel bedeutete wie: Weder Rot Noch Tot!

Am ersten Haken brachte der Vater feierlich eine Literflasche Wodka an, ge-
stiftet vom Großvater. Niemand hätte geahnt, daß ausgerechnet der Schnaps
einen tiefen Keil in die Familie treiben würde, aber bleiben wir zunächst bei
der Flasche. Sie war mit einem Korbgeflecht umwickelt und hatte ein Etikett
mit der Aufschrift „Wodka“ in kyrillischen Buchstaben. Der zweite Haken
war für eine Uhr vorgesehen. Sie wurde vom Vater täglich aufgezogen und,
wenn nötig, gestellt. An den dritten kam eine Sonnenbrille, der vierte blieb
noch frei, und am fünften Haken hingen die Hausschlüssel mit einem kleinen
roten Plastikhänger, ebenfalls kyrillisch beschriftet. Als alles fertig war,
verließ der Vater das Haus, die Mutter schloß die Tür, und alle waren ge-
spannt, was passieren würde.

Der Alte riß die Tür von außen auf. Er blickte wild um sich. Er sah plötzlich
aus wie der Russ. Die Kinder flüchteten unter Mutters Schürze. Die Mutter
wich mit ihnen in den dunklen Ausgang zurück. Des Vaters Blick fiel auf
das knallrote Brett. Es brummte dreimal gefährlich wie der russische Bär.
Preßte zwischen den Lippen ein fürchterliches „Dawai“ hervor. Nahm die
Flasche vom Haken, trank sie in einem Zug leer, legte Uhr und Sonnenbrille
an, blieb kurz und verwundert vor dem leeren Haken stehen, sagte „Scheiße,
daß der Kugelschreiber noch nicht gekommen ist“, steckte die Hausschlüssel
in den Hosensack, diesmal mit einem zufriedenen Brummen. Torkelte um die
eigene Achse, verdrehte die Augen und schlug der Länge nach hin. Sofort ka-
men die Kinder aus ihrem Versteck hervor, tanzten um den Vater herum und
sangen nach der bekannten Melodie: „Der Russ ist tot, der Russ ist tot!“
Vater Haselbeck war allerdings alles andere als tot. Auf allen Vieren versuch-
te er vor die Tür zu kriechen, und nachdem er dies endlich geschafft hatte,

hörte man von draußen ein Röhren wie das der ersten russischen Panzerdivision.

Ich brauche dem aufgeklärten Leser nicht zu erzählen, daß das Iwanbrettl aus der schmerzhaften Erfahrung derer entstanden war, die ihre deutsche Heimat tief drin im Feindesland vor Omsk, Smolensk und Stalingrad verteidigt hatten und sich jetzt ohne den Schutz einer starken Armee den Barbaren hilflos ausgeliefert fühlten. Die Aufrüstung, wenn leider auch nur konventionell, stand erst Jahre später an, und so mußte man nicht nur im Bayerischen Wald am Eisernen Vorhang mit einem roten Brett vorliebnehmen, das ein eher schwacher Schutz war gegen alles, was als kommunistisch bezeichnet werden konnte. Zu dieser Zeit schaute in vielen Hausgängen der jungen Republik unser Herrgott auf eine Flasche Schnaps, eine Uhr und eine Sonnenbrille; denn darauf, so hatten die tapferen Heimkehrer und die jungen sozialen Christen kundgetan, sei der Iwan besonders scharf. Manchmal blickte das brechende Auge Jesu auch auf einen Kugelschreiber, verziert mit einer nackten Frau, wie sie von den amerikanischen Befreiern nebst Kaugummi und „Lucky Strike“ in Umlauf gebracht wurden. In strenggläubigen Haushalten wurde der Kuli wegen der Kinder ersetzt durch ein paar Stiefel. Diese Maßnahme war nicht unumstritten, denn man war zwar darüber aufgeklärt worden, daß der Russ nur mit Fußlappen einhermarschierte; was aber passierte, wenn die Stiefel nicht paßten, zu groß oder zu klein waren, dem Iwan die schwarze Farbe nicht gefiel oder ihn, nicht auszudenken, irgendwo der Schuh drückte? Am letzten Haken hingen immer die Hausschlüssel. Die unvermeidliche Enteignung sollte damit solange wie möglich hinausgezögert werden. Die Kruzifixe waren mit einer geweihten Flüssigkeit getränkt, um das Holz unbrennbar zu machen. Wenn schon die lebendigen Gottseibeiuense unsere Heimat überfielen, so sollten sie doch mit dem heiligen Kreuz ihre Borschtschuppe nicht unterheizen können.

Vergessen habe ich zu erwähnen, daß kurz nach des Vaters Auftritt der Großvater in der Schlafzimmertür erschien und begeistert rief: „Es klappt, es klappt“, und noch einmal: „Es klappt!“ Die elektrische Leitung nämlich an der Rückseite des Russenbordes löste im Schlafgemach eine Alarmglocke aus. Darum hieß auch später die gewerblich eingetragene Warenbezeichnung: *Iwanbrett mit eingebauter Russenwarnanlage*. Da noch niemand Erfahrungen damit hatte, ob der Wodka diese Unmenschen milde stimmen würde oder ihre wahre Natur erst damit aufbräche, hatte Vater Haselbeck neben dem Ehelager unter einem Fleckerlteppich eine Falltür eingebaut. Sie erlaubte es der Familie, in einen fensterlosen Raum zu verschwinden und, unterstützt von ein paar Vorräten, abzuwarten, bis der Ami zurückgeschlagen hätte. Bezüglich des Amis war sich das Familienoberhaupt hundertprozentig sicher.

Schon bald nach der ersten, begreiflichen Freude über die wunderbare Erregenschaft, die auch den Kindern deutlich vor Augen führte, um wen es sich beim Iwan in Wirklichkeit handelte, kam es zu einem ersten Zwischenfall. Bei der täglichen Funktionsprüfung des Iwanbrettls stellte der Vater ein „Verdunsten“ des Wodkas fest. Nach etlichen schlaflosen Nächten im Besenschrank auf der Lauer stehend, erwischte Herr Haselbeck den Großvater in flagranti, wie dieser die Sicherung löste, um vor der Alarmglocke sicher zu sein, und sich dann über die Flasche hermachte. Der Vater stand dem Schwiegervater wutschnaubend gegenüber, blendete ihn unnötig lange mit der Taschenlampe, nannte ihn einen Banditen und Räuber, einen Verräter und vaterlandslosen Gesellen, einen Umstürzler und Volksfeind, einen

Spion, und schloß seine Beschimpfung mit überschnappender Stimme, der Großvater sei schlimmer als Wehner. Das war nun selbst Frau Haselbeck zuviel. Hätte ihre Mutter noch gelebt, sie hätte damit gedroht, zu ihr zurückzugehen. So stellte sie sich wenigstens an die Seite ihres Vaters und schützend vor die heulenden Kinder. Trotz des Gebrülls schlief die Kleinste fest auf ihrem Arm, obwohl keine Nacht vergangen war, ohne daß die Katze die Leuchtziffern der Uhr am Iwanbrettl angesprungen hatte. Sie hatte damit die Familie in den Keller gehetzt, oft schon kurz nach dem Einschlafen.

„Die Iwanbrettl haben sich nicht durchgesetzt. Sie waren technisch nicht ausgereift, trotz ihrer langen Lebensdauer“, sagte Alois zu mir mit schwerer Zunge und setzte mir erneut die Flasche Bärwurz an die Lippen.

Es wurde spät in jener Nacht. Beim Abschied empfing mich ein scharfer Wind im Freien. Es roch nach Schnee, und die Sterne glänzten über dem Bayerwald. Je länger ich ging, desto klarer wurde mein Kopf. Gut, wir hatten nicht mehr die 50er Jahre, die Iwanbrettl galten als ausgestorben. Aber noch immer nicht war der Kommunismus auf dem Scheiterhaufen der Geschichte gelandet, obwohl der amerikanische Präsident gerade wieder redlich darum bemüht war und unsere Regierung tat, was sie konnte, ihn dabei zu unterstützen. Ich beschloß, in die Marktlücke zu stoßen und das Iwanbrettl neu aufzulegen. Es würde nicht mehr ganz das alte Produkt sein. Auf jeden Fall war der Kugelschreiber zu ersetzen; denn wie ich erfahren hatte, gab es bei den Russen inzwischen auch diesen Artikel. Sogar Uhren sollte es geben, die gingen allerdings anders. Ein neues Styling mußte gefunden werden, der Stil der 80er Jahre. Leicht flippig angetönt und natürlich mit einem neuen, zugkräftigen Namen. Wenn ich auch bei meiner Ankunft zu Hause noch nicht genau wußte, ob ich ein Iwanbrettlcenter eröffnen würde, von einem war ich fest überzeugt: Geld konnte damit immer noch verdient werden. Und zwar nicht wenig.

Gerald Graßl Leben und sterben für Wörter

Alois Klappe war ein ehrbarer, zugleich liberaler, aber auch kritischer Bürger des Landes. Sein Beruf war es, die aus den Fugen krachende Welt für die größte Tageszeitung des Landes wieder ins rechte Bild zu rücken. Sein Beruf war der Umgang mit Wörtern. Seine Aufgabe war es, im Interesse des Gemeinwohls übel und arg wirkende Maßnahmen der Regierung, der Behörden, von Polizei und Grenzschutz mit den richtigen, besänftigenden Worten zu bezeichnen. Andererseits war es oft und oft notwendig, scheinbar harmlosen Bürgeraktivitäten den nötigen, scharfen Namen zu geben, um die brave Leserschaft vor drohenden Gefahren rechtzeitig zu warnen.

Alois Klappe war vergnügt und betrunken. Doch machte er sich darüber keine Sorgen. Immerhin war er gerade auf dem Weg vom Innenministerium nach Hause. Bei einer originellen Abendpressekonferenz mit prächtigem Buffet war den anwesenden und gesondert ausgesuchten Journalisten ein neuer Personalausweis vorgestellt worden, der zum besonderen Datenschutz der Bürger des Landes entwickelt worden war.

Notwendig war es im Staate geworden, die wohlhabenden Bürger, die nichts zu verbergen haben, vom Gesindel wie Homosexuelle, Zigeunern, Kommunisten und Türken, Ehebrechern, Friedenshetzern, Parksündern, Gewerkschaftern, Besatzungskindern, Friedhofsgärtnern mit Berufsverbot und anderem Gelichte zu unterscheiden. Selbst alleinstehende Frauen hatten die Bezeichnung „Prostituierte“ mit „?“, so daß jeder anständige Mensch im Land durch Daten vor den unanständigen geschützt werden konnte.

Mit einem einfachen Lesegerät war bei einer Überprüfung der Person sogar der Kontostand, die Anzahl der Auslandsreisen, die Häufigkeit des Präservativkonsums und die Höhe der Lohnsumme festzustellen.

Der Herr Innenminister hatte eine Überraschung parat: Jedem Journalisten überreichte er einen neuen Ausweis mit den beschriebenen Fähigkeiten.

Alois Klappe begann leise zu pfeifen, denn in seinem Kopf setzten sich die ersten Teile eines Artikels zusammen, in dem er der Leserschaft mit prägnanten Argumenten die neuen Personalausweise anpreisen wollte. Der Herr Innenminister hatte davon gesprochen, daß man mit dem neuen Ausweis von jeder Person innerhalb weniger Sekunden ein genaues „Bewegungsbild“ zusammensetzen könne: das war sensationell.

Alois Klappe drosselte das Tempo des Wagens, denn eine Polizeikontrolle wies ihn an, am Straßenrand zu stoppen. Klappe machte sich wegen seines alkoholisierten Zustands keine allzu großen Sorgen. Lässig drehte er die Scheibe runter.

„Haben Sie getrunken?“, wurde er von dem korrekten jungen Mann gefragt. „Hier haben Sie meinen neuen Personalausweis. Daraus müßte eigentlich auch ersichtlich sein, daß ich in guter Freund Ihres obersten Chefs bin“, antwortete selbstsicher Klappe.

Der Mann in Grün stakte mit dem Dokument zurück zu seinem Wagen, um es im Lesegerät zu prüfen.

Als er Minuten später wieder auf Klappe zuging, machte er ein verdrossenes bis bitterböses Gesicht.

„Arme, bedauernswerte Burschen“, dachte Klappe, „in miesen Terrorzeiten wie diesen bei jedem Wetter einen lebensgefährlichen Job zu versehen. Werd' den Jungs eine kleine Freude bereiten...“

Alois Klappe griff rasch ins Autofach, um eine Ginflasche der teuersten Sorte, die die Journalisten bei der Pressekonferenz als kleines Geschenk erhalten hatten, zu entnehmen. Er wollte sie den tüchtigen Polizisten weitergeben, um ihnen eine kleine Freude zu bereiten.

Da bellte ein Schuß.

Alois Klappe dachte in den letzten Sekunden seines Lebens: „Das war ein finaler Rettungsschuß des Polizisten“, und schloß für ewig seine Augen. Er hätte nie geahnt, daß am Computer des Bundeskriminalamtes ein äußerst wortarmer Mensch gesessen war, der mit der Bezeichnung für Klappe: „Wortgewaltiger Kolumnist“ absolut nichts anzufangen wußte und meinte, daß die Textvorlage mit Rechtschreibfehlern gespickt wäre, die er nun zu verbessern hätte.

Und als der biedere Verkehrspolizist daher Klappes Ausweis in das Kontrollgerät schob, leuchteten warnblinkend die Worte „Gewalt“ und „Kommunist“ auf. Als der Polizist zu Klappe zurückging und dessen raschen Griff ins Handschuhfach sah, war für ihn alles klar.

kürbiskern Zeit-Gedichte

„Wer jemals an den herrschenden Zuständen etwas auszusetzen
und zudem eine kleine Ader für Lyrik hatte,
der müßte die Reihe der Kürbiskern-Zeit-Gedichte kennen.“

Westermanns Monatshefte 1/85

Bereits erschienen:

Fritz Deppert ● Jens Hagen ● Hugo Ernst Käufer ● Wolf Peter Schnetz

Neu im April 85:

Dagmar Scherf

jeder Band 64 Seiten, broschiert, illustriert

DM 6,80

Damnitz Verlag

● Auslieferung: Brücken-Verlag, Postfach 1928, 4000 Düsseldorf 1

Ottó Jávör
Árvaffy, der Leutnant

„Wenn die Dohlen rings um die Türe aufhören zu krähen, und das Kreuz nicht mehr golden im herabsinkenden Dunkel leuchtet, höre ich den Zapfenstreich: Trara-trara klingt es durch den Nebel.“ Ich stehe auf, nehme den Säbel vom Haken, den Mantel, meine Herren, die Sporen klirren fein, die Kartenspieler winken mir zum Abschied, das Blumenmädchen verzieht sich seitwärts, der Kellner steht auf neben dem Ofen: Gute Nacht, Herr Leutnant, sagt er. Ich setze den Tschako auf, öffne die Tür, die Trompete klingt lauter im Zuschauerraum, als würde der Zapfenstreich tatsächlich dort geblasen ... oder sitze ich in einem Salon, das heißt, ich stehe schon, Spitzengardinen am Fenster, Sie gehen doch nicht fort! springt erschrocken das Fräulein des Hauses auf, jetzt gibt es doch keinen Zapfenstreich! Nein, nein, sage ich lachend, jetzt gibt es tatsächlich keinen. Tattarara, imitiert den Klang ein junger Mann aus dem Sessel, Hemd mit Jabot, Kneifer, er ist mein Rivale, der Intrigant, der zivilste von der Zivilbagage, der Überkluge, wir beide wetteifern um die Gunst des Hausfräuleins; der Papa Haydn war ein guter Komponist, auch für Hornsignale, prahlt die Zivilbagage mit ihrer Bildung, spiel dich nicht auf mit deinem Verstand, sag ich beiseite, verneige mich, also doch, Sie gehen wohl ins Kaffeehaus, piepst das Hausfräulein, ach, was fällt Ihnen ein, ich ziehe stramm an meinem Attila, es ist die Pflicht, die mich ruft. Wir schweigen, als lauschten wir dem Trompetenschall. Der mit dem Kneifer denkt an die Pferde, hier schnaubten sie im Sommer vor dem Fenster, als ich zu Besuch kam, mich vorzustellen. Jetzt ist schon Herbst, ja die Pferde und das Gut sind entrückt in endlose Ferne, als wehte Staub in der Luft, der Horizont hat kein Ende, es war ein russisches oder österreichisches Stück, kann auch ein amerikanisches gewesen sein, ich erinnere mich nicht mehr, nur noch an den einzigen Satz: „Wenn die Dohlen rings um die Türme aufhören zu krähen ...“

Hast du ein andermal auch schon Leutnant gespielt?

Árvaffy deutet durch Stirnrunzeln an, er nehme die Frage ernst, spähe Erinnerungen nach. Lauter Männer saßen um den Tisch, gute Freunde durchwegs, die nur dann ins Theater gingen, wenn sie von ihm eine Freikarte bekamen. Für Familien zwei oder drei, immer in der fünften Reihe im Parkett. Noch einmal, soweit ich mich erinnern kann.

Der Kellner zog vor den vom Frost angelaufenen Fenstern die dunkelroten Vorhänge zusammen, deren Ringe merkwürdig rasselten, und durch die geöffnete Tür, wo der Zigarettenrauch hinwehte, trat ein blondes Mädchen mit roten Nelken ein. Sonderbar, dachte Árvaffy, und wiederholte dann laut: Noch einmal. Er mußte lächeln. Daraus ist beinahe ein Skandal geworden, und doch kann ich es dem verdanken, daß ich nach Budapest gerufen wurde. Du bist blöd! Was sollen wir in diesem Rabennest? Keine einzige Gesellschaft geht mehr hin für die zwei Aufführungen.

Der Direktor wurde von einer Saison zur anderen immer dicker, die Krone paßte ihm kaum auf den Kahlkopf, die Heldenrollen behielt er sich immer vor, er spielte Könige, „Byzanz“ war seine Lieblingsrolle, für ihn selbst war es das größte Erlebnis, wenn er auf den Thron hinsinken konnte, jetzt fuchtelte er mit der Serviette im Kragen, beim Essen stopfte er sich immer die Serviette in den Kragen, willst du ein Benefiz wie Pauli Jávör oder Franzl Kiss, mit zwanzig Jahren?

Vierundzwanzig!

Mach mich nicht verrückt! Vierundzwanzig – na und? Hältst du mich für einen Pester Bäckermeister, nein, mein Sohn, ich hab' noch meine fünf Sinne beisammen, in dieses Drecknest gehen wir nicht! Von mir aus mag die Luise Blaha, mögen Marie Jászai, Sándor Petöfi, oder wenn du willst unser Vorvater Árpád dort gespielt haben, ich spiele dort nicht!

Dabei war es ein schönes altes Theater mit dunkelrotem Samt, eisernem Vorhang, von dem Parkett stieg im Duft festlicher Kleider der Applaus auf, und natürlich gingen sie hin. Er trat ans Fenster mit der Spitzengardine, wandte sich halb dem Zuschauerraum zu, auf seine schwarzen Haare fiel das Reflektorlicht, und auf die Sterne am Kragenspiegel, je ein goldener Stern rechts und links, seine Mutter saß in der Loge Nummer fünf im ersten Stock, mager und ernst, rührte sich nicht, saß da wie ein Vogel mit weißem Kragen, wenn Schatten auf ihn fiel. Jurist kannst du werden, das ist eine Laufbahn, die zu allem qualifiziert, willst du denn ein Bettler werden, ein Bajazzo, ein Schauspieler! – schrie der Papa, als er vom Abiturientenbankett nach Hause getorkelt kam, er hielt sich am Familienbett fest, der Vater schrie im Nachthemd aus dem Bett heraus, er hätte sein Geheimnis lieber auf den Knien eingestanden, traute sich aber nicht, den Betrand loszulassen aus Angst, er würde hinfallen, an Vaters Hals stieg der gerötete Adamsapfel auf und ab, hab' ich dich dazu erzogen, daß du jetzt ... jetzt aber paßt nur die Mutter in der Loge auf.

„Wenn die Dohlen rings um die Türen aufhören zu krähen und das Kreuz nicht mehr golden aus dem sinkenden Dunkel herausleuchtet ...“ Jetzt hörte er Mutters Stimme. Sie saß neben dem Ofen, auch der Winter ist schön, sagte die Mama, sicher, sie hatte ein Märchenbuch auf dem Schoß, vielleicht war es Brummi der Bär, sicher war es das von Sebök, Mama lächelte leise, still, sieht über seinen Kopf hinweg, weißt du, das habe ich noch von meiner Mutter in Pápa gelernt, und beginnt mit leiser Stimme ... Árvaffy wandte sich hingerissen dem Zuschauerraum zu, sah zur fünften Loge hinauf, so sang er, seinen metallischen Tenor dämpfend, wie einer, der viel zu sagen hätte, aber nicht die Scheibe der aufgehenden Vergangenheit aufritzen will: „Laß Schneeflocken fallen, Winter auf den Tannen, schlafen will die Welt, laß die Sorgen ruhen ...“

Der ist verrückt geworden! Du lieber Himmel, der ist verrückt! Der dicke Direktor sprang hinter den Kulissen wie ein Gummiball, der Partner von Árvaffy griff verlegen ans Jabot vom Hemd, nur das Fräulein des Hauses bewahrte Fassung. Oh, wie nett, sagte es, und als wäre es das Stichwort, begannen die Schneeflocken vom Schnürboden zu fallen. Donnernder Applaus.

Auf dem Heimweg sagte die Mama, du warst wirklich gut, ein richtiger fecher Leutnant. Schade, daß dein armer Papa das nicht mehr erleben konnte. Sie gingen durch die Allee, die Mama trippelte mühsam. Die schwarzen Lackschuhe!

Freilich, weil du immer um zwei Nummern zu kleine Schuhe kaufst.

Unsinn, es ist nur das verdammte Hühnerauge!

Sie blieben stehen, weißt du, ich habe den Nußbaum fällen lassen, er beschädigte das Dach, wenn der Wind blies.

Der Nußbaum stand in der Mitte des Hofes über den Dahlien und Johannisbeersträuchern wie ein Fürst.

Eigentlich schade, er war noch so jung.

Es gibt hier Bäume genug, sagte die Mama und zeigte auf die Reihe von Roßkastanien. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, gingen sie auf das Haus zu. Árvaffy fühlte jetzt zum erstenmal in seinem Leben, er müsse seiner Mutter

den Arm reichen. Er berührte nur ihren Ellbogen mit der Fingerspitze – eine hilflose Gebärde.

Das Blumenmädchen trat zu ihnen, ging aber gleich wieder weiter, ein hoffnungsloser Fall, lauter Männer.

Warst du nie ein Oberleutnant?

Aber natürlich, oft. In Operetten. Die Oberleutnants fordern in den Operetten die Damen zum Tanz auf. Es gab einen vertrottelten Regisseur, der ließ mich mit dem Säbel den Walzer tanzen. „Aus Wien hab' ich heut' Nacht einen Walzer gebracht ...“

Er winkte dem Blumenmädchen, sie kam, und er kaufte von ihr eine Nelke. Er ging durch die Diligencestraße auf die Schulstraße zu. Die Uhren auf der St.-Annen-Kirche leuchteten, aber die Kreuze hatte die Nacht schon verschlungen. Er hatte das Gefühl, er taumelte zwischen Kulissen, an einer Ecke eine kleine Marienstatue, vor ihr ein Nachtlcht. Er blieb stehen. Hinter der gelben Flamme lächelte Sigi Laufthaler aus der Wand heraus.

Den Sigi Laufthaler hatte er als Gymnasiast der V. Klasse verprügelt, das heißt er wollte ihn nur verprügeln auf dem Korridor gegenüber dem Zeichensaal unter der Cicero-Büste. Es war an einem Nachmittag nach der Extra-Zeichenstunde. Eine Woche davor hatte der ältere Bruder von Sigi den Physikpreis der Schule gewonnen, man erzählte, László Laufthaler gehe nach dem Abitur nach Amerika an eine Universität, schon wegen der Judengesetze, sagte jemand, er mag ein noch so guter Physiker sein, hier würde man ihn doch nicht an der Universität zulassen, er überhörte das und dachte daran, was für ein glücklicher Junge er sei, er würde Amerika sehen, die Wolkenkratzer und die Büffelherden, auf der Prärie die Colts bellend los, sicher haben sie reiche Verwandte, die halten zusammen, und als Sigi Laufthaler während der Extra-Zeichenstunde sich hinter ihn stellte und seine Vase in ungarischem Stil auslachte, weil sich die Tulpen auf der Vase wie Regenwürmer wanden, rief er ihn hinaus auf den Korridor, aber Sigi war ein strammerer Bursche als er dachte und gab ihm die Ohrfeigen zurück. Du stinkiger Peiesjud, brüllte er in seiner Hilflosigkeit, damit er wenigstens das letzte Wort habe. Im Frühjahr 1946 kamen die Kollegen verlegen von der Rechtfertigungskommission heraus. Ein gewisser Sigmund Lelkes aus dem Ministerium, der war der Oberste und machte sich wichtig, er ist sehr streng, sagten die Kollegen. Schon der Tisch war wie in einer Tragödie mit dunkelgrünem Filz bedeckt, mitten auf dem Stuhl des Vorsitzenden saß Lelkes, alias Sigi Laufthaler, jetzt springt er auf, kommt um den Tisch herum, breitet die Arme aus, du bist das, du?

Einige Jahre später fragte er an der Ecke des Vörösmarty-Platzes: Erinnerst du dich noch, wie viele Reihen Kastanienbäume vor den Kasernen standen? Fünf, aber zwei davon hat man gefällt, um den Autos Platz zu machen. Sigi hatte einen hellen Ballonmantel an, war mager, und seine Augen – sicher wegen der gefälltten Roßkastanien – traurig. Ein halbes Jahr später nahm er sich das Leben. Er, Árvaffy, spielte damals einen Hauptmann in einem neuen ungarischen Film. Einen Hauptmann vom Staatssicherheitsdienst.

Árvaffy nahm den breitkrempigen Künstlerhut ab, zog die rote Nelke aus dem Knopfloch und legte die Blume neben das Nachtlcht der Marienstatue, da war das traurige Sigi-Laufthaler-Gesicht schon von der Wand verschwunden. Es war neblig, der Wind ließ Schleier in der Luft wehen. Vielleicht hat er mir wirklich verziehen, dachte er, denn es gibt ja Dinge, die man sich selbst nie verzeihen kann.

In der Schulstraße fiel ihm ein, ein Glück, daß er so ein schlechter Brief-

schreiber war, so hat er denn die freudige Nachricht nicht in plötzlicher Aufwallung der Mama mitgeteilt. Es war Anfang Oktober im Jahre 56. Du, ich glaube, sicher weiß ich es nicht, aber es könnte sein! Susi kniete am Bettrand, das Nachthemd um den Hals, die Hände auf dem Bauch. Sie waren seit zwei Jahren verheiratet, und während er nach ihr griff, dachte er, wie er seinen Sohn erziehen sollte, zu welchem Beruf, denn es wird ein Sohn sein, das steht fest. Selbstverständlich nicht zum Komödianten. Rechtskonsulent soll er bei einem großen Unternehmen werden oder ein Mann der Theorie, ein Rechtsgelehrter, eventuell Elektroingenieur, nur keinen lila Dunst, Tatsachen sollen es sein, Biologe wäre auch nicht schlecht, denen gehört jetzt die Zukunft. In den ruhelosen Tagen sagte Susi, ich könnte mich geirrt haben. Sicher konnte er es nie erfahren. Manchmal spielte er mit dem Gedanken, er habe einen hochgewachsenen Sohn in Südamerika oder Kanada, schwarzhaarig mit guter Stimme, und eines Tages ist er da, hier bin ich, sagt er, und überreicht ihm einen Sombrero. Oft stellte er das Radio im leeren Zimmer ab und lauschte, ob er nicht die Klingel überhörte. Susi verließ das Land Anfang Dezember, zum Abschied ließ sie vier Zeilen auf dem Tisch. Seitdem stellt er oft das Radio ab im Zimmer und hebt in der Stille horchend den Kopf hoch.

Ein Glück, daß er es der Mama nicht geschrieben hat, sie würde einen Enkel haben, so war er mit ihr, wenn er sie auf dem Land besuchte, nur zu zweit, sie brachte ihm das Frühstück ans Bett, Milchkaffee, Eier, Butter, ruh dich nur gut aus, sagte sie, legte die Hand auf das breite Betthaupt, lehnte sich darauf, mager, gekrümmt, und erzählte: Weißt du, zu meiner Mutter, der Armen, kamen im September jeden Jahres die Professoren aus dem Kollegium – in Pápa spielte das Kollegium eine wichtige Rolle –, sogar der berühmte Professor Bocsor kam, alle kamen sie der Reihe nach, die ehrwürdigen Herren, Mutter empfing sie mit Kaffee und Kuchen, und sie besprachen, wieviel Semmel, wie viele Brote sie dem Kollegium liefern sollte, sie sprachen sie mit verehrte Frau an ... Na, ich will dich nicht stören, ruh' dich nur aus, das ist ein sehr gutes Bett, er wandte den Kopf ab vom Fenster, die Mama sollte nicht glauben, er suche den Nußbaum auf dem Hof.

Zu dieser Zeit gab es keinen Film, auch kein Fernsehstück, in denen nicht der Offizier gespielt hätte, einen österreichischen Ulanen, französischen Gardisten, ungarischen Husaren oder Infanteristen, Flieger, einen Hauptmann, einen Major. Es wurden immer mehr, die vor ihm die Hacken zusammenschlugen, immer öfter fragte er mit erhöhter Stimme, wie stellen Sie sich das eigentlich vor, oder väterlich, zugänglich: Stehen Sie bequem. Kein anderer kann mit Säbel und Tschako so auf die Bühne treten wie du, sagte begeistert der Direktor, die Uniform sitzt dir wie angegossen.

Aber, aber! Als hätte man ihm ein Gesicht auf die Schultern gelegt, rutschte er tiefer in den Sessel. Tivadar Uray, der ja! Wie der mit seinen weißen Handschuhen angeekelt solches Zeug, den Patronengurt oder das Visier vom Maschinengewehr, anrührte. Lieber nicht daran denken! Tivadar Uray spielte alte Obristen und Generäle.

Patronengurt! Großartig! Aber glaub mir, wie du hereinkommst auf die Bühne, mit dem Säbel unter dem Arm ... In der Rolle, in der man auf mich, den Anfänger, aufmerksam wurde, habe ich auch einen Leutnant gespielt. Erinnern kann ich mich nur an den einzigen Satz: „Wenn die Dohlen aufhören zu krähen ...“

Der Direktor schüttelte sich vor Lachen. Wie sagst du das? Dohlen? Und Patronengurt? Phänomenal!

Ria sagte dasselbe. Du kannst mit unerhörtem Schwung auftreten, wie ein fri-

scher Wind. Plötzlich ist Leben da, sogar die Dekorationen aus Papiermaché atmen.

Sie streckte ihre langen Finger aus, so hielt sie die Hand vors Gesicht und deutete das Atmen der Kulissen an. Sie hatte schöne Hände, schmale, biegsame, geheimnisvolle. Ria war genau 28 Jahre jünger als er, sie trug durchscheinende schwarze Büstenhalter, und vor dem Spiegel rief sie ihm, der hinter ihr stand, zu: Mach ihn auf, Süßling!

Bei Árvaffy hätten die Frauen keine Ausdauer, so hieß es beim Theater. Vielleicht prahlte er selbst damit. Später liebte er Ria schon, die in der Provinz spielte und an der Grenze angekommen war, die man entweder überschreiten kann und in die Hauptstadt geht oder endgültig in der Provinz bleibt, alle zwei Jahre in irgendeinem Kulturhaus zur Gedächtnisfeier irgendeines Dichters zwei von dessen Gedichten vorträgt, die der Rundfunk in direkter Übertragung bringt. Ria war in die Hauptstadt gekommen, freilich mit Árvaffys Hilfe, sie schob ihre Sonnenbrille auf der Gerbeaud-Terrasse zurück oder sie nahm den einen Bügel zwischen die Lippen: Phantastisch, was Kárász aus diesem Stück herausholen kann! Árvaffy verzog das Gesicht, denn das gewisse Stück war von Shakespeare und Kárász der Regisseur beim Theater, in dem Ria spielte.

Als sie vom niedrigen breiten Bett — es soll breit sein und eine Lehne haben, daß das jetzt nicht Mode ist, macht nichts, sagte er dem Tischler, denn er ließ das Bett eigens anfertigen, und es kostete einen Haufen Geld, Ria nannte es: Liege — aufstand, mit ihren Ballerinaschritten zum Spiegel ging, der den warmen Glanz ihrer Schenkel in Árvaffys Augen reflektierte, und als sie ihm über die Schulter zurief: So meine ich es... Ich habe es, glaub' mir, auch nicht leicht... drückte Árvaffy mit einer langsamen Gebärde die linke Hand ans Herz. Er dachte an Kárász, aber es war der Augenarzt Professor Ambrus. Auf der Gerbeaud-Terrasse trat er immer an ihren Tisch: Heil der Kunst! Árvaffy wäre am liebsten auf die Toilette gegangen. Die Kunst ist der größte Schatz, teurer als unser Augenlicht! Der Professor knöpfte seinen Patienten 500 Forint für eine Visite ab, ihn aber bettelte er immer um Freikarten an. Eine Loge, mein Herzenskünstler, wenn möglich eine Loge... Árvaffy machte ein bitteres Gesicht in einem solchen Fall, quetschte eine Grobheit durch die Zähne und sah sich des längeren die Tauben auf dem Kopf des Vörösmarty-Denkmal an. Ambrus hatte für Ria eine Eigentumswohnung gekauft, das wußten alle, nur Árvaffy nicht, der gerade nach Hause kam, in seine Wohnung eintrat, im Zimmer vor dem breiten Bett — der Liege — stehenblieb und sich dann längere Zeit im Spiegel betrachtete. Sein Gesicht war zerrfurcht, die Haare wirr, vielleicht müßte ich wirklich die fff weg lassen, das hatte ihm schon 1946 sein damaliger Direktor empfohlen: Die fff — Zeichen des Adelstandes — passen nicht in unser Land der Werktätigen... Er haute damals auf den Tisch, jetzt aber — er kann ja nicht davonlaufen wie damals unter der Cicero-Büste, er stand auch nicht vor dem schlanken Nußbaum, er hatte die linke Schulter etwas gesenkt, so stand er vor dem Spiegel, bleich wie vor einem Jahr am Grab seiner Mutter mit den Nelken in der Hand. Jetzt spielt er eben den Batteriekommandeur in Drei Schwestern, den Oberstleutnant Werschinin. Weiße Spitzengardinen am Fenster, er saß mit gekreuzten Beinen im Sessel, die Gebärde hatte er noch seinerzeit Josef Timár abgesehen, jedes Wort voller Wohlwollen, dann — als fiel ihm plötzlich etwas Spaßiges ein — sagte er: „Ich möchte gern etwas Tee haben.“ Und er bekam keinen. Umsonst wiederholte er eigensinnig, ungeduldig: „Ich bitte um etwas Tee“, keine brachte ihm welchen. Daran dachte er, als er sich zu Bett legte,

das umsonst breit war, umsonst eine Wand hatte, es war doch ganz anders und veränderte sich fortgesetzt, so daß er sich die ganze Nacht darin wälzte. Am nächsten Tag ließ ihn der Direktor rufen, der Oberregisseur war mit dabei im Zimmer. Großartige Rolle! Wir dachten nur an dich, an keinen anderen! Ein Oberst...

Árvaffy drückt die linke Hand ans Herz. Der Direktor kam in Feuer, du wirst sehen, was man alles aus der Rolle herausholen kann. Ich kann's gar nicht verstehen, daß wir bis jetzt nicht daran gedacht haben. Tja, man muß eben Dinge herausgraben, vieles herausgraben, und dazu braucht man eine Nase... Phänomenal, genau für die Welle von Nostalgie, das Publikum will wieder Uniform sehen, Verschnürungen, Auszeichnungen, Uniformen aus dem Ersten Weltkrieg, aus dem Zweiten...

Zunächst einmal.

Selbstverständlich zunächst. Was hast du dir denn gedacht, Freund? Ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen, und dieses ist im Grunde genommen ein kriegsgegnerschaftliches Stück, ein humanistisches sozusagen, auch der Oberst, du wirst ja sehen, er ist dir direkt auf den Leib geschnitten. Du wirst es zu deinem Benefiz wählen.

Árvaffy beugte sich vor im Sessel und fragte leise, verschämt, ob er nicht lieber ein Leutnant sein könnte?

Wie bitte?

Leutnant, mit einem Stern.

Aber nein! Laß das, mein Alter, wir haben keine Zeit, hier was aufzuführen.

Árvaffys Stimme klang nicht mehr nur untätig, sondern geradezu flehentlich: Vielleicht doch! Und wenn es ein Reserveleutnant ist, macht es auch nichts. Wenn es nicht anders geht, dann eben einen Reservisten...

Du hast den Verstand verloren!

Der Direktor stand auf, der Oberregisseur auch. Sie sahen sich an. Der Direktor wollte noch etwas sagen, aber Árvaffy ging aus dem Zimmer.

Er spielte die Rolle des Obersten nicht. Seitdem bekommt er so gut wie keine Rolle, und wenn doch — was sind das für welche! Diener, Kellner, Bote, Hausmeister, alter Schuster. Aber, wenn er die Bühne betritt, hört das Hüfteln im Zuschauerraum auf, alle Augen sind auf ihn gerichtet. „Zu Befehl, meine Gnädigste, hier ist der Tee“, und er stellt das Tablett auf den Tisch. Zuweilen sagt er statt Tee Milchkaffee, dennoch bekommt er mitten in der offenen Szene großen Applaus, und doch eigentlich, seitdem er aus dem Büro des Direktors herauskam, ist er nicht mehr auf der Bühne. Allabendlich sagt er: „Jawohl. Im Jahre 1812 ist Moskau ebenfalls abgebrannt. Du lieber Himmel! Die Franzosen wunderten sich.“ Dann verneigt er sich: „Jawohl“, und er geht ab von der Bühne, auf der er nicht gewesen ist, denn schon seit langem, seit er aus dem Zimmer des Direktors rausgegangen war, oder auch schon früher, steht er jeden Abend unter dem Nußbaum oder in der Kastanienallee, Nelken in der Hand, jedes Jahr mehr Nelken, es reicht allmählich für einen ganzen Kranz, er blickt hinauf zu den schwarzen Ästen, wartet, daß der Schnee zu fallen beginnt und auf seinen umgelegten Kragen rechts und links ein Stern fällt. Aber das weiß nur er.

Aus dem Ungarischen von Hetti und Géza Engl

Britta Bogdan
Fünf Finger — eine Hand

Schokolade essen,
und ich denke an dich.
Wenn Degenhardt wieder singt
spielt die Sehnsucht
Klavier mit mir.
Jeden Tag ein neuer Morgen,
wenn alles gedacht ist,
was soll ich da noch fragen ...
Fünf Finger
eine Hand,
wer stellt sich an die Wand?
Schenk mir Roten Mohn im November,
du bekommst dafür
eine Handvoll Schnee im August.
Alles geht.
Mach nur die Augen zu.
Spürst du dieses Prickeln in dir?
Wie Himbeerbrause,
eiskalt,
in großen Schlucken,
hastig getrunken.
Immer dieses Kauen,
wir werden hungrig sein.
Schlucken müssen wir,
runterschlucken.
Es träumt sich viel bunter
ist man erst satt.
Die Buchstaben können mir viel erzählen,
in deinem Gesicht will ich lesen,
und nicht nur das,
verstehen will ich es.
Zigaretten, Rotwein
und nie wieder Krieg.
Es muß nicht immer alles so sein
wie es eben nun mal ist.
Liebe,
das ist ein großes Wort,
ganze fünf Buchstaben lang.
Fünf Finger,
eine Hand.
Ich lache.
Die Buchstaben
können mir viel erzählen ...

Barbara Maria Kloos
Gegenlicht

Das abgedunkelte Schlafzimmer.
Die Enkel. Die Kinder. Die Frau.
Der liebe Gott hat uns 60 Jahre geschenkt.
Ich darf nicht undankbar sein.
Das Doppelbett aus den Zwanzigern.
Sein winziger Kopf, den eine frische
Bügelfalte teilt. Erkennst du mich?
Er gibt Zeichen. Finger am Mund: Wasser.
Schiebt die Zunge zwischen die Lippen.
Verschüttet alles. Sei nicht so ungeschickt.
Paß doch auf! Hand am Bauch: Er muß mal.
Ja, Vater, gleich. Zwei heben ihn hoch.
Sein Glied in eine Flasche, daß nichts
daneben geht. Wer nicht hilft, betet.
5 x Rosenkranz:
(Manchmal kommt der Priester und macht mit)
Vater unser, der Du bist im Himmel ...
im Himmel ... im Himmel ... Vater, was ist?
Maria Mutter Gottes. Beten betäubt.
Erst kein Atem. Dann jagt der Puls. 120.
Das Herz ist ein Hochleistungssportler.
Er zappelt mit Händen und Füßen.
Öffnet den Mund, um nichts mehr zu sagen.
Die Frau drückt ihm ein Kreuz auf die Brust.
Das ist das Totenkreuz von deiner Mutter.
Hörst du? Ein Foto vom ersten Sohn, mit
dunklen, klaren Augen. Kampfflieger.
Abgestürzt im Krieg. Jetzt kommst du zum
Josef in den Himmel und ich komm auch bald.

Vorhänge und Augen geschlossen.
Zum letzten Mal schläft er im Ehebett.
Aber die Frau fehlt.

Vera Botterbusch
Die toten Augen

Wenn ich an die Schwester
denke
mit den toten Augen
sehe ich
die Mutter
nachts
vor dem Fenster
der Tochter
alle Tränen
weint sie
ihr weg.

Denke ich
an die Mutter
mit ihren Augen
ja diesen Augen
sehe ich
kleine weiße Tüten
mit Recht und Unrecht
fein säuberlich
grammweise
abgepackt
denke ich an Effi Briest.

Wenn ich an den Bruder
denke
mit dem Riß
mit dem Riß in den Augen
sehe ich
den Bruder
mit dem Riß
mit dem Riß in den Augen
denke ich
leer
mir das Herz.

Denke ich
an den Vater
mit den gläsernen Augen
sehe ich
die Mutter
sonntags
kleine weiße Tüten
zu Meißner Porzellan
reichen
denke ich an mich
habe ich Angst.

Ute Horstmann-Bökamp
Volkslied

Nachdem wir nun
manche Sachen
belacht haben
ist nichts mehr
getrost

Nachdem wir nun
manches gesehn haben
weinen viel Augen
wohl jegliche Nacht

Nachdem die Welt
nicht mehr stille
sein will
ist nichts mehr
traulich und hold

Obwohl sich die
Erd an den Himmel
schmiegte wiegt manche Mutter
nicht mehr ihr Kind

Susanne Hennemann
Ein Land mit verlässlicher Währung

Greif nach dem Mond spring in den Traum
Dort grünt dein Land
Ein Land mit verlässlicher Währung

Sigrun Schild
In Gedanken

In Gedanken bin ich tausendmal schon fortgelaufen,
bin auf weißen Wolkenpferden mitgeritten,
die hohe Hindernisse überspringen,
habe Schiffen hinterher gesehen,
die unsichtbar am Horizont verschwinden,
bin mit Vogelscharen mitgeflogen,
die jedes Jahr nach Süden ziehen.

In Gedanken hab' ich Flugzeugstreifen nachgemalt,
die sich in Unendlichkeit verlieren,
bin Schienen tagelang gefolgt,
um neue, gerade Wege zu entdecken,
wollte mir ein anderes Leben kaufen.
In Gedanken bin ich tausendmal schon heimgekehrt.

Sylvia Frueh Keyserling
Gedicht von der Hoffnung

Wenn das Reisfeld grünt
wenn die Dürre endet
wenn der Nachtvogel singt

Wenn die Kirschbäume blühen
wenn der Albatros träumt
wenn die Getretenen aufstehen

Wenn die junge Freude
kopfunter über'n Himmel tollt
wenn —

Susanne Hennemann
In dir das Brachland

In dir das Brachland
zieht Träume an
Hier ist Boden zu gewinnen

Brigitte Werner
Beispiele

Nehmen wir zum Beispiel die Katzen.
Sie finden, daß das nicht geht?
Aber mein Großvater! Nehmen Sie sich an meinem Großvater
ein Beispiel: Arbeit, Arbeit. Und dann das Vergnügen.
Das sagt alles, was nicht schon gesagt wäre.
Man kann auch sagen: Arbeiten und nicht verzweifeln!
Aber dieses Beispiel ist schon verbraucht.
Außerdem bestätigen Ausnahmen die —, aber das wissen Sie ja.
Nehmen wir dann doch lieber die Sterne.
Schließlich steht alles in den Sternen geschrieben. ALLES!
Sie sagen nichts. —
Sagen Sie nicht, daß Sterne nicht lügen!
Das weiß man nie, solange man ihre Wahrheit nicht kennt.
Nehmen wir doch besser das Beispiel der Vögel.
Sie stimmen zu?
Sie stimmen immer. Kein falscher Ton. In keiner Sprache
ein falscher Ton! Immer stimmig!
Dieses Beispiel ist wirklich gelungen!
Nehmen wir also die Vögel und nicht die Katzen.

Dagmar Scherf
steinzeit 1

als die saurier noch
in den meeren
schwammen
als tod und leben noch
kamen wie frost und hitze
wie tag und nacht
welch eine zeit

bevor der erste mensch
seinen fuß hob
auf einen stein
bevor etwas kam
anders als frost und hitze
anders als tod und leben
tag und nacht

bevor ein mensch
seinen fuß hob
auf einen stein
und sagte
der gehört mir

bevor ein mensch
einen stein warf
auf einen menschen

welch
eine
zeit

(Vorabdruck aus dem Gedichtband von Dagmar Scherf, der dieses Frühjahr in der Reihe
„kürbiskern-Zeit-Gedichte“ erscheint. 64 S., 6,80 DM.)

Das kleine Mädchen
aus dem Likanon

Ich bin im Krieg geboren,
Ich hab nichts anderes gekannt.
Ich habe kein Zuhause
und niemand ist mir hier bekannt.
Wer hilft mir nun?
Wer ist so gut?
Wer nimmt mich auf ins Haus?
Ich brauch doch nur
ein bißchen Platz,
vielleicht so viel wie eine Maus.

Friedenslied

Viele Menschen auf der Welt
bauen Bomben für viel Geld.
Doch wir wollen Frieden schaffen,
wenn es geht auch ohne Waffen.
Manche Leute wollen Krieg.
Aber das ist uns nicht lieb.
Auch wir Kinder wollen Frieden,
weil wir Frieden eben lieben.
Warum gibt es so viel Streit?
Warum kommt es denn so weit?
Wenn auch einer ist dabei,
der hier ist für Kämperei:
Wir halten fest zusammen,
es blüht dabei.

Jama Löhn
10 Jahre

Viktor Bojew Ein ungewöhnliches Interview in Berlin

Im Jahr 1965 kam ein bekannter bundesdeutscher Publizist nach Moskau, um Material für ein Buch über die gewaltige Schlacht um Berlin zu sammeln. Als Journalist in der Presseagentur Nowosti half ich ihm bei dieser Arbeit. Am dritten Tag fuhren wir zum Dokumentarfilmstudio in der Lichowgasse.

Im Montageraum kam uns Roman Karmen entgegen. Er schloß damals gerade die Arbeit an dem Film „Der Große Vaterländische Krieg“ ab, war sehr in Eile und sagte uns gleich, er habe leider nur sehr wenig Zeit für ein Gespräch. So begann ein überaus interessanter Bericht eines Augenzeugen, eines Filmdokumentaristen über die Berliner Operation, ein Bericht mit zahlreichen Einzelheiten, die diese schon weit zurückliegende Schlacht vor den Augen wiedererstehen ließen. Er erinnerte sich auch an die Geschichte, die damals als eine Art „Soldatenfabel“ immer wieder erzählt wurde: Wie sich ein sowjetischer Offizier auf dem Höhepunkt der Kämpfe über das städtische Fernsprechnetz mit Goebbels in Verbindung setzte, und was für ein Gespräch das wurde.

Als Karmen davon erzählte, wurde er plötzlich darauf aufmerksam, daß ich nicht weiter dolmetschte. Er sah mich an: „Warum schweigen Sie denn?“ Und daraufhin: „Halt! Moment mal ... Oh! Da bist du ja!“ Zum großen Erstaunen des ausländischen Gastes umarmte er mich. In irgendeiner Mischsprache versuchte ihm Karmen klarzumachen, was eigentlich geschehen war. Es sei für ihn eine große Überraschung, viele Jahre nach der Schlacht um Berlin gerade jenem Menschen als Dolmetscher zu begegnen, von dem eben die Rede war ...

... Ich geriet an die Front sozusagen knapp vor Torschluß; acht Monate später sollte der Krieg beendet sein. Als ich bei der zweiten Garde-Panzerarmee eintraf, die sich zur Neugliederung in befreiten Gebieten Polens befand, herrschte eine Zeitlang Ruhe an der Front, wie man so sagt, habe ich damals noch kein Pulver zu riechen bekommen.

Bekanntlich machte es die kritische Lage der westlichen Alliierten der Antihitlerkoalition in den Ardennen erforderlich, daß unsere Truppen, früher als vom sowjetischen Kommando geplant, zum Angriff übergingen. Auf dringende Bitte Winston Churchills an unseren Obersten Befehlshaber I. W. Stalin wurde die Offensive nicht am 20., sondern am 12. Januar begonnen.

Nachdem die gegnerische Verteidigung an der Weichsel gebrochen war, bekamen unsere Panzerverbände freie Bahn für ihre Operationen. Wir drängten nach vorn, legten innerhalb 24 Stunden 50 bis 60 Kilometer zurück und manchmal auch mehr als das.

Unsere Aufklärung fuhr mit Schützenpanzerwagen und beweglichen Jeeps an der Spitze eines Panzerkeils, eines von vielen, die sich im Verlauf der Angriffsoperationen herausgebildet hatten. Diese Keile zerschlugen den Feind und ließen ihm weder Zeit noch Möglichkeit für organisierten Widerstand. Während wir auf Pommerns Straßen weiter vorstießen, sahen wir praktisch keine Zivilenwohner. Unter dem Einfluß der Goebbels-Propaganda zogen Einwohner aus Städten und Dörfern nach Westen. Teils hatte man sie davon gejagt, teils hatte man die Flüchtenden eingeschüchtert und behauptet, die angreifenden russischen Truppen würden niemanden schonen. Wir marschierten in kleine Städte und Dörfer ein, in denen es keine Menschenseele gab.

Als wir einmal ein Nachtlager suchten, betraten wir ein Haus, das wohl erst vor kurzem verlassen worden war: Die Milch auf dem Herd war noch warm. Mir fiel auf, daß der Telefonapparat auf dem Tisch unversehrt und der Fernsprechananschluß in Ordnung war. Ich kam auf den Gedanken, den Apparat sozusagen zu operativ-taktischen Zielen zu nutzen. Wir warfen einen Blick auf eine detaillierte Landkarte und machten danach in einem danebenliegenden Telefonbuch die Nummer eines Rittergutes, das einige Kilometer entfernt lag, ausfindig. Ich wählte die Nummer. Jemand nahm den Hörer ab und schwieg. Plötzlich hörte ich eine Frauenstimme, die erst schluchzend und dann freudig in ukrainischer Sprache ausrief: „Oh, mein Lieber, kommt so schnell wie möglich hierher, die Herren sind schon fort, nur zwölf Polizisten sind noch da!“

Eilends wurde in das Gut eine Einheit von Aufklärern mit Motorrädern entsandt, und eine halbe Stunde später meldete ihr Kommandeur ebenfalls per Telefon: „Die Polizisten haben die von unserer ukrainischen Gesprächspartnerin angebotene Kapitulation akzeptiert und sich kampfflos ergeben.“

Dieser Vorfall fiel mir ein, weil er mit einem anderen, der sich etwas später in Berlin ereignete, einige Ähnlichkeit hat. Darauf komme ich noch zu sprechen ...

Je näher wir an die Oder kamen, desto erbitterter wurde der Widerstand der Hitleristen. Unsere Panzersoldaten kämpften gegen voneinander abgeschnittene, umzingelte SS-Einheiten. Die Faschisten leisteten Widerstand mit blindem Fanatismus. Vor der Oder stoppten unsere Truppen ihre Offensive. Es war eine Pause notwendig, um die Verbindungslinien in Ordnung zu bringen, den Nachschub von Munition, Nahrungsmitteln und Kraftstoff zu organisieren. (In den letzten Tagen der Offensive wurden manchmal funktionstüchtige Panzer „geparkt“, um andere Panzer, die weiter nach vorn sollten, mit ihrem Kraftstoff zu betanken.) Obwohl unser gesamtes Land für den Sieg arbeitete, konnte von Überfluß keine Rede sein.

Endlich kam der 16. April. Wir erzwangen den Übergang über die Oder südlich von Schwedt. Bis Berlin war es schon nicht mehr weit. Auf den üblichen Wegweisern schrie es uns buchstäblich entgegen: „Berlin 70 km.“

Ich erinnere mich besonders deutlich an die Seelow-Höhen. Viele Gefangene mußte ich an jenen spannungsgeladenen Tagen befragen. Solche aber, denen ich auf den Seelow-Höhen begegnete, sah ich zum ersten Mal. Das waren Jugendliche im Alter von 14 bis 15 Jahren, in schmutzige grüne Uniformen gekleidet, die ihnen zu weit waren. Helme und Feldmützen verdeckten ihre Augen. Die Stiefel, die sie trugen, waren übermäßig groß. Panzerfäuste, mit denen sie vor der Schlacht bewaffnet wurden, waren für ihre jungen Hände zu schwer. Bei dem verzweifelten Versuch, ihre Haut zu retten, warfen die faschistischen Führer diese von der Hitler-Propaganda betrogenen Kinder in das Feuer einer erbitterten Schlacht, viele junge Menschen kamen so völlig sinnlos ums Leben.

Am 21. April stießen wir bis zum nordöstlichen Rand Berlins vor. Eine neue Nummer der Goebbels-Presse voller Beschwörungen geriet mir in die Hände: „Berlin wird nie kapitulieren.“ 10 Tage danach war die Stadt eingenommen ...

Während um mich herum die Granaten kreppten, suchte ich in einem unversehrt gebliebenen Gebäude Deckung und ging dort meiner gewöhnlichen Arbeit nach: Ich verhörte eben erst gefangengenommene Soldaten und Offiziere. In diesem Durcheinander fanden sich selbst hochgestellte Chargen kaum zurecht. Unter dem, was mir im Gedächtnis blieb, war es vor allem die

Mitteilung, der Reichsminister für Propaganda, Goebbels, habe die Vollmachten des Leiters der Verteidigung Berlins übernommen.

Wir bezogen für kurze Zeit Stellung im Raum Siemensstadt, genauer gesagt in einer Arbeitersiedlung der berühmten Siemenswerke im nordwestlichen Teil Berlins. Unser erstes Krasnograder Panzerkorps schlug sich dorthin durch, indem es einen Bogen rund um die Stadt herum beschrieb. Da die Faschisten diesen Stadtteil unter massierten Artilleriebeschuß nahmen, beschossen wir, mehrere Offiziere des Korpsstabs, die Nacht im Keller eines der typischen Häuser aus Ziegelstein zu verbringen. Am Morgen trafen wir uns alle zum Frühstück. Unter uns gab es zum Korps abkommandierte Presseleute. Das waren der Kameramann Roman Karmen, der auch als Korrespondent der Zeitung „Iswestija“, des „Sowinformbüro“ und der amerikanischen Nachrichtenagentur „United Press“ bevollmächtigt war, und der Bildberichterstatte Viktor Tjomin.

Karmen fragte: „Was haben die Gefangenen Neues berichtet?“ Ich teilte ihm mit, was ich vor kurzem erfahren hatte: Goebbels hat zum Schluß die Leitung der Verteidigung Berlins übernommen.

Für die Leser jüngerer Generationen ist hier eine Erläuterung angebracht: Von der gesamten Naziführung, auf die sich ein tiefer Haß in unserem Volk richtete, war der Ideologe des Faschismus, Vertrauensmann Hitlers und Erzlägner Goebbels wohl eine der am meisten gehaßten Personen. Beim allgemeinen Gespräch schlug jemand vor – ich kann nicht mehr genau sagen, wer es gerade war, ob Karmen, Wladimir Baskakow, der künftige bekannte Filmwissenschaftler, oder ich –, mit dem neugebackenen „Heerführer“ über Telefon zu sprechen. Schließlich hatte so was schon einmal in Pommern geklappt.

Gesagt, getan. Wir verließen den Keller und begannen, nach einem Telefon zu suchen. Im zweiten Stockwerk war der Apparat in Ordnung.

Ich wähle mechanisch nach Moskauer Gewohnheit die Nummer „09“ und erkundige mich bei dem diensthabenden Mädchen in der Auskunft, wie ich zum Ministerium für Propaganda durchkommen könnte. Das Mädchen nennt mir die Nummer der Vermittlung. Die Kameraden waren daraufhin sehr erstaunt, daß es mir gelungen war, in einer unbekannten Stadt die Nummer der Auskunft sofort richtig zu wählen. Die Sache erklärte sich ganz einfach: Vor dem Krieg wurden in Moskau eben die deutschen Siemens-Fernsprechvermittlungsanlagen ATS geliefert, für die Auskunft galt die gleiche Nummer.

Hier die wörtliche Aufzeichnung, die ich mit Blaustift in meinem Arbeitsheft gleich nach dem Gespräch machte – der Zettel selbst ist inzwischen so abgenutzt, daß ich ihn vor einigen Jahren fotografieren mußte.

„Am 26. April 1945 führte ich über das Berliner Fernsprechamt mit dem Reichsminister für Propaganda, Doktor Goebbels, ein Gespräch. Ich beginne.

ICH: Wer ist am Apparat?

GOEBBELS: Der Reichsminister für Propaganda, Doktor Goebbels.

ICH: Mit Ihnen spricht ein russischer Offizier. Ich möchte Ihnen ein paar Fragen stellen.

GOEBBELS: Bitte sehr!

ICH: Wie lange können Sie um Berlin kämpfen, und wie lange beabsichtigen Sie, dies zu tun?

GOEBBELS: Einige . . . (das weitere ist unverständlich).

ICH: Was einige? Soll das heißen Wochen?

GOEBBELS: Nein, Monate!

ICH: Noch eine Frage. Wann und in welcher Richtung wollen Sie aus Berlin fliehen?

GOEBBELS: Diese Frage halte ich für frech und unangebracht.

ICH: Nehmen Sie zur Kenntnis, wir werden Sie überall finden, und der Galgen ist für Sie bereits hergerichtet.

(Als Antwort höre ich mehrere undeutliche Stimmen. Es stellte sich heraus, daß unser Gespräch viele mithörten.)

ICH: Haben Sie vielleicht Fragen an mich?

GOEBBELS: Nein, keine.“

Nachdem das Gespräch stattgefunden hatte, verlangten Karmen und der Bildberichterstatte Tjomin, ich sollte dies sofort zu „Protokoll“ nehmen. Jeder von ihnen schrieb es sehr schnell in sein Notizbuch ab, und dann stiegen sie in einen Wagen und fuhren zum Stab der Front. Von dort aus gaben sie die Information nach Moskau durch. Man erzählt, als sie diese Geschichte den Telegrafistinnen in die Bodo-Apparate diktierten (Bodo-Geräte waren die Vorgänger der jetzigen Fernschreiber), hätten die Anwesenden und auch die Telegrafistinnen laut gelacht, was man eigentlich im Dienst nicht tun durfte.

Die Nachricht von dem Telefongespräch verbreitete sich blitzschnell. Davon erfuhr auch der Oberkommandierende der Front, Marschall Shukow, der ebenfalls darüber lachte und seinerseits von diesem Gespräch spaßeshalber dem Obersten Befehlshaber erzählte.

Ich war aber damals nicht zum Spaß aufgelegt. Aus dem Stab der Armee kam ein Nachrichtenoffizier im Panzerwagen und fragte: „Wer hat da mit Goebbels telefoniert?“ – „Ich“, war meine Antwort. Der Mann, der keinerlei Sinn für Humor zeigte, fragte wieder finster: „Du bist es also? Na, steig mal ein! Laß uns fahren!“ Ich fragte nur: „Wohin?“ Er meinte: „Du wirst es dort erfahren.“ Ich war natürlich etwas beunruhigt. Mein „Laienschaffen“ konnte mir Unannehmlichkeiten bereiten. Ich hatte selbstverständlich die Aufzeichnung des Gesprächs bei mir, um vorschriftsgemäß über die Begebenheit zu melden.

Wir kamen im Stab unserer Panzerarmee an. Dort fand gerade eine operative Beratung statt, die rund eine Stunde dauerte. Plötzlich öffnete sich die Tür des Zimmers. In Begleitung einer Gruppe von Offizieren kam General Bogdanow heraus und ging an uns vorbei, im Gehen sagte er dem Adjutanten einige Worte. „Na, Leutnant, mußt wohl ein Glückspilz sein“, sagte mir der dann bloß, „der Befehlshaber hat jetzt andere Sorgen. Fahr zu deinem Truppenteil zurück!“ Vier Tage später erfuhren alle, daß Hitler und Goebbels Selbstmord begangen hatten.

Am 2. Mai war Berlin genommen. Unser Panzerkorps operierte in Richtung Elbe, die wir aber nicht erreichten: Im Dorf Kleinbenitz hörten wir im Rundfunk die Nachricht, daß der Krieg zu Ende, die Kapitulation unterzeichnet war. Das war der schönste Tag in meinem Leben. Um diese Zeit wurde ich 22 Jahre alt. Wie alle meine Kameraden hatte ich das Gefühl großer Freude und des Glücks. Man konnte nun wieder an die Zukunft denken und träumen, wie das bei jungen Menschen so ist. Und all das brachte uns der Sieg.

E. Field Horine im Gespräch mit Friedrich Hitzer

Hitzer: In dem Buch „Trümmerzeit in München, Kultur und Gesellschaft einer deutschen Großstadt im Aufbruch 1945–1949“ schreibt Rüdiger Bolz über die Entwicklung von Radio München zum Bayerischen Rundfunk: „Im Mai 1945 hatten rund 35 Amerikaner das Münchner Funkhaus und seinen Sender in Ismaning übernommen, denen etwa 30 deutsche Mitarbeiter zur Seite gestellt waren, die vorwiegend zur Wiederinstandsetzung der technischen Anlagen eingesetzt wurden.“ Sie waren damals der erste, von den US-Streitkräften eingesetzte Leiter...

Field Horine: ... ich war Zivilist, im Rang eines Oberstleutnants, und übernahm als erster Nachkriegsintendant den Aufbau des Bayerischen Rundfunks, damals noch „Radio München, ein Sender der Militärregierung“.

Hitzer: War der Oberstleutnant davon überzeugt, daß das Naziregime nur durch Waffengewalt zerschlagen werden konnte?

Field Horine: Das war unsere Überzeugung, und ich glaube das auch heute noch, obwohl ich inzwischen längst Pazifist bin. Damals war ich jedenfalls davon überzeugt, daß es keine andere Möglichkeit gegeben hätte, als mit Waffengewalt dieses Regime zu beseitigen. Im übrigen gehörte ich in den Jahren 1945 bis 1947 als Offizier der US-Militärregierung in Deutschland an, in meiner Eigenschaft als Leiter von Radio München habe ich einem großen Teil der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse beigewohnt.

Hitzer: Welche Hoffnungen verbanden Sie damit? Kam das heraus, was Sie sich vorstellten?

Field Horine: Wir hatten die Hoffnung, die sich als illusorisch herausstellte – und zwar aus verschiedenen Gründen –, daß im Lauf vieler Monate und sogar einiger Jahre die Stärkung der echt demokratischen Kräfte in Deutschland soweit gedeihen würde, daß ein Rückfall in alte Verhaltensmuster doch weitgehend vermieden werden könnte. Diese Hoffnung wurde aber zum Teil durch die Entnazifizierungspolitik der amerikanischen Militärregierung vereitelt, zum Teil aber auch dadurch, daß wir recht naiv waren – in vielerlei Hinsicht. Unsere Nachrichtenabteilungen fielen auf manche Lügen und einige Hochstapler herein, obwohl wir ja genau wußten, daß sehr viele der wirklich demokratischen Kräfte vorhanden waren, und obgleich wir auch Kontakte zu denen hatten. Dennoch hatten, außerordentlich häufig, Offiziere der Militärregierung, fast muß ich sagen – verräterischerweise – Verbindung wieder aufgenommen oder erstmals aufgenommen zu hohen Nazis, die inzwischen getarnt waren. Und mit Hilfe von Lügengeweben und dergleichen sich eingeschmeichelt haben. Oft haben sie ihre eigenen Freundinnen vorgeschickt, wie Ihnen sicher bekannt ist. Unsereiner fiel oft darauf herein, so daß also die Hoffnungen ziemlich schnell vereitelt wurden. Wir hatten wahrscheinlich – heute bin ich sogar sicher, daß es der Fall war –, wir hatten uns vielen Illusionen hingegeben, was die Möglichkeiten einer, wie wir damals sagten, Umerziehung des deutschen Volkes bedeuten würde. Wir hatten uns das viel leichter vorgestellt, als ich heute rückblickend sagen würde, daß es überhaupt möglich gewesen wäre. Auf der anderen Seite hätten wir schon die Möglichkeit gehabt, mit einigen der Kräfte zu arbeiten, die zunächst eingestellt und in Positionen von Einfluß gekommen waren. Hätten wir die Möglichkeit gehabt, weiterhin mit diesen Leuten zu arbeiten, so glaube ich, daß wir einiges erreicht hätten. So wie es aber gekommen ist, mit der neuen amerikanischen Politik des Kalten Krieges, wurde es uns ziemlich bald vereitelt.

Hitzer: Wann entstand das Gefühl, man legt uns herein oder wir verhalten uns zu naiv? Auch der spätere High Commissioner John McCloy hat Jahre danach, veranlaßt durch die Skandale um Globke, Oberländer und viele andere hohe Nazifunktionäre in bundesdeutschen Ämtern und Würden, gesagt, Konrad Adenauer habe ihn hereingelegt. Das ist mir noch eher vorstellbar, zu einem späteren Zeitpunkt des Kalten Krieges jeden antikomunistischen Verbündeten zu akzeptieren, und das waren ja nun in Deutschland vor allem die Nazis. Wie war es aber damals, als die Amerikaner nach Dachau und nach München kamen, in die ehemalige „Hauptstadt der Bewegung“? In einem nicht geschnittenen, unvertonen Amateurfilm, von amerikanischen Soldaten und Offizieren gedreht, sah ich die menschenleeren Straßen und völlig ratlose, ängstliche Gesichter von ein paar Deutschen, und dann die Szenen und Bilder all jener, die nur darauf lauerten, wohin nun die neue Reise gehen würde. Nun waren aber auch noch Menschen am Leben, deutsche Widerstandskämpfer, die man schon ab 1933 in Zuchthäuser und KZ gesteckt hatte. Gab es unter denen nicht Ratgeber, die vor zu vielen Illusionen und vor Naivität, vor Betrugern hätten warnen können?

Field Horine: Das war ein ständiger Kampf um Einfluß und um Macht. Auf der einen Seite hatten wir, entgegen den Verordnungen, gegen die Befehle unserer obersten militärischen Befehlshaber, sofort Kontakt aufgenommen, zu den Kreisen, von denen wir von vornherein einigermaßen wußten, das sind zuverlässige Antifaschisten. Das waren zum Teil Leute, die geradezu dem KZ entkommen waren, es waren zum Teil Leute, deren Namen wir im Voraus hatten, aus irgendwelchen Quellen, und zu den Leuten haben wir, trotz der sogenannten *non-fraternization*, Verbindungen gesucht. Wir sollten ja mit den Deutschen überhaupt keinen Kontakt aufnehmen.

Hitzer: Verlockt nicht ein Verbot dazu, es zu brechen? Lag der Grund für die *non-fraternization* darin, daß man befürchtete, die amerikanischen Soldaten und Offiziere würden von den Nazis angesteckt werden? Oder etwa von Antifaschisten?

Field Horine: Ich weiß nicht, was der wirkliche Grund hierfür gewesen ist. Wir haben es jedenfalls vom ersten Tag an übertreten. Denn wir haben uns gleich gesagt, schon auf dem Weg nach Deutschland, von Frankreich aus haben wir uns gesagt: Wenn wir im Rahmen der *Information Control Division* irgend etwas erreichen sollen, müssen wir ja mit den Deutschen reden können und dürfen. Und darum haben wir einfach dieses Verbot für lächerlich gehalten und haben es vom ersten Tag an übertreten. Aber, wie ich sagte, war es ein ständiger Kampf. Auf der einen Seite wurden wir gut beraten, von einigen, wirklich sehr zuverlässigen, teils kommunistisch, teils sozialistisch, teils gut bürgerlich, teils christlich gefärbten Kreisen. Was uns aber hin und wieder gar nicht so selten einen Knüttel zwischen die Beine warf, das waren Befehle, die von oben kamen, in bezug auf die Einstellung und Beschäftigung gewisser Leute, über die wir in verhältnismäßig kurzer Zeit erfahren haben, die seien ziemlich weitgehend braun gefärbt. Ich denke oft darüber nach, wie viel ein Herbert Gessner* zum Beispiel ausfindig gemacht hat, über die Intrigen und die Tendenzen zur Restauration in den konservativsten Kreisen Bayerns. Die Entnazifizierung wurde nach verhältnismäßig kurzer Zeit, je nachdem, nur der Form halber

* Herbert Gessner, geboren 1920, aktiv im antifaschistischen Widerstand, war von Juli 1945 bis Dezember 1946 innenpolitischer Hauptkommentator, nach heftigen Auseinandersetzungen mit den US-Entnazifizierungsbehörden ging er zum Rundfunk nach Berlin (Ost). Anm. F. H.

durchgeführt. So war der Eindruck, der damals unter vielen von uns entstanden ist. Wer viel Einfluß hatte – das ist nur eine Annahme –, da spielte auch Bestechung eine Rolle. Daß massenhaft Kunstwerke und andere Wertgegenstände aus Deutschland nach Amerika verfrachtet wurden, das kam sicher nicht von ungefähr. Das stellte oft eine Art von Bestechung dar. Diejenigen, die über Reichtum verfügten, haben diesen Reichtum eingesetzt, um wieder Macht zu erlangen. Ich kann keine konkreten Beispiele mehr nennen, weiß aber, daß es ziemlich oft geschehen ist.

Hitzer: Können Sie sich vorstellen, daß bei diesen Deutschen sich sehr rasch die Gewißheit einstellte, es gibt offenbar unter den führenden Kreisen der US-Streitkräfte höchste, interessante Anknüpfungspunkte, nicht nur für Bestechung, sondern auch für Intrigen, Erpressungen zum Zweck bestimmter politischer Manöver? Es wurde doch bekannt, daß General George Patton aus seinen Plänen, sofort gegen die Sowjetunion den Krieg weiterzuführen, kein Hehl machte, und in Oberbayern sogar SS-Einheiten nicht entwarnen ließ, in der Hoffnung auf einen Befehl von oben, gemeinsam mit den kampffähigen Deutschen gegen die Russen zu marschieren. Gab es diese Tatsachen in einer offen ausgesprochenen Form? Bestimmte Kreise in Deutschland lauerten ja nur darauf, boten sich förmlich an.

Field Horine: Es war in den Kreisen, in denen ich verkehrte, oder zu denen ich Kontakt hatte, versteckt. Man munkelte, schon in den ersten Monaten hörte man immer wieder solche Dinge. Inwiefern diese Gerüchte stimmten, kann ich nicht sagen. Ich kann nur sagen, man hörte dergleichen immer wieder. Von dem Moment an, da die amerikanische Politik zum Kalten Krieg überzugehen begann, konnte man um so besser verstehen, weshalb solche Gerüchte zustande gekommen waren. Ich hätte nicht belegen können, was ich da gehört habe in der *Information Control Division*. Mein unmittelbarer Vorgesetzter, Colonel McMahon, war sicher ein ehrbarer Mann, bei dem so etwas nicht hätte passieren können. Ebenso General McClure, bei dem kann ich mir vorstellen, daß das, was Sie von Patton sagen, Interesse gefunden hätte.

Hitzer: Was man über Patton weiß, ist noch zu wenig für die gesamten Zusammenhänge und doch genug, um davon auszugehen, es ist mehr als ein Gerücht. Dazu gehört ja auch der gewaltsame Tod von Patton, den manche in diesen Zusammenhang stellen. Jedenfalls sind seine Tagebücher noch nicht veröffentlicht.

Field Horine: Ich kann nur sagen, ich habe das schon damals über Patton gehört, persönlich habe ich ihn nie gesehen.

Hitzer: Wie spielten sich diese Intrigen ab? Die Amerikaner kamen in ein Land, das militärisch, politisch, weltanschaulich einen Scherbenhaufen der Geschichte darstellte. Moralisch gab es wenig Stützen. Eine große Mehrheit war passiv und wartete ab; sie hatte sich bisher mit Hitler arrangiert, nun wartete sie auf das nächste Arrangement: wie und auf wen mußte man sich nun einstellen? Ich denke da an Ihre persönlichen Erfahrungen mit den Deutschen. Von manchen älteren Landsleuten höre ich, daß der Wille zu einem Neuanfang, zu einer ehrlichen und fairen Zusammenarbeit, von Christen bis zu Kommunisten, vorhanden war.

Field Horine: Das war entschieden der Eindruck, den ich hatte, und den auch meine Kollegen hatten. Wir waren zunächst begeistert von den Möglichkeiten, die es scheinbar gegeben hatte. Aber innerhalb von wenigen Monaten, im Verlauf der sogenannten Entnazifizierung, kamen restaurative Kräfte wieder ans Werk. Im nachhinein kann ich keine genauen Daten nennen, aber es dürften kaum sechs Monate verstrichen sein, bis sich schon die ersten ganz

deutlichen Tendenzen zeigten, die Entnazifizierungsgesetze zu unterlaufen. In den lokalen Behörden, sogar bei den Entnazifizierungsbehörden selbst, wurden z. T. alte Nazis eingeführt. Das wurde von einigen der deutschen Kollegen, die echt antifaschistisch und als gegen Hitler eingestellte Menschen bekannt waren, weitgehend belegt. Ich nannte vorhin Herbert Gessner, dem nachher nachgesagt wurde, er sei Kommunist gewesen, gerade er, als Kommentator für Radio München, hat solche Dinge in Hülle und Fülle ausgegraben und auch einwandfrei belegt. Als wir dann, weil wir Gessner unterstützten, in Konflikt gerieten mit den neuinstallierten Nazibonzen und mit den obersten Stellen der amerikanischen Armee, waren wir in der Zwickmühle.

Hitzer: Wie haben Sie darauf reagiert? Was konnten Sie tun?

Field Horine: Wir haben dazu gestanden und klargemacht, daß wir wohl ein Recht haben, diese Dinge aufzudecken. Wir haben gemeint, es sei ein wichtiges Prinzip, für das wir einstehen müssen, daß solche Dinge in einer neu entstehenden Demokratie aufgedeckt und publiziert werden müssen. Das hat uns einige Feindschaft eingebracht. Aber wir haben dazu gestanden. Das stellte später auch einen der Gründe dar, weshalb ich aus der Militärregierung ausgeschieden bin.

Hitzer: Mit welcher Begründung hat man gesagt, laßt das sein, rührt da nicht an?

Field Horine: Das kann ich nicht mehr präzise angeben.

Hitzer: Ich denke nicht an einzelne Fälle, sondern an den Tenor der Maßregelungen, gerade wenn es sich um Nazis handelte. Wobei ich doch hier darauf hinweisen möchte, nicht alle Nazis waren gleich, es gab ja auch Leute, die formell nicht der NSDAP angehörten und schlimmer waren als manche sogenannten Mitläufer. Etwas später hieß es ja dann, laßt doch die Sache auf sich beruhen, das ist vorbei, wir wollen uns nicht ewig Asche aufs Haupt schütten, gab es das damals schon?

Field Horine: Das hab ich nicht in Erinnerung, daß das häufig vorgekommen wäre. Was uns sehr störte und was wir sehr ungerecht fanden, das war die Tendenz zu Pauschalurteilen, allein auf Grund der Mitgliedschaft in der NSDAP. Kleine Leute, die bestimmt nie etwas Verbrecherisches getan hatten, wurden entfernt aus ihren Stellen, verloren die Existenzgrundlage, während andere, die ziemlichen Dreck am Stecken hatten, ziemlich gut wegkamen.

Hitzer: Nach dem damals geläufigen Spruch – die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen.

Field Horine: Ja, und es war offensichtlich häufig der Fall. Ich kann mich eines Interviews entsinnen, das wir im Funkhaus führten, mit einem, von dem wir wußten, auf Grund der Unterlagen, die uns inzwischen zur Verfügung standen, daß er unter Hitler einen ziemlich hohen Posten bekleidet hatte. Er gab sich sehr antinationalsozialistisch aus, versuchte uns zu überreden, dies entspräche den Tatsachen. Einer meiner Kollegen hatte aber die ganze Geschichte schwarz auf weiß vor sich, hat ihn damit konfrontiert, er schlich sich davon wie ein begossener Pudel. Ich kann mich sehr genau daran erinnern, an den Fall, nicht an den Namen. Es war nicht selten, daß solche Dinge vorkamen.

Hitzer: Sie waren als Leiter von Radio München auch Mitglied der Militärregierung.

Field Horine: Die Militärregierung in Bayern war eine selbständige Einheit, weil wir dort die kommandierenden Offiziere hatten, während die Befehlsstränge alle in Berlin zusammenliefen. Ich war, wie gesagt, dem General

McClure unterstellt, während Colonel McMahon mein unmittelbarer Vorgesetzter gewesen ist in Starnberg.

Hitzer: Was bewegte Sie, den Dienst zu quittieren?

Field Horine: Es gab eine Verschmelzung verschiedener Gründe, unter anderem das, was ich bisher hauptsächlich betont habe – nämlich das Gefühl, vieles, wofür wir gekämpft hatten, vieles, wofür wir überhaupt den Krieg geführt hatten, wurde verraten durch die sehr stark in Bayern zum Vorschein kommenden restaurativen Tendenzen. Die Beispiele dafür, daß ehemalige echte Nationalsozialisten relativ bald wieder ziemlich viel Macht bekamen, deutete ich an. Wichtiger noch als dies war doch sehr wahrscheinlich der Umschwung in der amerikanischen Außenpolitik, das Gefühl, wir haben jetzt sehr viele und große Verluste in Kauf genommen, um ein verbrecherisches Regime zu stürzen. Und jetzt rufen wir dieses selbe Land auf, um mit uns gegen Osten zu marschieren. Sie haben General Patton vorhin erwähnt. Es war ziemlich bald deutlich. Meine Kollegen und ich, vor allem Victor Velen und Thomas Messer, haben ab September 1946 den Eindruck gehabt, daß alles, wofür wir gekämpft hatten, nun doch in die andere Richtung gedreht wird, daß das, was Hitler im Osten versucht hatte, nun auch unsere Aufgabe werden sollte, nämlich die Sowjetunion sozusagen aus Europa zu bannen. Das schien uns nicht in Ordnung. Wir waren in keiner Weise kommunistisch, aber wir fanden, schließlich haben wir den Krieg nicht gegen die Sowjetunion geführt, sondern gegen das nationalsozialistische Deutschland. Diese Deutschen nun zum Verbündeten zu machen, schien uns als ein Verrat an dem, was uns bewegt hat, den Krieg zu unterstützen.

Hitzer: Hat man das so scharf empfunden und wenn ja, in welchem Umfang? Oder dauerte es doch eine ganze Weile im Kreis derer, mit denen Sie zu tun hatten, bis dieser Umschwung deutlich hervortrat? Das gilt für amerikanische Militärs, für Mitarbeiter bei Radio München, in der „Neuen Zeitung“. Manche haben den neuen Kurs doch schnell mit vollem Zynismus gefahren, nicht mehr unter dem Vorzeichen des Hakenkreuzes, auch nicht mit Nazimethoden, aber in derselben politischen Richtung. Sie sagten soeben, Sie und Ihre Kollegen fanden das nicht in Ordnung. Haben das viele Amerikaner so empfunden?

Field Horine: Ich glaube nicht, daß es sehr viele waren. Aber ich kann schon sagen, daß es unter denen, die ich gekannt habe, eine nicht unbedeutende Minderheit gab, die ähnlich dachte und ähnlich empfand wie ich, mit den anderen, die mit mir zusammen von der Militärregierung zurückgetreten sind. Ich weiß noch sehr gut, wie wir nach der Rede von James Byrnes in Stuttgart – ich meine, es war im September 1946 –, wie wir das miteinander besprochen haben und wie entsetzt wir gewesen sind über die Andeutungen. Denn es war ziemlich klar oder schien uns ziemlich klar zu sein, daß aus der Bündnispolitik, die zur Niederkämpfung des Nationalsozialismus geführt hatte, eine neue Bündnispolitik Amerika–Deutschland entstehen sollte gegen die Sowjetunion. Wie gesagt, ich glaube nicht, daß es die Mehrheit der Offiziere und anderer Mitglieder der Besatzungsarmee waren, aber es war eine nicht unbedeutende Minderheit.

Hitzer: Wieviel war davon bekannt, daß schon führende Kreise von Nazi-Deutschland – von Heydrich bis hin zu Himmler – Kontakte in diesem Sinn zu den Westalliierten, insbesondere den USA, bekommen wollten? Und zwar

* Der nordamerikanische Außenminister, James F. Byrnes, hielt die Rede am 6. September 1946 in Stuttgart. Anm. F. H.

schon vor Kriegsende, also vor der militärischen Zerschlagung von Nazi-Deutschland, eine solche Konstellation zustande zu bringen?

Field Horine: Es mag sein, daß manchen das schon bekannt war. Mir war davon nichts zu Ohren gekommen. Darüber wurde auch nicht diskutiert. Später habe ich davon gehört und darüber gelesen, aber zu der Zeit, da wir zurückgetreten sind, hatte ich davon keine Ahnung. Wir haben das intuitiv gemeint annehmen zu müssen, aber wir hatten es nicht gewußt.

Hitzer: Wie haben die Deutschen auf den Rücktritt reagiert? Es waren ja Amerikaner, die bei einem so wichtigen Medium wie dem Rundfunk – das wichtigste Massenmedium zu jener Zeit – führende Positionen innehatten. Wurde darüber überhaupt geredet unter den Deutschen?

Field Horine: Ja. Man kann aber die Frage nicht eindeutig beantworten, denn es kam ja ganz darauf an, mit welchen Deutschen man redete. Diejenigen, die zu den stark restaurativen Kräften gehörten, haben sich natürlich gefreut, daß wir gehen wollten oder gehen zu müssen glaubten. Die anderen, die ich die demokratischen Kräfte nennen möchte, die wir auch möglichst stark gefördert hatten, die haben mit uns schon darüber geredet. Und sie waren entsetzt – und enttäuscht. Auch im Kreis der Offiziere, die zur Armee gehörten und die keine Zivilisten waren, habe ich damals mehrfach gehört – die Leute sagten das ganz offen –, wenn wir Zivilisten wären und nicht in der Armee verpflichtet, würden wir den gleichen Schritt unternehmen. General McClure sagte mir persönlich, wäre er nicht General, hätte er denselben Schritt getan, er sei jedenfalls über die Politik sehr enttäuscht, die nunmehr betrieben werde. Ich erinnere mich an das Gespräch mit ihm in seinem Sonderzug, als ich ihm zu erklären versuchte, weshalb ich zurücktrete, und worauf er mir sagte: Field, wäre ich nicht Offizier in der Armee, hätte ich genauso gehandelt wie du. Das hat mich sehr tief beeindruckt, das hat mich auch bestärkt in dem Entschluß, den ich gefaßt hatte.

Hitzer: Wie beurteilen Sie den Schritt heute? Handelten Sie aus Enttäuschung oder aus Resignation? Hätten Sie eine Chance gehabt, mit anderen weiterzumachen?

Field Horine: Wir haben uns lange überlegt, bis in die Nacht hinein oft darüber gesprochen, wird es nun mehr Schaden anrichten, wenn wir zurücktreten, oder wird es mehr Schaden anrichten, wenn wir uns einfach ausbooten lassen. Denn die Möglichkeit schien schon gegeben zu sein, daß man uns unserer Posten entheben werde, wenn wir nicht zurücktreten, wegen der ganz neuen Linie, die eingeschlagen wurde. Wir sind aber zu dem Entschluß gekommen – zu Recht oder zu Unrecht –, daß es günstiger und wirkungsvoller sein würde, wenn wir demonstrativ zurücktreten, als drinzubleiben und darauf zu warten, bis man uns ausbootet.

Hitzer: Wirkung bei wem?

Field Horine: In der Öffentlichkeit. Wir hatten uns vorgestellt, daß es vielleicht doch eine Möglichkeit gäbe, im Kongreß eine Diskussion zu entfachen – über die neue Linie der Außenpolitik. Ich glaube, wir haben unsere Wichtigkeit bei weitem überschätzt. So wichtig waren wir gar nicht. Auf der anderen Seite weiß ich, daß einiges von dem, was wir gesagt und getan haben, doch bis in die höchsten Kreise in Washington vorgedrungen war, dort bedacht wurde, aber unterging in der allgemeinen Überzeugung, die neue Linie sei die richtige für unser Land. Ich erinnere mich genau an den Brief, den Colonel McMahon aus Washington bekommen hatte von einem General namens Hildring, er war wohl Unterstaatssekretär im State Department, darin schrieb Hildring, er könne meine Gründe für den Rücktritt verstehen, auch

wenn er meinte, diese Gründe seien nicht gerechtfertigt. Ich weiß also, daß das bis dahin vorgedungen ist. Die „New York Times“ hat auch darüber einen längeren Artikel veröffentlicht. Eine ganze Reihe von Aufsätzen, die ich darüber geschrieben habe für eine New Yorker Zeitung, haben einiges Aufsehen erregt. Aber natürlich ging das unter in der ganzen neuen politischen Linie. Wir haben uns, wie gesagt, sicherlich stark überschätzt in der Wirkung, die wir für uns angenommen hatten.

Hitzer: Die demokratischen Kräfte in Deutschland haben auf diesen Schritt mit Entsetzen reagiert. Wäre die Annahme richtig, daß es bei dieser Konstellation nahezu aussichtslos gewesen ist, daß sich diese deutschen Kräfte der Demokratie, des Antifaschismus hätten durchsetzen können?

Field Horine: Ich meine, daß es fast nicht möglich gewesen wäre für diese Kräfte, die wir als nichtkommunistisch, aber als entschieden demokratisch betrachtet und erlebt haben, sich in Bayern durchzusetzen – in diesem Fall sogar mit oder ohne uns, so wie die Dinge gekommen waren.

Hitzer: Woran lag das?

Field Horine: Ich meine, daß es letzten Endes zu einem sehr großen Teil daran gelegen haben muß, als diese Kräfte die Unterstützung unserer Militärregierung verloren haben, so wie ich das damals gesehen habe, und ich habe keinen Grund, es heute anders zu sehen. Übrigens ist mir einiges entfallen, und manches habe ich auch verdrängt.

Hitzer: Warum verdrängt?

Field Horine: Jetzt muß ich als Psychoanalytiker sprechen. Die ganze Situation von damals, auch meine persönliche Lebenslage, war verwirrend. Ich geriet wegen der ganzen Situation in eine schwere persönliche Krise. Enttäuschung an der Politik, die mein Land eingeschlagen hatte, persönliche Enttäuschungen im Umgang mit einem oder zwei Kollegen, wozu noch eine Ehekrise kam – das stellte eine Kombination dar, die dazu führte, daß viele Einzelheiten scheinbar der Vergessenheit anheimgefallen sind. Ich mag mich nicht mehr an vieles erinnern, was damals passiert ist. Einiges würde allmählich schon wieder auftauchen.

Hitzer: Sie lösen eine Frage aus, die mich bedrängt, wenn ich an jene Anfänge und an das Aktuelle denke. Übertrifft nicht die jetzige Politik des amerikanischen Präsidenten Reagan die Bedrohlichkeit von damals? Das schließt nicht aus, daß ich Truman und die Folgen, die sich rasch einstellten – McCarthy und die Hexenjagd des Kalten Krieges der 50er Jahre –, durchaus in der jetzigen Linie sehe. In manchem halte ich die heutige Situation für viel beängstigender.

Field Horine: Ich auch.

Hitzer: Damals gab es immerhin noch Hemmungen, man mußte moralische und politische Rechtfertigungen konstruieren, man benötigte demokratische Motivationen für diese Politik, während heute ein solcher Zynismus im Gange ist, der auf nichts mehr Rücksicht nimmt.

Field Horine: Ich weiß nicht, ob es Zynismus ist bei Reagan und bei Weinberger. Ich fürchte, bei den beiden ist so etwas im Spiel wie eine echte paranoische Mentalität. Ich halte es für wahrscheinlich, daß Weinberger, Reagan und viele andere derer, die Reagans Rüstungskurs am stärksten unterstützen, echt paranoide oder paranoische Züge aufweisen – im Sinn des Verfolgungswahns. Sie sind – das vermute ich jedenfalls – davon überzeugt, daß die Sowjetunion das Zentrum des Bösen in der modernen Welt ist und daß Amerika das Gute verkörpert. Und ich meine, daß es damals unter Truman sehr viel eher machtpolitische Überlegungen waren, weniger stark ausgeprägt

und weniger deutlich dagegen das, was ich heute die paranoiden Züge nenne. John Foster Dulles war selber – das muß ich wieder als Vermutung äußern – so etwas wie das heute Reagan zu erkennen gibt: In seiner paranoiden Angst davor, die Sowjetunion plane tatsächlich die von ihnen angenommene Weltverschwörung des Kommunismus. Truman selbst? Das glaube ich weniger. Das war der Eindruck, den ich heute noch habe. Bei Truman waren es machtpolitische Interessen und die Interessen, die den Großkapitalismus unterstützen, aber meines Erachtens insgesamt weniger krankhaft als das, was unter Reagan und Weinberger zu beobachten ist.

Hitzer: Ein amerikanischer Journalist sagte unlängst, heute wäre Reagan der Verbündete Hitlers.

Field Horine: Ich teile die Meinung. Ich glaube beinahe schon. Er hat sehr viel von dem übernommen, was Hitler ab 1923/24 in aller Öffentlichkeit gesagt hat in seiner Einstellung zu den „sowjetischen Horden“, die Westeuropa überfallen würden und dergleichen – das ist aber die Linie seit 1946!

Hitzer: Erlauben Sie noch einige Fragen zum Persönlichen. Sie leben seit Jahren in der Bundesrepublik Deutschland. Im übrigen sprechen Sie ein so druckreifes Deutsch, um das Sie viele Deutsche beneiden müßten. Haben Sie das damals – 1945 – bei Radio München so gekonnt?

Field Horine: Das ist eine längere Geschichte, aber klar ist, ich habe damals genauso deutsch gesprochen wie heute. Ich lebe hier wieder seit vierzehn Jahren, meine Frau ist Deutsche, aber damals habe ich schon deutsch so gesprochen wie heute, weil ich die Jahre zuvor die deutschsprachigen Kurzwellensendungen von New York aus für das Columbia Broadcasting System geleitet hatte, weil ich schon vor dem Krieg vier Semester in Deutschland studiert hatte, zwei in Heidelberg, zwei Semester in Bonn. Das war ab 1935, also zwei Jahre nach Beginn des Naziregimes habe ich hier studiert. Und da habe ich deutsch so gelernt, wie ich es heute spreche, mit Hilfe einer alten Frau – von Campenhausen-Bassermann –, die Deutschunterricht gab für Theologiestudenten, die aus der Provinz kamen und die von der Kanzel herab Bühnendeutsch sprechen wollten.

Hitzer: Haben Sie sich schon damals auf den Beruf vorbereitet, den Sie jetzt ausüben?

Field Horine: Ich habe Psychologie und Germanistik studiert. Übrigens können Ihnen Barbara Mettler, Tom Messer und Victor Velen sehr viel mehr Konkretes über die Zeit in München sagen.

Hitzer: Mir geht es zunächst um das amerikanische Thema in unserer Geschichte, das Sie in einer Weise berührten, die eigene Erlebnisse und Erkenntnisse wachrufen. Das Annähern an diese Probleme in unserer Zeit würde hier von Details überlastet sein. Das Land, in dem ich aufgewachsen bin, hat in seinen Führungsschichten und bei all denen mit schlechtem Gewissen das Bündnis begierig, fast sklavisches angenommen, für das 1946 die Weichen gestellt wurden und weshalb Sie und andere aus der Militärregierung ausgeschieden sind. Das war doch letztlich die Lektion, die Hitler der älteren Generation beigebracht hatte. Was konnte denen Besseres geschehen als die Absolution aus Washington, aus dem reichen, mächtigen Amerika? Und sie durften noch in den rauchenden Trümmern weitermachen, die sie verursacht und wohin sie die Welt gebracht hatten. Das ist ein Trauma, ein Trauma, an dem die Welt mehr leidet als es vielen bewußt ist und das nun wirklich ihr Ende bedeuten könnte.

Field Horine: Ja, ich sehe das genauso. Übrigens haben die Amerikaner zum allergrößten Teil gar keine Ahnung von dem, was die Vorgeschichte ist, und

auch nicht von dem, was heute in Europa geschieht. Abgesehen von einigen großen überregionalen Zeitungen berichtet die amerikanische Presse fast gar nichts Wichtiges und Wesentliches über Europa. Auch nichts darüber, daß die Politik von heute im wesentlichen in den Jahren 1945 bis 1947 vorgeprägt worden ist. Es ist zumindest wahrscheinlich, daß die damals einsetzende – so muß man das nennen – antisowjetische Hetze von den Nationalsozialisten übernommen wurde und daß gerade ein Ahnen darum, daß dies nur zu einem verhältnismäßig geringen Teil von den Faktoren her berechtigt ist, die übertriebene, die hysterische, ich muß wieder sagen, die fast paranoide Art zu einer Überbetonung des eigenen Rechtes und der eigenen Überzeugung geführt hat und verführt. Sehr vieles, was bei uns im amerikanischen Volk an Wissen um eigene Probleme vorliegt, gerät in Vergessenheit, weil man den äußeren Feind hat. Das habe ich in einem Artikel für die Zeitschrift „Blätter für deutsche und internationale Politik“ darzulegen versucht. Ich fürchte, von daher kommt eine sehr große Gefahr, daß es eben dieselbe Linie ist, die damals aus der Übermacht, die man mit der Spaltung des Atoms erlangt hatte, daß diese Übermacht verführt und korrumpiert hat. Das ist vielleicht eine gewagte Behauptung, aber ich denke, es ist einiges daran.

Hitzer: Sie sind aktiv in der Friedensbewegung. Welche Bedeutung geben sie der Friedensbewegung in Ihrem Land und in der Bundesrepublik Deutschland, auch bezogen aufeinander, schließlich sind die Raketenbefürworter in der Bundesrepublik Deutschland mit die engsten Verbündeten der Reagan-Administration und deren neuer Erstschlagsstrategie?

Field Horine: Da muß ich weit ausholen, und zwar in diesem Sinn. Sie wissen ja so gut wie ich, daß eine Mehrheit der Bevölkerung auch bei uns – laut Meinungsumfragen, die zu wiederholten Malen durchgeführt worden sind – für einen Stopp, für ein *freeze* wäre, ebenso wie eine Mehrheit der deutschen Bevölkerung, verschiedenen Umfragen zufolge, gegen die Stationierung dieser neuen amerikanischen Raketen wäre und gewesen ist. Der Grund, weshalb ich weit ausholen möchte, ist dieser: Ein englischer Physiologe und Biologe namens Rupert Sheldrake hat eine Theorie entwickelt, die er die Theorie der morphogenetischen Felder nennt. Und diese besagt, daß etwa auftretende Einsichten, Überzeugungen eine langfristige Wirkung auch dort haben können, wo die Gegner am stärksten sind. Das ist schwer erklärlich in wenigen Worten. Aber ich kann es anhand eines Beispiels etwas verdeutlichen. In Japan hat man während vieler Jahre eine bestimmte Familie von Affen beobachtet – in freier Wildbahn. Man hat gemerkt, wie sie plötzlich von einer Gewohnheit, Kartoffeln, die sie fraßen, nicht zu waschen, dazu übergegangen sind, die Kartoffeln doch zu waschen, weil sie ihnen so besser geschmeckt haben. Das hat sich unter diesen Affen auf dieser Insel sehr weit ausgebreitet. Aber das, was man nicht erklären konnte, bis zu dieser neuen Theorie, war die Tatsache, daß auch auf anderen Inseln und dann schließlich auf dem japanischen Festland Affen von der gleichen Art ebenfalls dazu übergegangen sind, ganz plötzlich, ihre Kartoffeln zu waschen, bevor sie diese gegessen haben. Die Theorie von dem morphogenetischen Feldern besagt also, daß diese Affen etwas Neues erfunden hatten in einer Art und Weise, die man nicht voll erklären kann, das dann doch auf die anderen übergegangen ist.

Hitzer: Wollen Sie damit andeuten, daß es trotz der unglaublichen Propaganda gegen die Ziele der Friedensbewegung, trotz der Diffamierung und Einschüchterung zu einer Ausbreitung ihrer Ideen und Motive kommt?

Field Horine: Ja. Und zwar unter anderem gerade deshalb, weil die Anstrengungen zu diffamieren und zu kriminalisieren eigentlich davon Zeugnis able-

gen, daß die Gegner der Friedensbewegung schon halbwegs überzeugt sind – sonst hätten sie es nicht nötig, so weit zu gehen in der Kriminalisierung und Diffamierung. Es sind die eigenen verdrängten Einsichten, die sie veranlassen, diese Kriminalisierung zu betreiben. Deshalb glaube ich, daß es langfristige Hoffnung gibt, daß die Internationalisierung der Friedensbewegung Früchte tragen wird. Ich bin davon überzeugt, und zwar erst in den letzten achtzehn Monaten. Wir wissen, daß die Mehrheit der Weltbevölkerung dagegen ist. Ich kann es anders ausdrücken. Sie wissen, in vielen Märchen der ganzen Welt kommt es vor, daß ein alter König nicht sterben will und um sich schlägt, um seine Macht zu wahren – das ist das, was die Gegner der Friedensbewegung heute tun. Sie sind in die Defensive gedrängt, weil sie irgendwie spüren, daß die Mehrheit der Weltbevölkerung gegen diese Hochrüstung ist. Letztlich ist das eine Minderheit, die das wirklich voll unterstützt. Und eine noch geringere Minderheit, die das unterstützt aus eigener, echter Überzeugung.

Hitzer: Ich gestehe, daß ich eher erleichtert als skeptisch bin, wenn Sie die Hoffnung mit dem Verweis auf eine neue, in Ansätzen befindliche Wissenschaft begründen.

Field Horine: Die Geschichte mit den Affen habe ich erstmals vor zwanzig Jahren bei einem Amerikaner gelesen. Und erst in den letzten Wochen habe ich die Theorie der morphogenetischen Felder kennengelernt, die noch nicht endgültig bewiesen ist. Aber die ersten Experimente, die durchgeführt worden sind, scheinen diese Theorie zu bestätigen. Die Mehrheit in der Friedensbewegung der Welt, die Mehrheit der einfachen Leute, die dagegen sind – das beweisen zahlreiche Meinungsumfragen – die hat auf Dauer einen viel größeren Einfluß, als man meinen möchte, wenn man nur die machtpolitischen Verhältnisse betrachtet.

Hitzer: An mir selbst und anderen Menschen, gleich welcher Nationalität, habe ich in der letzten Zeit beobachtet, wie sich gegen verzweifelte Ohnmacht auch Anstrengungen zeigen, die Kräfte zu vervielfachen auf das Zentrum des kollektiven Selbsterhaltungstriebes und auch zum Bestreben hin, anders, besser zu leben als bisher und aufeinanderzuzugehen, tatsächlich neue Kriterien des Verhaltens gegen den Atavismus Jeder-ist-sich-selbst-der-Nächste hervorzubringen. Das ist für mich auch ein Motiv für die Beschäftigung mit den schrecklichen Erfahrungen des deutschen Faschismus – am Beispiel Dachau. Wäre ich nicht davon überzeugt, es hat diese äußerste Anstrengung des Widerstands gegeben, wie er sich nun – unter anderen Bedingungen – wieder und vielleicht als letzte Chance zeigt –, könnte ich manche der Geschehnisse überhaupt nicht verarbeiten.

Field Horine: Eine amerikanische Autorin namens Marilyn Ferguson nennt das, was sich heute abspielt, die „sanfte Verschwörung“. Das ist in der Tat weltweit. Was wir noch nicht wissen können, was aber sehr wahrscheinlich vorliegt, das ist eine Art Verbrüderung über alle Grenzen hinweg, über alle Barrieren kultureller Art hinweg, daß die Mehrheit der Menschen schon ungefähr so denken und empfinden, wie es sich in der Friedens- und Ökologiebewegung offenbart. Und daß der alte König noch nicht ersetzt worden ist durch den neuen König, den die Friedens- und Ökologiebewegung darstellt. Ich neige eher zu einem vorsichtigen Optimismus, wohingegen ich vor zwei Jahren zutiefst pessimistisch war und eine schwere Depression deshalb durchgemacht habe. Viele, sehr viele haben Anteil an dieser sanften Verschwörung. Und das ist sehr ermutigend.

Carola Karg Erinnerung

Für mich heißt Rückbesinnung weit zurückgehen. Zurück in jene Jahre des aktiven Widerstandes gegen die faschistische Diktatur und der brutalen Verfolgung durch den SS-Staat.

Ich war gerade 25 Jahre geworden, als der faschistische Volksgerichtshof am 25. Juni 1935 sein Urteil fällte: 15 Jahre Zuchthaus, erschwerte Haft; das hieß: weiterhin Isoierhaft, Polizeiaufsicht, also KZ-Haft.

1938: Ich befand mich in dem berüchtigtsten deutschen Zuchthaus Jaur in Schlesien, nahe der polnischen Grenze, und erlebte in einer engen, kalten, halbdunklen Zelle meine fünfte Haftweihnacht. Allein, einsam. — Doch nicht ganz einsam! Einige Meter weiter in diesem 800 Jahre alten meterdicken Gemäuer, wo es von Ratten und Mäusen nur so wimmelte, waren rund 80 meiner Genossinnen in einem Saal zusammengepfercht. Die Kurzstrafigen, wie sie hießen, sie standen oft heimlich am Fenster und winkten mir zu, wenn ich im Hof meinen Alleingang machte.

Ich wußte und spürte es, daß an diesem Abend ihre Gedanken bei mir waren, so wie meine Gedanken die ihren suchten. Nie habe ich den Begriff Solidarität stärker empfunden als in solchen Stunden. Die Solidarität, — sie knüpfte ein starkes Band des Zueinandergehörens in der gleichen Gesinnung, im gleichen politischen Bewußtsein und einig im gleichen Ziel: Sturz der faschistischen Diktatur! Für Freiheit, Frieden und Menschlichkeit!

Für diese Ziele hatten wir schon vor 1933 gegen den Hitlerfaschismus gekämpft, hatten wir in der Illegalität monate- und jahrelang schwerste Entbehrungen hingenommen, ohne jemals aufzugeben.

Wir wußten, wofür wir kämpften. Und diese Überzeugung war für mich wie für die Hunderttausenden unserer Kämpfer die starke Kraft, die uns die faschistischen Grausamkeiten und Isolationshaft aushalten ließ. Wie oft habe ich bei meinen Gefangenen-Transporten, hingekritzelt an den Kerkerwänden, die Worte unseres Karl Liebknecht gelesen: *Wir sind da, und wir bleiben da — und diese Welt wird unser sein.* Es gab in meinen über elf Jahren politischer Haft viele schwere Stunden, wo die Sehnsucht nach den Lieben zu Hause, nach den Genossen und Freunden, stärker als sonst in einem wühlte. Wo das Schreien der Mütter nach ihren Kindern, das hemmungslose Weinen der Verzweifelten über den Hof hallte und in die Zelle drang, wo man meinte, diese Unmenschlichkeit nicht mehr ertragen zu können. Aber es ging weiter.

Es kam das sechste Jahr der Hitlerherrschaft. Die Zuchthausaufseherinnen berichten uns mit sichtlichem Sadismus von den großen Erfolgen des Führers und dem Jubel um ihn. Mochten sie wie Millionen Deutsche an ihren Führer glauben — wir wußten um seine verbrecherischen Ziele und Taten, um den Krieg, den er vorbereitete, eine ganze Welt zu erobern, vor allem den Bolschewismus in Rußland auszurotten.

Ich war schon in der Sowjetunion gewesen, hatte das russische Volk und seine Liebe zum sozialistischen Vaterland kennengelernt. Dieses Volk würde sein Land mit allen Kräften verteidigen und die Faschisten aus dem Land jagen. Davon war ich fest überzeugt. So kam es dann auch.

Der Machtwahn Hitlers wird zerbrechen an dem Freiheitswillen der Völker. Dann werden auch wir frei sein. Wir, die Tausende und Abertausende, die diesem verbrecherischen Regime Widerstand entgegensetzten, für die Frei-

heit kämpften und litten. So kreisten meine Gedanken um die Zukunft. Voller Mut und Zuversicht. Wie so oft, lehnte ich mich an diesem Abend an die Zellenwand und sumnte leise eines unserer Kampflieder vor mich hin, das wir immer wieder mit Begeisterung gesungen hatten:

Die Toten, der großen Idee gestorben,
werden Millionen heilig sein.

Auf denn erhebt Euch, Brüder, Genossen,
ergreift die Waffen und schließet die Reih'n...

Strophen aus dem Lied, das schon Lenin und seine Genossen in der zaristischen Verbannung sangen — und das sie auf dem Weg des Sieges begleitete.

Auch wir werden über die Diktatur, über die Knechtung und Unfreiheit der faschistischen Barbarei siegen. *Wir werden siegen*

Es dauerte für mich noch sechs Haftweihnachten, ehe der Faschismus in Deutschland besiegt war. Doch dann kam der Tag der Freiheit.

Heute, 40 Jahre danach frage ich mich: War es wirklich die Befreiung von Faschismus und Krieg?

Meine Antwort: Ja. Und doch auch: Noch nicht.

Wir müssen auch heute, mit der Jugend, die unser Vermächtnis angenommen hat, weiterkämpfen, bis wir unser Ziel erreicht haben: Eine Welt ohne Waffen und ohne Krieg, eine Welt der sozialen Gerechtigkeit, der Freiheit und des Friedens.

Ausweis

Inhaber dieses *Karg, Berka*
aus *München*
ist aus der Strafanstalt Waldheim/Sa. entlassen worden und
befindet sich auf der *München*
Heimreise nach
Er verbüßte eine Strafe, die ihm die faschistische Klassen-
justiz auferlegt hatte, Straftat:
..... *Vorbereitung eines Hochverrats*
Er wurde vom Gefangenen-Komitee ordnungsgemäß entlassen. Es
wird vor allem hervorgehoben, daß er sich bei der Bewältigung
der großen politischen und organisatorischen Arbeiten persön-
lich hervorragend in leitender Stellung beteiligt hat.

Revolutionäres Gefangenen-Komitee

5.5.1945

1. A.
[Signature]
15. 6.

„Seit der Wende in Bonn erhebt sich mancherwärts der Ruf nach einem erneuerten ‚Geschichtsbewußtsein‘; aus der Vergangenheit soll das Arsenal für eine Wiedervereinigungskampagne bestückt werden.“ (*Die Zeit*, 28. 12. 1984.) Das Blatt verweist auf Filbingers Vorstoß für eine „Gesamtanstrengung unseres Volkes und aller erkennenden Kräfte“, das deutsche Geschichtsbild im Interesse nationalistischer Ansprüche aufzupolieren. Die Beweise ließen sich vervielfachen: Von der Spitze der Vertriebenenverbände kommt die Parole „Schlesien bleibt unser“, kaum variiert zu „Schlesien bleibt unsere Zukunft . . .“, und der mißtönende Protest gegen die „Verzichtler“. Der Erlanger Geschichtspräsident Hellmut Diwald mag von Antifaschismus so wenig hören wie von Vergangenheitsbewältigung; verhindern sie doch, was bei Diwald „Selbstfindung“ heißt; sein Beitrag dazu sieht im Kern so aus, daß er die nationale Katastrophe des Faschismus ab 1933, des Krieges ab 1939 schlicht auf das Ende von Faschismus und Krieg verschiebt: „Mit dem Jahre 1945 zerriß für die Deutschen die historische Kontinuität“ und „Mit diesem Datum verbindet sich der verheerendste Bruch in der deutschen Geschichte“. (H. Diwald, „Mut zur Geschichte“, Bergisch Gladbach 1983, S. 35.) Der Bundeskanzler hatte diese Lektion offenbar brav gelernt; auch ihn erinnerte der 8. Mai zunächst nur an „Kapitulation“, „an einen Tiefpunkt unserer Geschichte“. Daß er inzwischen unter dem Druck von drinnen und draußen schon das Wort „Befreiung“ aussprechen kann, darf nicht darüber hinwegtäuschen, wie sehr dem offiziellen Bonn daran gelegen ist, nach wie vor den Aspekt der Befreiung auch des deutschen Volkes von Faschismus und Krieg möglichst zu verdrängen, um desto heftiger gegen die in Jalta und Potsdam getroffenen Nachkriegsregelungen Stimmung zu machen. So bleibt wirklich kein Zweifel, „woher der Wind weht und wabert. Es ist der Wind, in dem Raben krächzend um den Kyffhäuser segeln: der Wind des treudeutschen Irrationalismus.“ (*Die Zeit*, 28. 12. 1984.)

Das ist mehr als nur ein bedenkliches geistiges Phänomen: Im Aufwind eben dieses Irrationalismus segelten jederzeit die All- und Großdeutschen bei der Vorbereitung ihrer beiden Weltkriege, und nach den Niederlagen wiederum die Revisionisten und Revanchisten. Sie haben bis heute durchaus ihre historische Kontinuität bewahrt: Sie mystifizieren die Kriegsursachen und schaffen die Feindbilder; sie weigern sich, die Ergebnisse der gescheiterten militärischen Abenteuer hinzunehmen und drohen damit, die Nachkriegszeit zu einer neuen Vorkriegszeit zu machen. So geht es in der Bundesrepublik des Jahres 1985 bei den Kontroversen um die Ereignisse von 1945 keineswegs nur um geschichtliche Daten und ihre historische Einordnung; es geht um die aktuelle Wertung, um die politische Konsequenz, und das in der Situation, daß einem Krieg keine Aufbauchance mehr folgen, der Verlust des Friedens gleichbedeutend sein würde mit dem Ende der Geschichte.



Die militärischen und politischen Erfolge, die die Antihitlerkoalition und der antifaschistische Widerstand an allen Kampffronten erzielt hatten, ließen schon im Sommer und Herbst 1944 keinen Zweifel mehr: 1945 mußte die Entscheidung im Zweiten Weltkrieg fallen. Die führenden Mächte der Anti-

hitlerkoalition, die Sowjetunion, die USA und Großbritannien, standen vor der Notwendigkeit, sich über die Weiterführung und Beendigung der Kämpfe in Europa und Asien zu verständigen und zugleich den Rahmen für eine Nachkriegsordnung abzustecken, die mehr sein sollte als eine weitere Zwischenkriegsregelung in den Beziehungen der Staaten und Völker. Das war die Aufgabe, der sich Stalin, Roosevelt und Churchill in Vorbereitung und Durchführung der Konferenz von Jalta, Februar 1945, zu stellen hatten. Für die herrschenden Kreise in Deutschland ergab sich spätestens seit der Jahresmitte 1944 eine neue Lage: Ein Sieg der faschistischen Militärmaschine erschien auch ihnen bei der bisherigen Konstellation der Bündnispartner bereits unerreichbar, aber sie gaben den Krieg politisch noch nicht verloren. Es kam für sie darauf an, für die Zukunft so viel wie nur irgend möglich an imperialistischen Positionen zu bewahren. Dazu brauchten sie neue Personen an der Spitze des Staates, die ihnen im Innern ein Höchstmaß an Kontinuität der Machtverhältnisse gewährleisten und nach außen Bereitschaft und Fähigkeit zur Partnerschaft mit dem Westen signalisieren sollten. Einem Separatfrieden mit den USA und Großbritannien, dem Ziel mit unbedingter Priorität, konnten dann durchaus verschiedene Varianten folgen. Den einen erschien ein Bündnis zur gemeinsamen Fortsetzung des Krieges gegen die Sowjetunion optimal. Eine andere Spekulation ging dahin, die Westmächte sollten zunächst die Funktion einer „Schutzmacht“ für die deutschen und deutsch-besetzten Gebiete übernehmen und so jedenfalls den Vormarsch der Roten Armee zum Stehen bringen. Ein „Frieden auf Zeit“ mit der UdSSR war ebenfalls im Kalkül, um auf die Weise für den Endkampf gegen den Kommunismus eine Atempause und dann auch die westliche Rückendekung zu gewinnen.

Für den deutschen antifaschistischen Widerstand konnte aus all dem nur die Konsequenz folgen, in größtmöglicher Breite den Kampf für die rascheste Beendigung des Krieges im Osten wie im Westen zu verstärken. Das erforderte den Sturz des Hitlerregimes, verbunden mit der Perspektive des Neubaus auf konsequent-demokratischer, antifaschistischer Grundlage. So wird in der Plattform der operativen Leitung der KPD vom Frühjahr 1944, übereinstimmend mit dem Nationalkomitee Freies Deutschland und unter ausdrücklicher Abgrenzung „von radikalistischen Kindsköpfen“, das strategische Ziel der Bündnispolitik mit allen Hitlergegnern bestimmt: „Sturz Hitlers! Schnellste Beendigung des Krieges! Schaffung eines freien, unabhängigen, demokratischen Deutschlands!“ Hier trafen sich die marxistischen Positionen innerhalb des Widerstands mit national-demokratischen Bestrebungen etwa der Gruppe um Stauffenberg oder im Kreisauer Kreis, die sich – anders als Goerdeler – ebenfalls auf Frieden an allen Fronten und Aufnahme von Vertretern der Arbeiterbewegung in eine kommende deutsche Regierung richteten.

Beides sollte durch die Kräftekonstellation von Konzernspitzen, SS und Diplomatie ausgeschlossen werden, die sich im Lauf des Jahres 1944 der Aufgabe einer möglichst reibungslosen Umgruppierung in der Führungsspitze annahm und über Schweden, die Schweiz, den Vatikan ihre Fäden zu den Kreisen im Westen zog, die sie für ansprechbar im Sinne der imperialistischen antisoljetischen Gemeinsamkeit hielt.

Die Ardennenoffensive im Dezember 1944 steht zu diesem Konzept keinesfalls im Widerspruch. Sie sollte die nach wie vor hohe Schlagkraft der deutschen Truppen zeigen, falls man diese gegen die Westmächte konzentrierte. Daß gerade das Steckenbleiben der Offensive vor dem Durchbruch in die

Tiefe des Raums bei zugleich besorgniserregender Labilität der Frontlage der westlichen Alliierten zum Ersuchen Churchills nach Vorverlegung der sowjetischen Januaroffensive und damit zur Stärkung der sowjetischen Position innerhalb des Bündnisses führte, verweist auf die objektiv sehr verengten Grenzen, die den Machenschaften des deutschen Imperialismus bereits gesetzt waren.

In gewisser Entsprechung gilt das auch für die antisowjetischen Konzepte innerhalb der politischen und militärischen Führung der westlichen Partner der Antihitlerkoalition. Der Druck der demokratischen Kräfte aus breitesten Teilen der Bevölkerung war angesichts der faschistischen Verbrechen und unter dem Eindruck der erstaunlichen Leistungen der Sowjetunion von Jahr zu Jahr gewachsen und inzwischen durchaus relevant geworden. Man darf ja nicht vergessen: An vielen schweren, kritischen Tagen, die die britische Bevölkerung erlebt hatte, waren für den Mann auf der Straße wie für den Chef des Generalstabs die Meldungen von der russischen Front die einzigen guten Nachrichten gewesen. Im Oktober 1944 fordert nun der Jahreskongreß der britischen Gewerkschaften als erstes Kriegsziel die Entmilitarisierung und Entnazifizierung Deutschlands sowie die Erhaltung und Festigung der Einheit der Hauptmächte der Antihitlerkoalition auch für die Nachkriegsjahre. Die Aufkündigung der Koalition mit Churchill für die Zeit nach dem Sieg verbindet der Kongreß der Labour-Partei mit der Aussage: „Vergeßt nicht, daß die Konservativen sich in den Vorkriegsjahren so sehr vor Rußland fürchteten, daß sie sich die Möglichkeit entgehen ließen, zu einer Zusammenarbeit mit ihm zu kommen, durch die der Krieg hätte verhindert werden können.“ Als „erstes Ziel“ wird „die Fortsetzung einer möglichst engen britisch-amerikanisch-russischen Zusammenarbeit“ formuliert; diese Kernaussage des außenpolitischen Programms der Partei war offenbar ein starkes Motiv für die Entscheidung der Wähler im Frühsommer 1945, Churchill durch Attlee abzulösen.

Zwar konnten in den USA die Befürworter eines Separatfriedens mit Deutschland weitaus schärfer auftreten; die Spalten der Hearst-Presse waren allemal offen für die antisowjetischen Vorstöße der Taft und Hoover, Vandenberg und Bullitt. Aber auch hier standen ihnen starke Kräfte in der öffentlichen Meinung entgegen. Der 7. Kongreß der CIO im November 1944 unterstützt in seiner Resolution die Einheit der Antihitlerkoalition und fordert die Beseitigung des Nazismus in allen seinen Erscheinungen. Auch der Farmerverband votiert für die Beibehaltung des Bündnisses der Großmächte. Freundschaftskundgebungen mit der Sowjetunion nehmen Massencharakter an, so im Juli 1944 in 50 Städten der USA, dabei in New York ein Meeting mit 80 000 Teilnehmern. So wird schließlich gerade die Eindeutigkeit seiner Haltung zum sowjetischen Bündnispartner – neben seinem Programm sozialer Nachkriegssicherungen – ausschlaggebend auch für die Wiederwahl Roosevelts.

Was das geistige und moralische Potential der deutschen Emigration angeht, so fiel es in Großbritannien und in den USA durchwegs zugunsten der Festigung der Antihitlerkoalition bis zur bedingungslosen Kapitulation Hitlers Deutschlands und für die Zeit danach ins Gewicht.

Im Oktober 1943 betonte die Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien das Lebensinteresse auch der deutschen Demokraten, „daß der Frieden Europas durch die Zusammenarbeit der britischen Völkerfamilie, der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten von Amerika eine stabile Grundlage erhält“. Ein kommendes demokratisches Deutschland habe sei-

nen Beitrag zu einem System kollektiver Sicherheit zu leisten; dafür gelte es im Kampf gegen starke reaktionäre Kräfte über die Vernichtung des deutschen Militärapparates hinaus „die gesellschaftlichen Machtpositionen der wirtschaftlichen und politischen Träger des deutschen Militarismus durch die Enteignung der deutschen Kriegs-Industrie und des Großgrundbesitzes und durch den demokratischen Neuaufbau des Verwaltungsapparates von Grund auf zu beseitigen“ (News for German Socialists, London 1943, Nr. 55/56). Das am 2. Mai 1944 in New York gegründete Council for a Democratic Germany – dabei Paul Tillich als Vorsitzender, Bertolt Brecht, Hermann Dunker, Lion Feuchtwanger, Fritz Kortner, Heinrich Mann, Albert Norden, Erwin Piscator – entwickelte trotz verbleibender Distanz zum Nationalkomitee Freies Deutschland seine eigenen Vorstellungen von einer möglichen deutschen Zukunft unter dem übereinstimmenden Aspekt der Notwendigkeit, daß der Nationalsozialismus ausgerottet und „die Gruppen, die die Träger des deutschen Imperialismus waren und für die Auslieferung der Macht an den Nationalsozialismus verantwortlich sind, ihrer politischen, sozialen und wirtschaftlichen Machtstellung entkleidet werden“.

Dieser breite antifaschistische Konsens war durchwegs bestimmend für die positive Beurteilung der Ergebnisse von Jalta. Sehr deutlich wird das in der Rede, die Thomas Mann im Rahmen seiner 55 Radiosendungen nach Deutschland am 16. Februar 1945 gehalten hat. Nachdem er sich vorher wiederholt mit den Spekulationen der Nazis auf ein Ausscheren der Westmächte aus der gemeinsamen Front mit der Sowjetunion zwar ironisch, aber mit unüberhörbarem Ernst auseinandergesetzt hat, kommentiert er nun die Resultate von Jalta und das Echo, das dazu aus Deutschland kommt: „Deutsche Hörer! Die Kundgebung der drei Staatsmänner, die in Jalta konferierten, brachte so gar nichts Überraschendes, sie kündigte gegen das besiegte Hitler-Deutschland an Maßnahmen so gar nichts an, worauf nicht auch die deutsche Öffentlichkeit längst hätte gefaßt sein müssen, daß die Nazi-Propaganda ihre Lügen dick auftragen mußte, um aus dieser Äußerung einen Haßgesang, einen ‚jüdischen Mordplan‘ oder wie die hysterischen Phrasen lauten, zu machen.“ Thomas Mann zählt dann die „Selbstverständlichkeiten“ auf, die der Kapitulation folgen werden: Entwaffnung und zonenweise Besetzung, Maßnahmen gegen weitere Rüstungsproduktion, Wiedergutmachung der schreiendsten Nazi-Verbrechen, vollständige Austilgung der nationalsozialistischen Partei in ihrem ganzen Einfluß auf das deutsche öffentliche Leben. Von diesen Voraussetzungen her sieht er die Chance des deutschen Volkes bei der Gestaltung seiner Zukunft und zitiert dazu im Wortlaut aus dem Beschluß der drei Staatsmänner: „Es ist nicht unsere Absicht, das deutsche Volk zu zerstören; aber nur wenn Nazismus und Militarismus vernichtet sind, wird man auf die Rückkehr der Deutschen zur Gesittung und auf einen Platz für sie in der Gemeinschaft der Völker hoffen können.“ (Th. Mann, Ges. Werke Bd. 12, Berlin 1955, S. 734.)

Genau hier verläuft die Scheidelinie in der Haltung zu Jalta. Wer heute über die dortigen Beschlüsse als einen „Anschlag auf Menschheit und Menschlichkeit“ redet, mag nicht immer wissen, daß er wörtlich, wie bei Thomas Mann nachzulesen, die Goebbels-Propaganda fortsetzt. Tatsache bleibt, daß die professionellen Anti-Jalta-Hysteriker eben dort weitermachen wollen, wo die damaligen „Vorkämpfer Europas gegen die nichts als Zerstörung sinnenden Horden des Ostens“ im Jahre 1945 aufhören mußten – zum Glück für ganz Europa, nicht zuletzt für unser Volk.

Da die Lüge tausendfach wiederholt wird, kann die Wahrheit nicht oft genug gesagt werden: Nicht in Jalta, sondern mit dem Bruch der dortigen Abmachungen ist Deutschland gespalten worden. Die das getan haben, wußten Bescheid, und sie gaben sich damals, unmittelbar nach der Sprengung der Londoner Konferenz durch die Westmächte, auch gar keine Mühe, die Tatsachen zu verhehlen: „Das Zeitalter von Jalta ist vorbei. Die Aufteilung Deutschlands wird uns freie Hand geben, Westdeutschland in ein System der Westmächte einzubauen.“ (*New York Herald Tribune*, 20. 12. 1947.)

Und nicht in Jalta ist Europa in einander widerstrebende militärische Blockbildungen zerrissen worden, sondern gegen Jalta. Dort wird entsprechend der großen Lehre der Jahre 1933 bis 1939 auf kollektive Sicherheit gesetzt, ein Denken, dem die Sowjetunion bis weit hinein in die 50er Jahre, bis zum Angebot ihres Beitritts zur Nato 1954 ungebrochen folgt. Die Nato aber wurde unter Ausschluß der UdSSR und mit erklärter Stoßrichtung gegen sie am 4. April 1949 gegründet. Bereits am 23. März dieses Jahres hatte die KPD auf den Zusammenhang zwischen der bevorstehenden Bildung eines westdeutschen Separatstaates und dem aggressiven Charakter dieses Militärpaktes hingewiesen und vor der geplanten Einbeziehung Westdeutschlands in die Nato gewarnt; mit ihr laufe unser Volk Gefahr, erneut für einen imperialistischen Krieg mißbraucht zu werden. Wer den Kommunisten nicht glauben wollte, konnte es ein Jahr später in dem Buch von J. F. Dulles „Krieg oder Frieden“ nachlesen: Die Bundesrepublik müsse zum Hauptverbündeten der USA in Europa gemacht werden mit der Perspektive, Deutschland in den Machtbereich des Westens zu ziehen, eine vorgeschobene strategische Position in der Mitte Europas zu gewinnen und von dort aus die Machtverhältnisse in der Tschechoslowakei, in Polen und weiter hinein nach Osteuropa zu unterminieren. Es dauert dann immer noch fünf volle Jahre, bis am 14. Mai 1955, neun Tage nach der Aufnahme der Bundesrepublik in die Nato, der Warschauer Pakt abgeschlossen wird.

Das alles läßt weder von der zeitlichen Abfolge der Ereignisse noch von den begleitenden Aussagen der verantwortlichen Politiker her einen Zweifel: Mit der Aufkündigung des Konsenses von Jalta, weiterwirkend noch in den Prinzipien des Potsdamer Abkommens, war jederzeit die Absicht verbunden, die Resultate des Zweiten Weltkriegs in Gestalt der europäischen Nachkriegsgrenzen sowie der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnungen, die sich inzwischen die Völker in Mittel- und Osteuropa gegeben hatten, zugunsten des Imperialismus zu verändern. Der restaurierte deutsche Imperialismus war dabei als potentieller unmittelbarer Nutznießer von vornherein besonders engagiert; hier fand er seine Möglichkeit, die Erbitterung im Volk von den Kriegursachen auf die Kriegsfolgen umzulenken; hier entdeckte er seine unterschwellig offensive Begründung für die Remilitarisierung, die „Befreiung der geraubten mittel- und ostdeutschen Gebiete“, ein Ziel, dem über Jahre hinweg mit Ausnahme der KPD keine Partei in der Bundesrepublik entgegenzutreten wagte. Die Eindeutigkeit, mit der die Kommunisten seit ihrem Auftreten im Ersten Bundestag jederzeit für die Anerkennung der Nachkriegsgrenzen, besonders der wütend attackierten Grenzziehung an Oder und Neiße gewirkt haben, gehört zu den besten Traditionen des Kampfes um Frieden und Völkerverständigung in unserem Land. Bei Michael Ben liest es sich allerdings anders: „Der Stalinsche Einfluß auf die KPD-Politik... in den 50er Jahren bewirkte ihre nicht klassenmäßige, dumme Argumentationskette z. B.

zur Oder-Neiße-Grenze, die mit dem polnischen Piastenstaat des 12. Jahrhunderts begründet wurde...“ (*Düsseldorfer Debatte*, 2/1984, S. 28.) Weder die Erklärungen im Bundestag noch die Parteidokumente der KPD lassen diesen Schluß zu. So wird im Beschluß des Parteitags vom März 1951 der Charakter der Oder-Neiße-Grenze als „Friedensgrenze“ begründet: „Mit dem Mittel der Hetze gegen die Oder-Neiße-Grenze soll das deutsche Volk erneut in einen Feldzug gegen Polen und die Sowjetunion gestoßen werden, der erst vor kurzem zum Unglück Deutschlands wurde. Bewußt wird verschwiegen, daß die Oder-Neiße-Grenze nach der Niederlage Hitlerdeutschlands auf der Potsdamer Konferenz von allen vier Besatzungsmächten beschlossen und die Umsiedlung der Bevölkerung entsprechend dem Viermächtebeschluß des Alliierten Kontrollrats durchgeführt wurde.“ Ist diese Warnung vor dem Anfachen chauvinistischer Instinkte und Revanchestimmungen zum Zweck der psychologischen Kriegsvorbereitung „nicht klassenmäßig“, abseits des Arbeiterinteresses? Was in diesem Zusammenhang historische Hinweise auf den Bestand und die Rolle früherer polnischer Staatsbildungen betrifft, war es ja wohl so abwegig nicht, einem Volk, das mit der Lüge von den polnischen „Untermenschen“, ihrer Kulturlosigkeit, ihrer Unfähigkeit zu staatlicher Organisation zielstrebig und nachhaltig auf die Aggression von 1939 und das Ausrotten von 25 Prozent der polnischen Bevölkerung vorbereitet worden war, einige Informationen über geschichtliche Sachverhalte und Leistungen dieses Nachbarn im Osten zu geben. Das gilt um so mehr, als es zu keinem Zeitpunkt in der bundesdeutschen Vergangenheit und Gegenwart an Bemühungen fehlt, antipolnische Ressentiments immer wieder zu aktivieren. Das reichte in den 50er Jahren von Konrad Adenauers Appell an die Bauernsöhne, sich für die „Rekolonisierung“ im Osten bereit zu halten, bis zu Kurt Schumachers Zuruf an den Kanzler, er könne der Wiederaufrüstung nur zustimmen, wenn garantiert sei, daß die erste Schlacht im Weichselbogen stattfinde. Das reicht heute von der zielstrebigsten Sabotage des Genscher-Besuchs in Warschau bis zu den neofaschistischen Phantasien des Remerschen „Bismarckdeutschen“, der eine neue Teilung Polens anvisiert – schließlich müßten ja die Russen nicht weniger froh sein als die Deutschen, diesen unfähigen und lästigen Nachbarstaat endgültig loszuwerden. Für die pangermanische Umgestaltung der europäischen Landkarte finden sich bei Hellmut Diwald sowohl Grundsätze – „Nach dem unantastbaren Prinzip der Selbstbestimmung, also dem obersten aller Volksgruppenrechte, sind die Österreicher Deutsche genauso wie die Bayern, Tiroler, Sudeten-deutschen“ – als auch Grundmuster für das politische Vorgehen, speziell aus den 30er Jahren. Danach gab es überhaupt keinen Überfall auf Österreich, sondern vielmehr „das Glück, den Jubel, und man muß sagen auch die Erlösung der Deutschen in Österreich während des Anschlusses im Jahre 1938“ (H. Diwald, „Mut zur Geschichte“, S. 237). Und es gab auch keine auf Drohung mit Gewalt und Anwendung von Gewalt gegründete Zerstörung der Tschechoslowakischen Republik; vielmehr findet Diwald hier Gelegenheit, ausgerechnet das Münchner Abkommen hochzustilisieren zum fortwirkenden „Präzedenzfall“ für „friedliche Revision eines Kriegsfolgeunrechts“. (a.a.O.)

Es bleibt das Verdienst von Karl Jaspers, derartige verbal „friedliche“ Varianten des Revisionismus und Revanchismus als das zu charakterisieren, was sie sind: „eine Friedensbedrohung“, „eine Kriegsdrohung“. Jaspers versteht die heutigen Grenzen als das Ergebnis des von Hitlerdeutschland verursachten Krieges, er sieht in jeglichem Nichtanerkennen dieser Grenzen eine

Friedensbedrohung an sich. „Denn wenn ich eine Veränderung der Grenzen verlange, die de facto nicht stattfinden wird und bei keiner Überlegung zu erwarten ist, so bedeutet das, mag man sagen, was man will, aus der Natur der Sache eine Kriegsdrohung.“ (K. Jaspers, „Antwort“, München 1967, S. 106.) Auch auf den Versuch, den Revanchismus hinter „Rechtsansprüchen“ zu tarieren, hat Karl Jaspers bereits mit aller Deutlichkeit geantwortet: „Falls wir Rechtsansprüche erheben, die aus der Zeit vor 1945 . . . hergeleitet werden, so sind das keine Rechtsansprüche, sondern Bedrohungen des Friedens. Leben wir in Vorstellungen des Bismarckreichs, der Grenzen von 1937 oder gar von 1939, dieser endgültig der Vergangenheit angehörenden Grenzen, so bedrohen wir, nicht die anderen, den Frieden.“ (a.a.O., S. 108.) In seiner Münchner Rede vom 18. November 1984 hat Willy Brandt diese Überlegungen aus der Mitte der 60er Jahre aufgegriffen und aktualisiert. Er wendet sich dagegen, auch nur verbal an der Oder-Neiße-Grenze zu rütteln und eine „Deutsche Frage“ hochspielen zu wollen, die nicht offen ist, noch jemals offen war. „Der heftige, heutige Streit darüber, wie offen die Deutsche Frage ist, ähnelt der Dramatik eines Traums, der nachschwingt, aber vorüber ist, wenn man aufwacht – der Traum ist vorbei, aber er sagt etwas über die psychologische Befindlichkeit des Träumers.“ (*Süddeutsche Zeitung*, 19. 11. 1984.)

Er sagt darüber hinaus auch etwas über die politisch Befindlichkeit, über die Rolle, die dieses Land spielen will. Wir haben uns zu entscheiden, ob 40 Jahre nach dem Ende von Faschismus und Krieg weiter und erst recht gelten soll, was damals allgemein als verbindliche und verpflichtende Überzeugung gegolten hat: Von deutschem Boden darf nie wieder ein Krieg ausgehen.

Das ist politischer Grundkonsens der Friedensbewegung in der Bundesrepublik, eines ihrer zwingenden Argumente gegen die Abkehr von der Politik der Entspannung, gegen Konfrontation und Hochrüstung, die die Bundesrepublik in die Erstschlagsrampe der USA verwandeln. Damit muß Joschka Fischer in Widerspruch geraten, wenn er diese Friedensbewegung auf die Rolle verpflichten will, am *System von Jalta* zu rütteln. Destabilisierung, auch das war von Willy Brandt zu hören, ist das Gegenteil von Sicherheit. Um im Bild zu bleiben: Aus Zerrüttung müßte Zusammenbruch resultieren, und unter den Trümmern, also entschieden anders als Joschka Fischer das wohl meint, würde sich die Vereinigung Europas vollziehen – Atomtote auf verbrannter Erde im Westen wie im Osten. Man kann gegen die Politik der Konfrontation, deren militärisch adäquater Ausdruck die Strategie des atomaren Erstschlags ist, keine realistische und überzeugende Position aufbauen, wenn man selber die einzige Alternative dazu, die Politik der friedlichen Koexistenz, in Frage stellt. Zu ihren Prinzipien gehört nun einmal die Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten und die Bereitschaft, gerade auch zwischen Ländern mit unterschiedlicher Gesellschaftsordnung die Zusammenarbeit zum beiderseitigen Vorteil zu entwickeln.

Nichts, was in Jalta beschlossen und dann später in Potsdam vertraglich festgelegt wurde, steht dem im Wege. Der Bruch der Antihitlerkoalition und der Kalte Krieg, die folgende Restauration des deutschen Imperialismus und Militarismus, schließlich die Politik der Hochrüstung und der Rechtswende haben indessen in der Bundesrepublik eine Fülle von Widerständen gegen die im Grundgesetz definierte Rolle als Friedensstaat geschaffen – Probleme, die wir nicht beliebig vor uns herschieben können, ganz einfach darum, weil die Entscheidungen über Sein oder Nichtsein unaufschiebbar werden. Diese aber kann das Volk nach allen geschichtlichen Erfahrungen nicht denen

überlassen, wo sie sich in den denkbar schlechtesten Händen befinden – bei den Mächtigen des Militär-Industrie-Komplexes, bei der Deutschen Bank, bei Flick.

Die zwischen den Außenministern der USA und der UdSSR zu Beginn des Jahres 1985 vereinbarte Aufnahme neuer Verhandlungen über den Gesamtkomplex der atomaren Rüstung ist von einem weltweiten Aufatmen begleitet. Wir sind damit um eine Hoffnung reicher, ihre Erfüllung verlangt indes mehr als ein Abwarten, was nun am Verhandlungstisch herauskommt. Gerade die Bundesrepublik kann viel zu dem Klima beitragen, das für Gespräche günstig, für greifbare Ergebnisse förderlich ist:

- Sofortiger Stopp der Stationierung von Pershing II und Marschflugkörpern. Die Erstschlagswaffen weiter zu vermehren, würde dem Sinn der gesamten Abrüstungsverhandlungen zuwiderlaufen und eine Verständigung gerade an dem Punkt blockieren, wo das Lebensinteresse der Bundesrepublik ganz unmittelbar einen Abrüstungserfolg erfordert.

- Strikte Weigerung, die star-war-Pläne Reagans hinzunehmen oder gar zu unterstützen. Auch nach dem Scheitern der ursprünglichen Absicht der USA, das Feld der extremsten Hochrüstung aus dem Verhandlungskomplex auszuklammern, besteht die Gefahr, daß die USA versuchen, hier ihren Anspruch auf Überlegenheit auszuspielen. Um so mehr verbietet sich im Interesse der Bundesrepublik jede Mitarbeit bei der Militarisierung des Kosmos durch Forschung, Produktion oder Teilnahme an militärischen Weltraumprojekten.

- Einfrieren solcher eigenen Rüstungsvorhaben, die aus der Offensivstrategie resultieren. Aufgreifen der Vorschläge für atomwaffenfreie Zonen und eigene Initiativen für ein ABC-Waffen-freies Europa. Senkung des Militäretats zugunsten der von der Rotstiftpolitik besonders betroffenen Ressorts Arbeit und Soziales; Umweltschutz; Familie, Jugend und Gesundheit; Bildung und Kultur; Hilfe für die Dritte Welt.

- Schluß mit der psychologischen Kriegsvorbereitung durch antikommunistische Feindbilder und revanchistisches Geschrei nach Grenzveränderungen und „Neuordnung“ im Osten Europas. Wir wissen doch aus Erfahrung: „Auschwitz stand ja auch für Polenbild, Kommunistenbild, Subversantenbild und Russen-, Bolschewistenbild . . .“ (Heinrich Böll, „Bild Bonn Boenisch“, Bornheim-Merten, 1984.) Warum aber dann die fortgesetzte Hetze von der „Gefahr aus dem Osten“? Von dort kommen unentwegt Vorschläge für eine Koalition der Vernunft und des Realismus im Interesse auch unserer Sicherheit, für Ausbau der wirtschaftlichen, kulturellen und menschlichen Beziehungen auf der Basis der bestehenden Verträge mit der Sowjetunion, mit Polen, der CSSR und der DDR.

Erst unsere Fähigkeit und unsere Bereitschaft, aus dem Geschehen vor 40 Jahren zu lernen, gibt dem Erinnern an 1945 seinen geschichtlichen Wert, seine positive Bedeutung: Zum einen dadurch, daß wir uns dabei die Notwendigkeit des rechtzeitigen und gemeinsamen Widerstands gegen imperialistische Kriegspolitik, des Kampfes um demokratische Gestaltungsrechte des Volkes gerade zur Verteidigung des Friedens bewußt machen. Zum anderen, weil hier der Ansatz zu einer geistigen und politischen Neuorientierung zu finden ist: Während der deutsche Imperialismus seit Jahrzehnten darauf spekuliert, Gegensätze zwischen den Westmächten und der Sowjetunion für sein Macht- und Profitstreben auszunutzen, haben die arbeitenden Menschen unseres Landes die Erfahrung gemacht, daß sie davon für ihre friedlichen, demokratischen und sozialen Erwartungen und Ansprüche rein gar nichts zu erhoffen haben. Die Befreiung auch des deutschen Volkes von Faschismus und

Krieg hat genau mit dem Teil der Geschichte zu tun, der durch die Gemeinsamkeit von West und Ost bestimmt ist.

Rotarmisten und US-Soldaten, die zwei Monate nach Jalta in Torgau an der Elbe sich die Hände reichten, bekräftigten damit die Hoffnung auf eine Nachkriegsordnung des friedlichen Zusammenlebens und der Zusammenarbeit, ungeachtet der unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen. Wir sollten den Beweis, daß wir endlich aus der Geschichte gelernt haben, auch damit erbringen, daß von seiten der Bundesrepublik alles geschieht, um 40 Jahre später eine Wiederholung dieses Treffens auf höchster Ebene möglich und sinnvoll zu machen. Jeder Schritt weg vom Abgrund der atomaren Vernichtung führt die Menschheit weiter. Nur so schaffen wir uns eine Zukunft, die auch den Opfern des Zweiten Weltkrieges ihren endgültigen Sinn darin gibt, daß es der letzte gewesen ist.

Eine der letzten Arbeiten des 1983 allzu früh verstorbenen Malers und Grafikers Jörg Scherkamp ist sein Zyklus von 8 Handzeichnungen zu Peter Weiss' Ästhetik des Widerstands. Wie die begleitenden lyrischen Texte sind sie „Scherkamps eigene Auseinandersetzung mit der Geschichte... Jörg Scherkamp, der Künstler und Kommunist, zu tiefst beunruhigt von den Zeichen der Zeit, pflanzt hier angesichts des Todes sein Gegenzeichen auf: Widerstand für das Leben.“ (Guido Zingerl)

Vernunft

Die Befürworter des Chaos verkriechen sich in ihren Löchern, die Mächtigen zittern vor sich selbst und nehmen Lachgas und Masken mit, um zu überstehen, die Verletzten und Betroffenen versammeln sich und sagen, was wir brauchen ist Schutz und Liebe, aber auch Vorsorge vor erneuten Verletzungen, in Versammlungen streiten sie mit der Zeit, viele sagen, unser Schutz ist die Vernunft, sie ist die Wahrheit und brauchbar, die Frierenden vertrieben die Kälte, der Wind als Bruder des Sturmes, der Sturm ein Bruder der Vernunft, die Schiffe verließen die Häfen, umkreist und begleitet von den Vögeln auch in den langen Nächten, das Eis in den Gebirgen taute auf, die Frierenden fanden ihren Schutz in den blühenden Gärten, die Wärme war wie ein gelber Tag, und die neuen Sonnen wurden von allen gesehen und gefeiert.



„Doctora Ana“
Als Medizinbrigadistin aus der Bundesrepublik
in Nicaragua

Matiguás, 30. 1. 84

Buenos días, liebe Freunde,

Der eine Teil unserer Brigade hat mit der Grundreinigung des Operationsaals begonnen – Schränke auswaschen, den OP-Tisch mit Sandpapier und dicken Schrauben von uralten Blutkrusten befreien, aus dem Ventilator Spinnen und anderes Getier entfernen und den gynäkologischen Stuhl wieder einigermaßen brauchbar machen –, der andere Teil sortiert Instrumente. Es macht richtig Spaß, zusammenzuarbeiten, auch wenn wir von oben bis unten mit Schweiß, Schmutz und Rost bedeckt sind. Der nächste Schritt ist dann die Reparatur der Decke (da regnet es im Moment noch durch) und das Streichen der Wände mit Ölfarbe, um den Raum auch sauber halten zu können. Es ist schon eine Herausforderung, unseren Arbeitsbereich von Anfang an selbst zu gestalten. Das Centro soll Etappenkrankenhaus werden, so daß nicht mehr alle Verletzten nach Matagalpa transportiert werden müssen, sondern schon hier operativ versorgt werden können. Das gibt uns ein gutes Gefühl, daß wir nicht nur als solidarisches Beiwerk hier untergebracht werden, sondern echt unsere Hilfe zur Verfügung stellen können.

Obwohl wir erst ca. eine Woche hier sind, kommt es mir vor, als würden wir schon seit Monaten hier leben. Jeder Tag ist ausgefüllt mit neuen Erkenntnissen und vieles ist auch schon Alltag geworden, zum Beispiel die allgegenwärtige Präsenz von Militär, auf den Straßen, beim Tanz, am Krankenbett. Und doch vergesse ich immer wieder, daß hier Krieg ist, denn das Leben um uns herum ist friedlich, fröhlich, und nur die verletzten Compas, die als Patienten zu uns kommen, erinnern daran, daß einige Kilometer weiter Kämpfe stattfinden. Mir fällt es sehr schwer, meine Gefühle in Worte umzusetzen und das auszudrücken, was in mir vorgeht. Vielleicht könnte ich sagen, daß ich es als ganz großes Glück empfinde, hier sein zu dürfen und ein klein wenig daran mitzuarbeiten, daß die Menschen hier bald in Frieden leben können.

Inzwischen ist der 8. 2. und ein Teil unserer Brigade ist in ein schönes Holzhaus umgezogen, das von einer italienischen Brigade gebaut wurde. Ganz malerisch stehen Bananenstauden, Oleander und schöne Bäume um das Haus herum, und die Kinder aus der Nachbarschaft beobachten neugierig unser Leben.

Die Umgebung ist wunderschön – einerseits Berge mit schroffen Felsen und dann wieder ganz weiche Grashügel und große Wiesen mit riesigen Rinderherden. Wir genießen die Spaziergänge und die Ruhe um uns herum, die nur durch das „Lärmen“ der Papageien und anderer Vögel gestört wird.

Matiguás hat ein Kino und vier Kneipen, die um 22 Uhr abends dicht sind, doch uns fehlt das Nachtleben überhaupt nicht, da wir oft schon um 20 Uhr todmüde und bettreif sind.

Ich würde Euch gerne nicht nur viel Sonne von hier, sondern auch viel von den intensiven Gefühlen mitgeben, die wir hier erleben. Mit vielen, ganz lieben Grüßen und Dank dafür, daß dieses Projekt durch Euch möglich wurde,
Brigitte Ana

von der Brigade „Tamara Bunke“.

Matiguás, 11. 2. 84

Liebe Freunde,

ich muß den Brief mit einem Erlebnis beginnen, das man in Deutschland fast nicht für möglich halten kann. Seit zwei Tagen gibt es keinen Strom hier in der Stadt, somit auch nicht im Krankenhaus. Das hatte zur Folge, daß wir letzte Nacht die Verletzten, die ankamen, bei Kerzenschein nähen und die Wundversorgung machen mußten. Dazu kommt noch, daß es ab abends 19 Uhr kein Wasser mehr gibt. Es war eine ganz gespenstische Situation – blutüberströmte Patienten, ein Mensch, der den letzten Kerzenstummel über die Wunde hält, damit derjenige, der näht, wenigstens ein bißchen sieht, was er macht, und ein anderer, der mit den letzten Wasserresten versucht, die Blutkrusten einigermaßen zu entfernen. Und das begegnet uns eigentlich jeden Tag, mit dem zurechtzukommen, was vorhanden ist, und viel Abstriche machen zu müssen, was hygienische und apparative Möglichkeiten anbelangt. Bisher konnte hier nur kleine Chirurgie, d. h. Wundversorgung, Abszesse, Fingeramputationen usw. vorgenommen werden, doch in Zukunft sollen auch Bauch- und Lungenchirurgie gemacht werden. Außerdem gibt es keine Anästhesisten, so daß wir auch hier helfen können. Das macht großen Spaß, ein Projekt von Anfang an aufzubauen und nicht nur in ein fertiges Nest gesetzt zu werden. Hier arbeiten ein nicaraguanischer Arzt, er ist Direktor vom Hospital, 24 Jahre alt und hat seit zwei Jahren sein Medizinstudium beendet, und drei junge kubanische Ärzte, die ebenfalls seit zwei Jahren fertig sind. Doch es ist unglaublich, wie sicher, selbstbewußt, ausdauernd und mit welchen Erfahrungen die Typen arbeiten! Und hier muß man einfach alles können – Gynäkologie, Kinderheilkunde, Unfallchirurgie, Innere Medizin und Reanimation. Ich komme mir richtig stümperhaft vor, ich werde hier sehr viel lernen können. Ich bin mit René, einem Kubaner, eingeteilt. Morgens versorgen wir die Geburtshilfestation, haben viele Geburten, meine erste habe ich schon gemacht. Ab 11 Uhr halten wir zusammen Sprechstunde, Kinder und Erwachsene mit dem Spektrum der gesamten Medizin, viele Wurm- und Durchfallerkrankungen, Malaria, Lepra, Hauterkrankungen und andere tropische Krankheiten, aber auch alles andere, was man sich vorstellen kann. Die Sprechstunde geht oft bis abends 18 Uhr und noch später, danach bin ich völlig erledigt. Einerseits die Sprachschwierigkeiten – die Leute, die aus den Bergen zu uns kommen, reden ein Nica-Spanisch, mit dem selbst unsere Bolivianerin und die Kubaner Schwierigkeiten haben. Ich komme mir vor wie jemand, der Hochdeutsch gelernt hat und nun im tiefsten Bayrischen Wald nichts versteht. Andererseits gibt's hier Krankheiten, die ich nur aus Büchern kenne, die Medikamente haben völlig andere Bezeichnungen, es gibt andere Dosierungen – der Anfang ist schon sehr hart! Zweimal in der Woche hat jeder von uns Nachtdienst, wo ich auch die Notfälle mitversorgen muß. Es kommen hier immer wieder Schußverletzungen an, und es ist erschreckend zu sehen, welches Ausmaß an zerfetzten Körperteilen diese Schußwaffen machen können. Im Umkreis von ca. 40 km finden Kämpfe mit Contras statt, doch hier in der Stadt selbst ist alles ruhig und friedlich. Es ist seltsam, zu wissen, daß hier Krieg ist. Nur die verletzten Compañeros und die militärische Präsenz überall erinnern mich daran. Doch mich beruhigt die Anwesenheit von Militär hier, im Gegensatz zu Deutschland, wir kennen viele von ihnen, und ich weiß, es sind unsere Freunde. Das mag seltsam klingen, doch es ist so, und ich habe auch absolut keine Angst.

Mit den anderen Internacionalistas haben wir ein tolles Verhältnis – ein mexikanischer Zahnarzt, eine schwedische Krankenschwester, ein italienischer

Techniker und die drei kubanischen Ärzte. Wir unternehmen viel zusammen, machen Ausflüge zum Baden an den Fluß oder zu einer Finca in die Berge, viele Feste mit Gitarrenklängen und live-lateinamerikanischen Liedern, die ich zu Hause immer ganz wehmütig von der Kassette gehört habe.

Insgesamt geht es mir hier unwahrscheinlich gut, trotz Ameisen im Schlafsack, Ratten in der Küche, fetten Kröten in der Dusche, Skorpionen in den Schuhen, Moskitos auch unter dem Netz und Schlangen im Garten. Und noch ein kleiner Trost für Euch im Winter: auch Hitze hat Nachteile; man ist ständig verschwitzt, man wird total zerstoßen, und das Wasser ist knapp! Muchos saludos

Ana

San Juan del Sur, 7. 4. 84

Ihr lieben Freunde, ich bin mit Karin für eine Woche ans Meer gefahren. Am Strand erholen wir uns, nachdem wir seit zweieinhalb Monaten nur ganz wenig freie Tage hatten. Irgendwie ist es seltsam, als „Tourist“ hier zu sein, unser Leben in Matiguás gefällt mir besser. San Juan ist der Urlaubsort für die nicaraguanische Mittelschicht, dementsprechend anders ist auch die Bevölkerung als bei uns oben in den Bergen.

Auch hier wird ganz deutlich, wie Krieg und friedlicher Alltag nebeneinander existieren. Am Ende unseres Badestrandes beginnt militärisches Sperrgebiet. Der Berg, an dem wir abends sitzen und den Sonnenuntergang genießen, ist voll Militär; am Strand stehen schwere Geschütze, hin und wieder hört man Gewehrfeuer aus der Bergen. Abends gibt es keine Straßenbeleuchtung, da befürchtet wird, der Hafen könnte bombardiert werden; letzte Woche wurde hier ein feindliches Flugzeug abgeschossen. Und da liegt man dann friedlich am Meer, läßt sich von den Wellen an den Strand tragen, trinkt im Schatten der Palmen herrliche Fruchtsäfte und hat Schwierigkeiten zu begreifen, was nun eigentlich Realität ist.

Täglich sind Meldungen in der Zeitung von Überfällen, Entführungen und Morden. Vor ca. drei Wochen wurden, zehn Kilometer von Matiguás entfernt, einige Campesinos von Contras entführt, inzwischen sind drei von ihnen ermordet aufgefunden worden. Einheimische Gesundheitsbrigaden wurden umgebracht, die Bevölkerung in den Bergen hat teilweise Angst, wenn die Brigadisten zum Impfen kommen und sie so mit der Regierung in Verbindung gebracht werden können. Es herrscht große Verunsicherung, und das ist eine der Taktiken der Contras. An der Grenze zu Honduras sind in den letzten Tagen einige Tausend neu stationiert worden, es wird mit weiteren Aktivitäten gerechnet. Doch die Regierung führt trotz allem ihre Programme im Sozialwesen durch – die Impfkampagnen finden statt, die Kinder gehen weiterhin zur Schule, alles läuft wie bisher.

Vor zwei Wochen hat unsere Brigade auch wieder an einer Impfkampagne am Wochenende teilgenommen. Es ist schon ein tolles Gefühl: wir fuhren mit der Camioneta durch traumhafte Landschaften in die Berge, dann wurden immer zwei irgendwo abgesetzt, wo dann die Kinder zum Impfen hingebracht wurden, manche in langen Fußmärschen. Einige von uns gingen auch zu Fuß von Haus zu Haus.

Am letzten Wochenende wurden Karin und ich zu einer Finca gefahren, um dort 50 Milizionäre zu untersuchen und zu behandeln, bevor sie für drei Monate in die Berge müssen. Dort bekamen wir einen Eindruck, unter welch pri-

mitiven Verhältnissen die dort leben. Sie schlafen alle auf dem nackten Fußboden, haben nur die Kleidung, die sie auf dem Leib tragen, und gehen damit hin und wieder an den Fluß zum Waschen. Bei uns im Centro erleben wir oft, wenn sie nach tagelangem Fußmarsch zurückkommen, daß die Füße vom Fußpilz (der gedeiht prächtig in den dicken Stiefeln ohne Socken) zerschunden sind und sich dann noch eitrige Infektionen draufsetzen.

Es ist immer wieder erstaunlich, mit welch einfachen Mitteln man arbeiten kann, wenn man keine Alternative hat. Strom- und Wasserprobleme haben wir immer noch, doch inzwischen sind wir daran gewöhnt. Wenn abends plötzlich das Licht ausgeht, zuckt keine Wimper mehr, man greift schon automatisch zur Kerze – nur röntgen können wir damit noch nicht.

Bisher habe ich nie geschrieben, wie lange ich bleibe; dabei war mir schon nach einer Woche klar, daß ich sechs Monate hier bleiben werde. Matiguás ist uns zur Heimat geworden, alle fahren ganz schweren Herzens wieder weg. Inzwischen ist es so, wenn ich durch die Straßen gehe, kennen mich fast alle Leute, überall rufen sie mir „Doctora Ana“ zu, man hält ein kleines Schwätzchen, wird um Rat gefragt oder bekommt hier und da mal Brot, Honig oder Sonstiges geschenkt. Eine schöne Erfahrung ist auch, daß immer mehr Frauen sich bei Karin und mir anmelden, weil sie mit Ärztinnen ihre intimen Probleme besser besprechen können.

Es ist nicht nur die wunderbare Landschaft und das tolle Klima, daß man sich hier so wohlfühlt. Viel wichtiger ist die Tatsache, daß man hier *für* etwas kämpft, während wir in Deutschland in erster Linie *gegen* etwas kämpfen. In diesem neuen Nicaragua steckt soviel Hoffnung, es ist so einfach, sich auf die richtige Seite zu stellen. Ich bin hergekommen, um meine Hilfe hier anzubieten, und stelle fest, daß ich ungleich viel mehr hier bekommen habe, gelernt habe, als ich geben konnte.

Ganz herzliche Grüße von

Ana

Matiguás, 23. 5. 84

Ihr lieben Freunde,

vor einer halben Stunde ist die Sonne untergegangen, und nun fängt ein irres Konzert an – Frösche, Grillen, Zikaden, Kröten und anderes Getier quaken und zirpen um die Wette. Vor vier Tagen hat endlich die Regenzeit begonnen, und mit ihr kamen auch unglaublich viele Tiere aus der Versenkung. Abends bescheren uns die Glühwürmchen ein wahres Lichtermeer, in unserem Haus beherbergen wir mindestens zehn Kröten und Frösche, neben mir an der Gardine zähle ich gerade 15 große fliegende Cucarachas, und auch die Riesenspinnen, Mäuse und Ratten werden mehr in unserem Haus. Das Unangenehmste sind jedoch die Moskitos. Doch trotz alledem sind wir froh und glücklich über den Regen, alles war wahnsinnig staubig und ausgedörrt, wir hatten zwei Wochen lang kein Wasser im Haus. Das ist eine ganz gute Erfahrung, da lernt man Wasser richtig schätzen. Und nun kann man zusehen, wie alles grünt und sprießt, denn es ist trotzdem warm, und nach den Regengüssen scheint wieder die Sonne.

Das Projekt *Gesundheitsbrigaden für Nicaragua* ist zwischenzeitlich etwas konkretisiert worden, und zwar sollen die drei Orte Matiguás, Nueva Guinea und Somoto, die mit deutschen Gesundheitsbrigadisten besetzt sind, für mindestens ein Jahr aufrechterhalten werden. Es erschien sinnvoller, an diesen drei Orten kontinuierliche Arbeit zu leisten, anstatt über einen kürzeren Zeit-

raum noch an andere Orte Leute zu schicken. Ob dieses Vorhaben so durchgeführt werden kann, hängt von verschiedenen Faktoren ab: daß genügend Nachschub vorhanden ist und daß das Sicherheitsrisiko nicht noch größer wird.

Politisch spitzt sich die Lage immer mehr zu; hier im Ort ist soviel Militär wie nie zuvor. Täglich gibt es solche Meldungen: Misquito-Dorf überfallen, 30 Tote, viele Verletzte; drei Lehrer erstochen, sie wurden aufgefunden mit herausgerissenen Zungen; Gesundheitsbrigadisten brutal ermordet; Privatauto aus dem Hinterhalt beschossen, drei Tote; abgelegenes Dorf total ausgerottet; Provokationen an der Grenze zu Costa Rica im Süden und zu Honduras im Norden. Auch hier in der Gegend rücken die Kämpfe immer näher; einige Kilometer von uns entfernt wurde dieses Auto beschossen – die einzige Überlebende wurde bei uns eingeliefert. Letzte Woche kamen sieben tote Compas zu uns ins Hospital und zwölf Verletzte, das ist Alltag geworden. Das Ganze ist so ein Wahnsinn – ein unsichtbarer Feind, der grausame Spuren hinterläßt, überall, wo er auftaucht, doch ihn selbst bekommt man nie zu Gesicht. Und hier in unserem Ort ist das Leben friedlich wie eh und je, und oft kommt mir alles vor wie ein böser Traum.

Seit zwei Monaten nimmt unser Haus an der „vigilancia revolucionaria“ teil. Das ist eine Art Nachtwache in der Straße, in der man wohnt, und es wechseln sich jeweils drei bis vier Häuser ab, so daß jede Nacht jede Straße bewacht ist. Nach diesem Modell wird in ganz Nicaragua Nachtwache gehalten. Ein Nebeneffekt ist, daß die Kriminalität seitdem erheblich zurückgegangen ist. Für uns Deutsche ist es mehr ein symbolischer Akt der Solidarität, doch es wurde von den Einheimischen mit Anerkennung bemerkt, ebenso wie unsere Anwesenheit bei den Messen für gefallene Compas. Und trotzdem würden wir gerne noch mehr tun für Nicaragua.

Bei der Arbeit fühle ich mich inzwischen wesentlich sicherer, sowohl mit der Sprache, als auch in bezug auf Diagnostik und Therapie. Zur Zeit mache ich im wesentlichen Sprechstunde. An manchen Tagen hat man allerdings das Gefühl, die Mehrzahl der Patienten haben gerade eine günstige Mitfahrgelegenheit gehabt und kommen nun eben auch mal bei uns vorbei mit den kleinsten Wehwehchen. Doch mir ist natürlich klar, daß die Leute ein Angebot vermehrt wahrnehmen, das bis vor einigen Jahren für sie unerschwinglich und nur den Reichen vorbehalten war. Es ist sehr interessant, wie die Patienten ihre Beschwerden beschreiben – „eine Traurigkeit in den Beinen“; „Bisse, die aus dem Blut kommen“; „eine häßliche Sache, die sich durch die Körper schleicht“ – und welche Mythen hier noch verankert sind: wenn jemand bei Vollmond mit den Zähnen knirscht und unter Speichelfluß leidet, hat er Würmer; wenn die Kinder blaß sind, hatte die Mutter schlechte Milch in den Brüsten und sie kann die Kinder damit umbringen; wenn ein Kind Fieber hat, darf es nicht gewaschen werden, sagt die Wunderheilerin, weil sonst schlechte Einflüsse in den Körper gelangen können.

Seid für heute alle ganz herzlich begrüßt

Ana.

2. 6. 1984

Ihr lieben Freunde!

Am Freitag sind Karin und ich nach Somoto gefahren, um an der Abschiedsfete teilzunehmen, die die andere deutsche Brigade dort geben wollte. Somoto liegt nahe der Grenze, 40 km von Honduras entfernt. Als wir morgens hier

in Matiguás losfuhren, wurden im Park Gewehre an die Milizianos verteilt, sie sollten in die Berge gehen. Es war ein komisches Gefühl – wir kannten sie alle, junge Mädchen und Burschen, und keiner weiß, ob sie wieder zurückkommen.

Wir beide trauten dann über Estelí mit einem Militärlaster, die Strecke auf der Panamericana war unheimlich schön, die Berge wurden immer höher, die Wolken immer dichter, und irgendwie war es auch ein wenig unheimlich. Als wir in Somoto ankamen, war es 18 Uhr und fing an dunkel zu werden. Da standen wir nun auf der Straße, kannten die Stadt nicht und wußten nicht, wo wir hin mußten. Die Stimmung war merkwürdig, die Häuser alle verschlossen, auf den Straßen nur Militär zu sehen, sonst alles wie ausgestorben. An den Straßenecken waren Barrikaden aus Backsteinen und Säcken gebaut, dahinter die Olivgrünen mit ihren schwarz-roten Halstüchern. In der Ferne hörte man das Grollen der schweren Geschütze, in nicht allzu großer Entfernung ging eine Bombe hoch. Es sah aus wie ein Feuerwerk. Karin und ich schauten uns an und wußten, da ist irgend etwas passiert. Ein Typ auf der Straße hatte gehört, daß wir nach dem Hospital fragten. Er sagte, ich bringe euch in das Haus, wo die deutsche Brigade wohnt; wißt ihr denn nicht, daß das Hospital heute bombardiert wurde; macht bloß, daß ihr von der Straße wegkommt, es wird ein Luftangriff erwartet. Plötzlich fingen alle an zu rennen, zum Glück war es nicht mehr weit bis zu dem Haus. Dort war ein heillooses Durcheinander, sie hatten das Hospital dorthin evakuiert. Die Türen ringsum waren verbarrikadiert mit Säcken von Milchpulver, im Zimmer von Rosa bekam eine Frau gerade ihr Kind, im Zimmer nebenan wurde ein Not-OP eingerichtet, überall auf dem Fußboden lagen Patienten, Kinder, alte Menschen, zwei schwangere Frauen, ein frühgeborenes Zwillingspärchen. Die Stimmung im Haus war zwar gespannt, man hörte es richtig knistern, doch nach außen hin waren alle ruhig. Irgend jemand legte Kassetten mit Revolutionsliedern auf, die Patienten bekamen ihre Medikamente, Spritzen und Infusionen, in der Küche wurde Reis und Kaffee für alle gekocht. Wir erfuhren dann, daß eine Stunde vor unserer Ankunft das Hospital bombardiert worden war. Am selben Tag morgens war Ocotal, eine große Stadt in der Nähe, von 3000 Contras angegriffen worden. Die Stadt wurde bombardiert, das Elektrizitätswerk und das Wasserwerk zerstört, es fanden richtige Straßenschlachten statt.

In der Nacht gab es irre Gewitter und Regengüsse, dazwischen hörte man in der Ferne Schüsse und Kanonenschläge. Trotzdem hab' ich ein wenig geschlafen. Morgens um 5 Uhr hieß es dann, die Straßen nach Estelí sind sicher und wir können fahren. Wir fuhren in einem Wahnsinnstempo durch die Berge, um keine gute Zielscheibe abzugeben – am Tag zuvor waren zwei aus der Brigade in einem Jeep dreimal beschossen worden. Als wir dann in Estelí ankamen, erschien mir alles so unwirklich und unglaublich, als hätte ich in einem Film mitgespielt. Es ist merkwürdig, die Angst dauerte nur kurz, und danach war ich nur noch in einem Zustand von äußerster Wachheit.

Wir trauten dann wieder zurück in „unser“ Matiguás. Überall war geflaggt, und wir überlegten, was denn wohl für ein Feiertag sei. Doch wir erfuhren gleich darauf, hier ist Alarmzustand, alle sind aufgefordert, Flaggen an ihre Häuser zu machen als Symbol der Wachsamkeit. Die Contras, 600 an der Zahl, sind sieben Kilometer von hier entfernt. Abends fand dann eine Informationsveranstaltung bei der Frente statt. Die Situation sei sehr, sehr ernst, man müsse sich auf alles vorbereiten. Alle sind mobilisiert, viele unsere Freunde sind in den Bergen. Nach der Veranstaltung war dann eine große

Fiesta — für uns etwas befremdend, in dieser Situation ein Fest zu machen. Doch ein Nicaraguaner sagte uns, das ist kein Widerspruch, Krieg und Fiesta: „Wenn wir aufhören, Feste zu machen, dann hätten wir die letzten vier Jahre schon nicht mehr feiern können.“ Es nützt auch überhaupt nichts, dazusitzen und Trübsal zu blasen; man muß vielmehr überlegen, wie man sich am sinnvollsten einbringen kann. Wir als Brigade haben einheitlich beschlossen, daß wir bleiben wollen, es sei denn, wir werden „zwangsevakuert“. Heute ist Sonntag, ein Tag später. Im Dorf ist eine fast heitere Stimmung. Über Lautsprecher werden Lieder von Victor Jara, Violeta Para, Mejia Godoy und anderen gespielt, viele haben ihre rot-schwarzen Halstücher umgebunden, inzwischen haben fast alle ihre Flaggen vor die Häuser gehängt, ein ganz buntes Bild. Das Leben geht weiter wie bisher, und wir hoffen alle, daß es so bleibt.

Estamos preparados, no pasaran!
Seid alle ganz lieb begrüßt
von Ana.

Matiguás, 5. 7. 84

Liebe Freunde, dies wird wohl der letzte Brief aus Nicaragua sein, da ich voraussichtlich im September zurückkomme.

Regen, Pfützen, Dunkelheit. Vor der Waschküche des Krankenhauses eine Lampe. Aasgestank — vor dem Tor steht ein Militärlaster mit laufendem Motor, die Ladung ist bitter, sechs Säcke werden einzeln abgeladen, eine Menge Tüten mit Chlorkalk. Vier Frauen mit grünen Kitteln, Stiefel, Handschuhen, Mundschutz; ich erkenne Nieves, die Nonne, Sorayda, die Krankenschwester. Schwarze Plastiksäcke werden ausgebreitet, bestrahlt von grellem Licht, der Chlorkalk verteilt, die eingebündelte Ladung draufgelegt und aufgeschnitten. Wieder Gestank — ist es Pablo aus Chinandega oder Pedro aus Wastala? Rückenschuß oder Kopfschuß? An der Leine in der Waschküche hängen sechs Uniformen, frisch gewaschen; sie werden nicht mehr gebraucht, es ist drei Tage zu spät. Ein Holzarg wird zugenagelt, Chinandega steht drauf. Das nächste Bündel, ein großes — war er 14 Jahre oder noch jünger? Neue Pakete mit Chlorkalk. Die rostige alte Trage wird neu beladen; absolute Stille, es regnet weiter, die Grillen zirpen weiter. Der nächste Sack, die nächste Plastiktüte. Und ich spüre meinen Haß immer größer werden, will diese sechs Toten den Verantwortlichen vor die Füße legen, will die Verantwortlichen zwingen, diese Arbeit zu verrichten, jedoch ohne Handschuhe, ohne Mundschutz, und den Müttern zu erklären, warum? Mit den Verantwortlichen meine ich die Reagan-Administration, den CIA und die von ihnen bezahlten Söldner, die Contras. Diese Verantwortlichen sind dieselben, die bei uns die Atomraketen stationieren.

Eine gespenstische Situation, eine alltägliche Situation, ein Beispiel, stellvertretend für tausende. Und es gibt immer noch Leute, die die Revolution als etwas Romantisches betrachten. Der Verletzte ist operiert. Wird er überleben? Der letzte Tote ist präpariert. Nieves nimmt den Besen und fegt die Tüten zusammen, sie spült das Blut mit Wasser von der Trage. Am nächsten Morgen sieht alles aus wie immer.

Einige Tage später. Wieder regnet es, der Himmel wolkenverhangen. Es ist Mittag, ein Menschaufmarsch vor dem Hospital, Frauen weinen. Wieder steht ein Militärlaster vor dem Tor, wieder sechs Tote, darunter zwei Kinder, vier Verletzte. Javier, ein guter Freund von uns, ist unter den Toten, 19 Jahre alt,

der Arm abgerissen, das Auge zerschossen. Ein anderer guter Freund, Haniel, ist schwer verwundet, die Därme hängen ihm aus dem Bauch, zerfetzt, der Schädel aufgerissen. Ein paar Kilometer von Matiguás ist ihr Auto in einen Hinterhalt der Contras geraten, die Menschen — Zivilisten! — wurden mit schweren Waffen beschossen. In Matiguás ist Alarmzustand, abends Ausgangssperre. Alle machen vigilancia, alle milicianos sind mobilisiert, in jedem Haus ist mindestens ein Bewaffneter. Man kann die Spannung körperlich spüren: „La lucha sigue“ — Der Kampf geht weiter. Zur Zeit schreiben sich die Leute hier für die Wahlen ein, die am 4. November stattfinden sollen. Das ist auch ein Markstein in der Geschichte Nicaraguas, daß Campesinos wählen dürfen.

Ich bin hier schon in Abschiedsstimmung und ganz traurig, daß ich weg muß. Ich habe dieses Land sehr lieb gewonnen, empfinde es als meine Heimat. Es sind sehr tiefgehende Erfahrungen, die ich hier gemacht habe, und ich habe mich hier verändert, so wie sich alle von uns verändert haben. Ganz herzliche Grüße an Euch alle, bis bald
Ana.

Wolf Stock

„Genosse Barkeeper, wo ist der Maestro?“

Hemingway, Castro und die Kupfermadonna – Spurensuche auf Cuba

*Es ist nicht möglich, eine Sache richtig zu begreifen,
wenn du sie nicht mit eigenen Augen gesehen hast.*
Ernest Hemingway

Don Ernesto sei gleich zweimal geboren worden, sagt Pepe, unser Taxifahrer. Das erste Mal irgendwo drüben im Yankeeeland und das zweite Mal hier, als er sich auf Finca Vigía niederließ. Zielsicher steuert Pepe seinen roten Lada die halbe Stunde zum Vorort San Francisco de Paula. Jenes Dorf, heute mit dem Industriegürtel im Süden der cubanischen Hauptstadt verwachsen, ist zwei Jahrzehnte die Wahlheimat Ernest Hemingways gewesen. Ein großartiger Mann, der Don Ernesto, meint unser Pepe. Damals, als er diesen Nobelpreis bekommen habe und ihn die reichen Leute von Miramar und auch Batista einluden, da hat er allen abgesagt. Nur in die Hatuey-Brauerei sei er gegangen, um mit den Arbeitern bei ein paar Bierchen seinen Preis zu feiern. Hinter der Calzada de Güines biegt unser Chauffeur in einen Feldweg ab. Über einem Hain erhebt sich auf einem Hügel ein milchweißes Landhaus. Von 1939 bis 1960 lebte Hemingway in der eingeschossigen Finca La Vigía, die im vorigen Jahrhundert als spanische Zitadelle erbaut worden war. Nachdem Hemingway sich dann in irgendeinem Nest in Idaho eine Schrotladung ins schwermütige Hirn gejagt hatte, nahmen Castros Revolutionäre La Vigía in Beschlag und machten in Absprache mit Witwe Mary Welsh ein öffentliches Museum daraus.

Vor dem Gitterportal, das die Auffahrt zur Villa versperrt, klebt drohend ein verwittertes Emailleschild. *Wegen Umbau geschlossen.* Eine wuchtige Eisenkette sichert das Tor gegen unliebsame Pilger. Auf unser zorniges Rufen tritt aus der nahen Pförtnerbude eine offensichtlich uniformierte Frau heraus. „Wir wollen zu Hemingway“, trage ich unsere Bitte vor und versuche ein Lächeln. „Geht nicht, die Handwerker sind da.“ Ich reiche meinen Presseausweis durch das trennende Gitter mit den Worten, man sei eigens aus Alemania angereist. Der Gesichtsausdruck der Milizionärin bleibt ungerührt. „Strikte Anweisung. Kein Durchlaß!“ Sie sagt es in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldet. Wann denn wieder geöffnet werde? In ein paar Wochen. Vielleicht. Wie begossene Pudel trotten wir davon. Was um Himmels willen hätte Papa Macho bloß in solchem Schlamassel getan? Sich die Milizionärin mal so richtig vorgeknöpft, vermute ich. Aber wohl keine so gute Idee. Die Dame ist bewaffnet. Vielleicht sollten wir statt roher Gewalt mit List versuchen...

Geschwind schlagen wir uns auf die rückwärtige Seite des stadiongroßen Anwesens. Im Gestrüpp der Rückfront zeigen sich weder gestrenge Pförtnerinnen noch verwitterte Emailleschilder. Das Sakko lasse ich bei David, dem Fotografen. Rasch verabreden wir noch ein Pfeifsignal. Dann steige ich flink über den mannshohen Zaun und verschwinde im wuchernden Dickicht. Hinter dem Wald aus Cañabäumen erreiche ich das flache Herrenhaus. Überall blättert der Putz. Breite gardinenlose Fenster auf zwei Seiten. Auf der Veranda erlaubt eine breite Flügeltür aus Glas ungehinderten Einblick: Ich sehe das imposante Stierkampfposter Roberto Domingos an beigen Wänden,

daneben zwei Hirschgeweihe. In der Ecke steht eine Zeitschriftenbox mit vergilbten Newsweek- und Spectator-Ausgaben. Whisky- und Ginflaschen, Campari, Tequila und Tom Collins recken auf dem Wohnzimmertisch verführerisch die Hälse. Die mehrstufige Regalwand der Bibliothek trägt schwer an ihren dicken Büchern. Das Mobiliar des Hauses verbindet lässig im Stil cubanische Lebensfreude mit amerikanischer Weltläufigkeit. Der Tisch inmitten des Esszimmers ist mit Tellern und Gläsern fertig gedeckt. So, als erwartete man jeden Augenblick die Rückkehr des Hausherrn.

Verlassen steht auf dem kargen Bücherbord im Schlafzimmer eine verrostete Royal-Schreibmaschine. Sein ehemaliger Benutzer bevorzugte im Stehen, aufrecht, zu schreiben. An der Wand hängt Hemingways Lieblingsgewehr, der Mannlicher-Karabiner. Das Löwenfell dient als Fußmatte. Auf der Couch streckt sich ein Leopardfell. Ein grimmiger Büffelkopf an der Wand erinnert an afrikanische Safaritage. Neben alten Fotos hat jemand in der Vitrine fein säuberlich großkalibrige Patronen symmetrisch aufgereiht. Dem Haus angeschlossen ist ein dreistöckiger Turm. Er war 1947 angebaut worden, damit der Schriftsteller dort in aller Ruhe seiner Tätigkeit nachgehen konnte. Jetzt hört man von dort oben nur das monotone Hämmern der Handwerker. Abseits der Verandatür ist palmenumrahmt Hemingways Motorjacht Pilar aufgebockt. Im Schwimmbassin sprießt lustig das Unkraut. Hingeworfener Bauschutt. *Ich lebe gerne hier*, pries Hemingway in einem Holiday-Artikel 1949 sein cubanisches Refugium, *weil ich im frischen Morgenklima besser und bequemer schreibe und weil man hinter die Telefonklingel ein Stückchen Papier klemmen kann.*

Martha Gellhorn, seine Ehefrau Numero drei, hatte La Vigía ausfindig gemacht, und 1939 war das Paar zur Miete eingezogen. Später kaufte der Dichter die Finca für 18 500 cubanische Pesos. In La Vigía verbrachte Hemingway das letzte Drittel seines turbulenten Lebens, eine eher ruhige Zeit. Aus den besten Jahren heraus, kapselte er sich mehr und mehr von der Außenwelt ab. Hemingway, seine Frauen, seine 4 Hunde und 75 Katzen fanden in La Vigía dafür einen idealen Ort.

— — —

Die Bedienung des Erfrischungsstandes an der Hauptstraße San Francisco de Paulas reicht uns die bräunliche Rübenlimonade in einer verbeulten Blechtasse.

Unserem Klagelied stimmt die Kellnerin bei. „Seit zehn Monaten sind die da schon am werkeln. Eine Schlampererei, carajo. Sicher weiß Fidel nichts davon...“ Ganz sicher. Wir legen die vierzig Centavos für den süßen Saft auf den Tresen und halten Ausschau nach einem Taxi, das uns zurück nach Havana bringen soll.

Wir weisen den Fahrer an, die gleiche Strecke zu fahren, die auch Hemingway in seinem schwarzen Plymouth zu nehmen pflegte. Des Dichters Alter ego, Thomas Hudson in *Inseln im Strom*, ertrug das triste Panorama der verfallenen Industriebaracken nur mittels Hochprozentigem. *Das war jetzt das Stück der Straße, das er nicht mochte, wenn er in die Stadt fuhr, und dieses Stücks wegen nahm er sich immer den Drink mit. Er trank ihn gegen die Armut, gegen den Schmutz, gegen den Staub von vierhundert Jahren und die Rotznasen der Kinder, gegen die abgebrochenen Palmen am Straßenrand und die Dächer, die aus Konservbüchsenblech zusammengeagelt waren, gegen das Elend der Syphilis, die nicht behandelt wurde, gegen den Unrat in alten Flußbetten und die Hühner, die so verlaust waren, daß sie keine Federn an den Hälsen hatten, ge-*

gen die Krätze im Genick der alten Männer und den Altweibergeruch und die brüllenden Radios. Als wir an stinkenden Schloten und federlosen Hühnern vorbeiziehen, alte Weiber zu riechen meinen, holt David aus seinem Fotokoffer eine Flasche Caribbean Gold. Der Taxifahrer schaut verwundert, als wir uns den Braunrum hinter die Binde gießen, schüttelt verständnislos den Kopf und setzt ohne ein Wort zu verlieren seinen Weg fort.

Als Passagier des französischen Atlantikdampfers *Orita* traf Ernest Hemingway im April 1928 erstmals in Havanna ein. Der Transitreisende war auf dem Weg von La Rochelle zu seinem Haus in Key West. Es waren jene Jahre, als auf der Zuckerinsel General Machado das Sagen hatte. Der General ging in die Annalen der Geschichte nicht nur ein, weil er von Zeit zu Zeit einige seiner Landsleute zusammenschießen ließ, sondern weil er selbst die Jury des alljährlichen Gesellschaftstanzwettbewerbs im *Teatro Nacional* anwies, sie möge doch Henry F. Guggenheim mit der Goldmedaille als besten Tänzer auszeichnen. Im Hauptberuf war Henry F. Guggenheim Botschafter der USA in Cuba. Doch dieser Tanz auf dem Vulkan interessierte Mister Hemingway damals nicht die Bohne. Ein Hinweis auf Cuba findet sich erst in einem Artikel für die Zeitschrift *Esquire* im Herbst 1933, in dem Hemingway in höchsten Tönen vom Marlinangeln vor Cubas Küste schwärmt.

Aus Paris und dem Spanischen Bürgerkrieg zurück, mietete sich Hemingway zunächst im Hotel *Ambos Mundos* nahe der Barockkathedrale ein. Sein Bürgerkriegsmelodram *Wem die Stunde schlägt* brachte er hier zu Ende. Der Direktor des *Ambos Mundos* hielt Hemingway immer dasselbe Zimmer reserviert, die nordöstliche Habitación ohne Nummer im Obergeschoß. Seinem Biographen George Plimpton diktierte er ins Notizbuch: *Das Hotel Ambos Mundos war ein guter Platz zum Schreiben*. Das schlichte Hotel ist heute Staatsresidenz für Angestellte des Bildungswesens. Das Zimmer ohne Nummer, Obergeschoß, nordöstliche Ecke, ist verschlossen und wird nicht vermietet. Wenig Sonnenlicht fällt durch die drei verriegelten Fenster in den Raum. Es riecht nach Moder und Mottenspray, ganz und gar nicht nach Hemingway. In dem Zimmer stehen ein bezogenes Doppelbett, zwei Nachtkommoden und ein stabiler Schreibtisch aus furnierter Eiche. Darauf liegt eine alte Ausgabe des *El Quijote*. „Daran hat er zuletzt gelesen“, verkündete der Hotelmanager mit ehrfürchtiger Stimme.

Zwei Häuserblocks vom *Ambos Mundos* entdecken wir in einer Seitengasse die *Bodeguita del Medio*, *La B del M* unter Brüdern. Der kleine quadratische Barraum und das andalusische Speisegewölbe im Hinterteil scheinen nicht so recht zu wissen, ob sie nun verruchte Matrosenkaschemme oder launige Studentenpinte sein wollen. Angel Martínez, inzwischen ein älterer Herr mit weißem Haar, hat die *Bodeguita* 1942 eröffnet, Hemingway sorgte für Weltruhm. An den heillos bekritzelten Wänden hat sich die Prominenz verewigt. Salvador Allende ließ sich zu einem Graffito breitschlagen. Nat Cole zeichnete mit *King*. Auch Brigitte Bardot schaute vorbei. Der einzige Satz, der länger im Ohr bleibt – einfach, präzise, rhetorisch nicht aufgeblasen –, hängt gerahmt über dem Tresen. *Meinen Mojito in der Bodeguita, meinen Daiquiri in El Floridita. Ernest Hemingway*. Wir bestellen Mojito, was immer das auch sein mag.

Die *B del M* ist voll mit buntem Völkchen. Verschwitzte Malocher, trübe Kaogegesichter und redselige Rentner, Mittelstand. Der Barmann füllt uns das Rumglas zur Hälfte mit Carta Blanca, preßt eine Limone aus, zerstampft darin einen frischen Pfefferminzstengel, die *yerba buena*, und schießt etwas Soda hinzu. Ein Mittdreißiger, der unsere Unterhaltung belauscht hat, protestiert uns in wackeligem Deutsch zu. Jorge hat an der Ostberliner Humboldt-Universität studiert und arbeitet im Außenhandelsministerium. Die nächsten Mojitos gehen auf seine Rechnung. „In Deutschland“, nickt er voller Inbrunst dem Barmann zu, „kein Schnipsel Papier auf der Straße. Nicht ein Schnipselchen!“ Der Angesprochene schaut jetzt recht ungläubig drein.

An der Stadtgrenze des kolonialen Havanna steht Ecke Obispo-Straße das *El Floridita*. Im letzten Jahrhundert als Taverne gegründet, hat Hemingway dem Restaurant in *Inseln im Strom* ein Denkmal gesetzt. Zu dieser Stunde, am frühen Abend, könnten wir alle Gäste per Handschlag begrüßen. Als Spurenleser mehr mit Rum als Ruhm bekleckert, nähern wir uns schweren Schrittes dem Bartresen. Die lange Mahagonitheke schimmert matt im sanften Licht alter Kutschenleuchten. Auf den schwarzen Holztruhen der Schankanrichte ist in stolzem Goldton *Wiege des Daiquiri* auf Spanisch und Englisch angebracht. „Genosse Barkeeper, wo ist der Maestro?“ Quien?? Wer?? El Maestro. Ma-es-tro. Der Meister aller Klassen. Wo ist er? Schulterzucken. Na denn Genosse, zwei Daiquiri.

Der angrenzende Salon, im dezenten Rot und Schwarz des Regency-Stils gehalten, beheimatet das vielgerühmte Fischrestaurant. Im Gegensatz zur hemdsärmeligen Atmosphäre der *Bodeguita* kultiviert Hemingways zweites Stammlokal verblichene englische Eleganz. Behutsam an unserem 2-Pesos-Daiquiri nippend, lassen wir die Blicke schweifen. Zur Theke hin deckt der Braunstich *La Habana Antigua* die halbe Frontseite ab. In einer Nische am linken Barend spürt David eine kleine Büste aus Holz auf, die anscheinend den illustren Gast darstellen soll. Der Holzkopf, das Antlitz verklärt gen Himmel gewandt, sieht aus wie der Trostpreis einer billigen Jahrmarktsbude. Wir trinken einen zweiten Daiquiri. El Maestro? frage ich den Barkeeper und deute auf die Kirmesbüste. Ah, Don Ernesto, si, si, ein sehr berühmter Schriftsteller. Da hinten hänge noch ein Foto. An der Wand zur Straße prangt ein charismatisches Bildporträt Hemingways, so wie wir ihn mögen. Mit ergrautem Bart, der spitzbübischen Unruhe in den Augen und dem kessen Abenteuerlächeln.

Es waren nicht so sehr die kulinarischen Genüsse, die Hemingway ins *Floridita* trieben. Vielmehr galt das *Klein Florida* als Treffpunkt von Weltenbummlern und Glücksrittern jeder Couleur. Hier trafen sich abgehalfterte Journalisten, elegante Zuhälter und korrupte Diplomaten zur rumseligen Aufschneideri. Hier fand Hemingway die Figuren seiner Storys, zwielichtige Typen allesamt, und hierher ließ er seine Romanfiguren mitunter zurückkehren. Im *Floridita* trank die verlorene Generation ihren Daiquiri.

Unser Barkeeper heißt Antonio. Wo denn die alte Garde aus *Inseln im Strom* sei, Serafín, Pedrico und Constante? Antonio zieht die Mundwinkel Richtung Kinn. Unter der Erde der eine. Vor der Revolution getürmt der andere. Und Constante, Constantino Ribailagua y Vert, Cubas größter Erfinder, der des Daiquiris, hatte schon zu Hemingways Lebzeiten 1952 das Zeitliche gesegnet.

Trotz seines geflügelten Bekenntnisses trank Hemingway im *Floridita* beileibe nicht nur seinen Daiquiri, alleine schon der Linie wegen. Eigentlich bevorzugte er einen *Highbalito*, welcher sich wiederum als verballhornter Zwitter des amerikanischen *High Ball* und seiner cubanischen *Jairolito*-Variante in Hemingways Prosa eingeschlichen hat. Wir bleiben bei Altbekanntem. Hemingway special, ordert David. Antonio schiebt zwei Daiquiris rüber. Ohne Zucker.

Fünfzehn Kilometer östlich von Havanna liegt das Fischerdorf Cojimar. Ein Himmel aus Saphiren, das hellblaue Meer und die grünen Palmen halten Stets. Vor der Hafenpromenade fällt ein sechspfahliges Rondell mit einer überlebensgroßen Büste Hemingways ins Auge. Auf Betreiben des Schriftstellers Fernando Campoamor und mit Hilfe der Fischerkooperative von Cojimar wurde diese Büste, ein Werk des Bildhauers Boada, 1962 aufgestellt, lautet die Inschrift unter dem glänzenden Bronzestein. Ernest Hemingway, steht da, 1898–1961. Da machen Cojimars Fischer den Don Ernesto allerdings ein Jahr älter, als er in Wirklichkeit war. Des Dichters Blick zur unendlichen See ist durch die Meersalzerosion leicht getrübt.

In Nachbarschaft zum Rondell findet sich ein winziger Park. Ernest-Hemingway-Park, weist eine liebevoll angebrachte Widmung aus. Dem unsterblichen Autor von „Der alte Mann und das Meer“, eingeweiht am 21. Juli 1962, seinem 63. Geburtstag. In dankbarem Andenken. Die Bevölkerung von Cojimar. An jener berühmtesten Erzählung Hemingways, dieser einfachen und ehrlichen Liebeserklärung an den Fischer und das Meer, ist nun wirklich alles cubanisch. Nur ihr Autor nicht. Doch für die Fischer von Cojimar ist der bärtige Gringo mit den khakifarbenen Bermudas und den verschwitzten Guayabarahemden längst einer der ihren.

Viele Sequenzen des Films mit Spencer Tracy sind in Cojimar gedreht worden, erklärt ein alter Mann mit breitkrempigem Sombrero. Fünfundzwanzig Pesos haben sie damals als Komparsen bekommen. Dafür habe Don Ernesto gesorgt. Die grandiosen Angelszenen wurden allerdings im peruanischen Cabo Blanco gedreht. Der Veladorfisch, wie ihn Hollywood verlangte, ist vor Cubas Küste nicht anzutreffen. Der ehemalige Statist führt uns zur Playa del Cachón, wo die pittoresken Boote der Marlinfischer im feinkörnigen Sand vor sich hindösen. Don Ernesto liebte dieses verschlafene Fischerdorf. Was ihn an Cuba so anzog, zählte er 1949 in dem *Holiday-Bericht* *The Great Blue River* auf: die kühle Meeresbrise an schwülen Tagen, die Hahnenkämpfe, die Mauereidechsen in seiner Laube, die achtzehn Mangofruchtarten im Garten, der Sportklub von San Francisco de Paula, wo er stundenlang auf Punchingbälle eindrosch, und natürlich das Angeln. Einen besseren Ort zum Fischen als die Küste vor Cojimar habe er auf der ganzen Welt nicht gefunden.

In Sachen Hemingway ist Gregorio Fuentes die beste Adresse in Cojimar. Der rüstige Gregorio wohnt mit Frau in seinem gemütlichen Häuschen oberhalb der Dorfstraße. Von 1938 bis zu Hemingways Tod war er der Kapitän der *Pilar*. Eigens für den Schriftsteller war das Motorboot 1936 gebaut worden, und oft fuhren die drei – Gregorio, Hemingway und seine Frau – zur Fischjagd raus. Gregorio nannte seinen berühmten Chef *Papa*, wie alle Freunde, er ihn jovial *Viejo*, mein Alter. Und nun hat er, der *Viejo*, seinen *Papa*, der sogar ganze elf Tage jünger war, beinahe ein Vierteljahrhundert überlebt. Die Fischer aus Hemingways Romanen tragen unverkennbare Züge von Gregorio und Carlos Gutiérrez, dem ersten Kapitän der *Pilar*. Gregorio ist

der Antonio in *Inseln im Strom*, und in *The Great Blue River* läßt Hemingway seinen Gregorio, als ein kapitaler Fang an der Leine zappelt, in dessen breitem cubanischen Akzent brüllen: *Feesh, Papa, feesh*.

„Eigentlich kannte ich *Papa* schon seit 1931. Später holte er mich als seinen Kapitän. Morgens um acht ging's raus, bei Einbruch der Dunkelheit zurück. Oft drei Tage hintereinander. Das brauchte er. Um seine Gedanken freizumachen.“ Selbstverständlich sei *Papa* ein guter Angler gewesen. Ein 1542-Pfund-Blaumarlin sei ihr Rekord gewesen. Kein Anglerlatein. La pura verdad. Beim Allmächtigen. Was den Schriftsteller beim Wettangeln denn so faszinierte, frage ich Gregorio. „Der Kampf. Für ihn war es ein Kampf. Ein Sport. Nachher, das Essen des Fisches war nicht so wichtig“, antwortet der Mann, für den die Fischerei stets auch Nahrungserwerb bedeutete. Einmal, da trafen sie auf ihren Angeltouren einen alten Mann und ein Kind, beide aus Pinar del Rio, die schon tagelang nichts mehr gefangen hatten. *Papa* machte sich ein paar Notizen. So einfach war das. Gregorio kramt aus einer Schublade einige vergilbte Fotos. Wie sein Charakter war? Sprunghaft? „Überhaupt nicht. Immer fröhlich und geradeaus. Der Kopfschuß aber hat mich nicht überrascht. Er war sehr schlecht dran. Ich auch. Es waren die Tage der Söldnerinvasion in der Schweinebucht.“ Und einige Wochen nach *Papas* Tod sei der *Comandante* persönlich hier nach Cojimar in sein Haus gekommen und habe ihm befohlen, Gregorio, jetzt mußt du auf die *Pilar* achtgeben. Er habe sie wie einen Schatz gehütet, bis sie dann damals im Museum gelandet sei. Als wir uns von Gregorio verabschieden, packt mich der Greis, hoch in den Achtzigern, mit festem Griff am Armgelenk. „Hemingway war gut zu Cuba, sag das deinen Lesern.“

In der verdreckten Seemannskneipe *El Torreón* unten am Hafen gibt es Linsensuppe, Spiegeleier und Reis. Kein Bier und keinen Rum. Nur lauwarmes Wasser. Hemingway zog das andere Lokal Cojimars, *La Terraza* in der Calle Real, vor. Doch da wird umgebaut. Gregorios letzte Bemerkung geht mir nicht aus dem Kopf. Hemingway war gut zu Cuba. Und Cuba war gut zu Hemingway, möchte man hinzufügen. Beim dicken Wirt des *Torreóns* kaufe ich zwei lange Havanna-Zigarren. Bevor wir uns ins Hotel zurückmachen, bringe ich sie noch schnell dem alten Gregorio vorbei.

In den Bergen der Sierra Maestra im Osten der Insel, 40 Kilometer von Santiago de Cuba, hat sich die Kupferminenstadt El Cobre versteckt. Als nach der Überlieferung in El Cobre 1620 drei Salzschrüfern die Madonna erschienen war, errichteten die Kolonialspanier flugs die Wallfahrtskirche der *Nuestra Señora de la Caridad*. Jene Madonna der Nächstenliebe wird noch heute als Schutzpatronin der Insel verehrt. Unzählige Opfergaben bezeugen der cubanischen Nationalheiligen die Dankbarkeit ihrer Landsleute. Arnaldo Tamayo, der erste cubanische Kosmonaut, hinterließ ein Gläschen Heimaterde in der Kirchenschatzkammer. Mit einem großformatigen Foto bei der Abwehr der Schweinebuchtinvasion ist Fidel Castro vertreten, auf der Brust des ehemaligen Jesuitenzöglings ist das Medaillon der Heiligen gut sichtbar. Und dann liegt dort noch die Goldmedaille eines Literaturnobelpreises. Die Jahreszahl kann man erkennen, wenn man nahe genug rangeht. 1954.

„Vor allem gefällt mir der Realismus in Hemingways Werk. Alles ist sehr überzeugend, wirklichkeitsnah, und es gibt keine seichten Stellen.“ Der *Comandante* gerät ins Schwärmen. „Und daß er über das Meer geschrieben hat.“ Kein Zweifel, Hemingway ist Dr. Fidel Castros Lieblingsautor. Der *Comandante* hat den Hemingway-Forscher Norberto Fuentes zu einem Interview über Literatur empfangen. Nur einmal, leider nur einmal, seien sich Schriftsteller und Revolutionsführer persönlich begegnet. Bei einem Wettangeln, so im Frühjahr '60, als der *Comandante* den ersten Preis einheimste. Niemand habe doch ahnen können, daß er so schnell sterben würde. Und er, der *Comandante*, habe in jenen Monaten so viel um die Ohren gehabt. Zwischen den beiden Bärtigen habe von Anfang an eine große Sympathie bestanden. „Ich mochte seinen Mut, seine Kühnheit. Hemingway war ein Abenteurer. Das gefällt mir. Ein Abenteurer im ursprünglichen Sinn des Wortes. Nämlich ein Mann, der an der Welt leidet und kämpft, sie zu ändern.“

Die inneren Monologe in *Der alte Mann und das Meer* seien meisterlich. Dieses Gleichnis des menschlichen Lebenskampfes hat den *Máximo Líder* beeindruckt. Ehrlich gesagt, früher, als junger Mensch, da habe er sich diesen Roman mit ein wenig mehr Action gewünscht. Erst später habe er die Güteklasse dieser Erzählung entdeckt. Wie Hemingway da den Leser fesselt, nur mit dem Gespräch eines Mannes mit sich selbst, das verdiente höchste Anerkennung.

Wenn er mit dem Jeep rausfähre in die Sierra, so liege auf dem Rücksitz zwischen den Akten stets ein Buch. Er habe immer viel gelesen. „Und Hemingways Bücher haben mich zeit meines Lebens begleitet. *Wem die Stunde schlägt* habe ich schon als Student gelesen. Es handelt ja bekanntlich von einer Gruppe Guerilleros, und das fand ich schon interessant. Man kann sagen, daß dieser Roman eines der Bücher war, die mir halfen, die Kampftaktik gegen das Heer von Batista zu entwickeln.“

Norberto Fuentes ist dem cubanischen Hemingway schon seit über zwei Jahrzehnten auf der Spur. Der *Prensa-Latina*-Reporter verneint unsere Frage, ob Mister H. nicht doch ein politisch eher gleichgültiger Mensch gewesen sei. „Auch persönlich war Hemingway drei großen Ereignissen dieses Jahrhunderts gegenüber nicht gleichgültig: dem Spanischen Bürgerkrieg, dem Zweiten Weltkrieg und der Cubanischen Revolution.“ Richtig, er trat für Sachen ein, nicht für Ideologien. Ein Instinkt-Mensch war er. Norberto hat Zahlen zur Hand. Ernest Hemingway ist der meistveröffentlichte ausländische Romanautor im revolutionären Cuba. Und kein Schriftsteller, mit Ausnahme des Nationalhelden José Martí, wird auf der Zuckerinsel so verehrt wie der Mann aus Oak Park, Illinois.

„Hemingway war ein sehr eigenwilliger amerikanischer Intellektueller.“ Will sagen, er läßt sich so leicht in keine Schublade stecken. Einen trotzigsten Touch, Aufsässigkeit, hat er schon gehabt, auch wenn er sicher kein Revolutionär war. Aber er war ein Rebell. Ein einzelgängerischer Rebell. *Der Mensch kann besiegt werden, aber aufgeben darf er nicht*, sagt der alte Mann Santiago, oder ist dies doch von Che Guevara?

Aber was zog Hemingway an dieser Insel so an? Hm. Der Machismus? Sicher, ganz sicher. Heute ist der *Machismo* nicht mehr so ausgeprägt wie früher. Die Männer haben es schwerer. Die Revolution. „Würde er heute auf

Cuba leben, er hätte wohl ein bißchen zu leiden.“ Norberto muß die Pförtnerin der Finca Vigía kennen.

Das geheime FBI-Dossier besteht aus 124 maschinengeschriebenen DIN-A4-Seiten. Die Akte umfaßt den Zeitraum vom 8. Oktober 1942 bis zum 25. Januar 1964. Da lag der Observierte schon zweieinhalb Jahre auf dem Friedhof von Ketchum, Idaho. Beschattet wurde der amerikanische Staatsbürger Ernest Miller Hemingway, Journalist und Schriftsteller, auf Cuba lebend. Fünfzehn Seiten des Dossiers bleiben unter Verschuß und dürfen nicht eingesehen werden, im Interesse der nationalen Sicherheit der USA, wie es so schön heißt.

Unter dem Papierwust des Hemingway-Nachlasses aus *La Vigía*, den der *Consejo Nacional de Cultura* in Havanna archiviert hat, war uns schon ein mysteriös anmutendes Empfehlungsschreiben aufgefallen, mit dem wir zunächst nichts hatten anfangen können. Die deutsche Übersetzung des auf Englisch gehaltenen Originals lautet:

Amerikanische Botschaft

Büro des Marine- und Luftwaffenattachés

Havanna, Cuba, 18. Mai 1943

To whom it may concern: Señor Ernest Hemingway macht während eines Probefischens mit seinem Motorboot Pilar für das amerikanische Museum of Natural History auch einige Experimente mit Radioapparaturen. Diese Experimente sind diesem Marineattaché bekannt, wurden genehmigt und sind in keinster Weise subversiv.

Hayne E. Boyden, Colonel, U.S. Marine Corps

Nun ging unser Hemingway wahrlich nicht mit Radio und Radar fürs Museum angeln. In Wirklichkeit hielt er Ausschau nach deutschen Nazi-U-Booten. Zu diesem Zweck hatte man die *Pilar* mit Bazookas, Granaten und Maschinengewehren des Kalibers 0,50 bestückt.

Im August 1942 hatte alles angefangen. Die kürzlich zur Einsicht freigegebenen Teile des FBI-Dossiers enthüllen, daß Hemingway auf Bitte des amerikanischen Botschafters Braden eine vorübergehende Tätigkeit für die Spionageabteilung der Botschaft in Havanna aufgenommen hatte. Zuerst sollte Hemingway ein Agentennetz zur Beobachtung der etwa 30 000 Franco-Spanier auf Cuba aufbauen. Mit einem Monatsbudget von 10 000 Dollar warb der Autor dank seiner guten Beziehungen 26 Agenten an und lieferte die benötigten Informationen. In seinen Memoiren *Diplomats and Demagogues* bescheinigt Braden seinem Amateurspion eine *erstklassige Arbeit*. Von Präsident Roosevelt gab es ein offizielles Dankschreiben, das Hemingway seinen Freunden in der *Bodeguita* stolz unter die Nase hielt. Im April 1943 übergab Hemingway seinen Agentenring einem professionellen Nachfolger. Anschließend ging er, auf den Geschmack gekommen, auf U-Boot-Jagd. Weniger erfolgreich allerdings.

In den Nachkriegsjahren kühlte das Verhältnis zwischen dem Hobbyagenten und der Spionageabteilung merklich ab. Kalter Krieg und McCarthys intellektuellen-Hatz ließen einen liberalen Windhund wie Hemingway schnell als *Alkoholiker und Kommunist* (FBI-Dossier) dastehen. Militärattaché Raymond Leddy schwärzte den Schriftsteller bei FBI-Boss Hoover an: *Der Militärattaché in Havanna ist von der tiefen Feindseligkeit Hemingways gegenüber dem FBI überzeugt. Dieser wird mit Freuden sein Bestes tun, uns Scherereien zu bereiten. Wir müssen besonnen handeln, um mit Ernest Hemingway Zwischenfälle*

zu vermeiden. Doch dem weltberühmten Hemingway konnten die schnüffeln- den Ordnungshüter nur wenig anhaben. Martha Gellhorn war immerhin eine enge Freundin von Eleanor Roosevelt. Und da gab es ja noch dieses Dank- schreiben.

Die 100-Pesos-Frage: Wie hielt es Hemingway mit Castros Revolution? Sein Musterschüler und Nobelpreiskollege Gabriel García Márquez hält sich be- deckt und weiß von keiner öffentlichen Stellungnahme, weder in Ablehnung noch Zustimmung, zu berichten. *Gabito* hätte besser recherchieren sollen.

Anfang November 1959, die Bärtigen waren ein knappes Jahr an der Macht, sah US-Präsident Eisenhower „... die Kommunisten im trüben Wasser Cubas fischen“. Das rief den ausgewiesenen Angelexperten Hemingway auf den Plan. Bei seiner Ankunft auf Havannas *Rancho-Boyeros*-Flughafen am 3. No- vember sprach er dem argentinischen Journalisten Rodolfo Walsh ärgerlich ins Mikrophon: *Schon meine Frau hat gesagt, sie glaube nicht, was die ameri- kanischen Zeitungen da schreiben. Ich bin sehr glücklich, wieder hier zu sein, weil ich als Cubaner fühle. Ich will nicht, daß ihr in mir den Yankee seht.* Sprach's, schritt zur cubanischen Fahne und küßte sie. Am 5. November schlagzeilte Havannas *El Mundo*: *Von seiner Europareise zurück – Heming- way unterstützt die Revolution.* Ein J. L. Topping, Botschaftsrat, schrieb dar- aufhin in das Hemingway-Dossier des FBI unter dem Datum November 1959:

1. *Er unterstützt, sagt er, die Castro-Regierung völlig und glaubt, sie sei das Be- ste, was Cuba habe zustoßen können.*
2. *Er habe keiner der auswärtigen Informationen gegen Cuba geglaubt. Er sym- pathisiere mit der cubanischen Regierung und all unseren (!) cubanischen Schwierigkeiten.*

Tennessee Williams, der gern durch Havannas Spelunken zog, rastlos auf der Suche nach einem Glas Whisky oder einem strammen Burschen oder nach beidem, war einer von Hemingways Saufrumpels. Hemingway war es auch gewesen, der den Kollegen – wie Williams in seinen Memoiren ausplaudert – mit Fidel Castro zusammenbrachte. *Diese Revolution in Cuba ist eine gute Revolution*, hatte Hemingway dem Dramatiker in gewohnter Präzision mit auf den Weg gegeben. Tenn hatte zugestimmt.

Auch wenn der scheinbar unverwundliche Haudegen Hemingway das süße Leben Cubas in vollen Zügen genoß, so verschloß er doch vor der sozialen Misere die Augen nicht. In seiner knappen Prosa, seinem Eisberg-Stil, die nur leichte Konturen und spröde Striche erlaubt, skizziert er auch Armut und Ausbeutung. In einem *Esquire*-Artikel bringt Hemingway Ungerechtigkeit und Elend auf eine dialektisch griffige Formel: *Das Meer ist sehr reich, der Fi- scher aber immer arm.*

In einem Interview mit Luis Báez erklärte Mary Welsh im September 1977: „Als Fidel in Havanna einzog, waren wir ganz auf seiner Seite. Man muß sich ja nur die Regime vor Augen halten, unter denen Cuba bis dahin gelitten hat- te. Das waren doch alles Banditen gewesen. Er (Hemingway) war sicher, daß Fidel Veränderungen zugunsten des Volkes machen würde. Er war immer auf Fidels Seite.“ *Haben und Nichthaben*, schon so ein Titel ist im Grunde genom- men nicht mehr als eine Philippika gegen die geschmierten Bonzen der kari- bischen Bananenrepubliken, die Politik als Operette geben. *Fidel Castro wird sich gegen verteuft viel Geld durchsetzen müssen*, schrieb Hemingway seinem Verleger voller Ahnung schon im Januar 1959. Über den Skulpteur Fidalgo

als Mittelsmann soll Hemingway, munkelt man, Castros Guerilleros damals in der Sierra Maestra gar einige Pesos zugesteckt haben.

Kurz vor Mittag sperren CDR-Milizionäre die Straße um den Obispo-Park ab. Die wenigen Autos werden umgeleitet. Anwohnende Familien schleppen alte Stühle auf die Avenida. Der traditionelle Buchsamstag findet zwischen dem *El Floridita* und der benachbarten *Moderna-Poesía*-Buchhandlung statt. Die Angestellten des Poesieladens halten die Organisation gut im Griff, und rasch ist das schmale Podium aufgebaut. Ein Lieferwagen zwängt sich durch die Mensentraube und lädt zwei Kartons druckfrischer Bücher aus. Drei- hundert, vielleicht auch vierhundert Menschen haben sich auf der kleinen Plaza eingefunden. Gegen ein Uhr trifft der Autor ein, ein junger Mann im Lexi-T-Shirt, schnappt sich das oberste Buch aus der Druckereikiste, nimmt lässig auf der winzigen Plattform Platz und hebt gestikulierend zu einem Vor- trag an. Anschließend diskutieren er, der Verleger, Kritiker und die Leser über das Thema. Es werden Fragen gestellt und beantwortet, es wird Dampf abgelassen und gealbert. Eventuell springt ein Autogramm heraus, was aller- dings als bürgerlich-dekadent belächelt wird.

Alejo Carpentier stellte hier erstmalig seine *La Consagración de la primavera* vor, und der Menschaufmarsch soll bis zum Martí-Geburtshaus gereicht ha- ben. Nach unserer Veranstaltung, bei der es zum Thema Wirtschaftsempirie gesittet abging, jedenfalls was man in Cuba und bei kreisender Flasche gesit- tet nennen würde, fange ich neben dem Podium einen der Organisatoren ab. „Hat hier auch Hemingway gelesen?“ frage ich einen Buchhändler mit Burt- Reynolds-Schnauzbart, der gerade einige Bücher unter die Leute bringt. „Nein, *Compañero*, das machen wir erst seit einigen Jahren“, erwidert der Burt-Reynolds-Schnauzbart heiter, „aber Don Ernesto hätte sicher seine hel- le Freude daran gehabt.“ Darauf würde er sofort eine Flasche Carta Blanca wetten. Eine unfaire Wette, denke ich, als wir uns zum *Floridita* aufmachen. Wirklich unfair.



Mehmet Ünal Begegnungen im Lande Ritsos'

Paros bewahrt das typische Aussehen der Kykladeninsel. Die Insel scheint wie in weiße Farbe getaucht. Als sich das Schiff dem Hafen nähert, versetzt uns die Schönheit in Erstaunen. Unsagbare Helligkeit strahlt von der Insel, sie gibt uns Ruhe und Entspannung.

Die Tage vergehen, wir lernen die Insel und ihre Menschen kennen. Den Einwohnern versuche ich meine Anliegen in ihrer Sprache zu erzählen, natürlich mit Hilfe meines Wörterbuches. Sie sind sehr erstaunt, es gibt wohl kaum Touristen, die sich bemühen, Griechisch zu sprechen, die meisten reden Englisch. Ich werde nach meiner Nationalität gefragt und antworte wieder in ihrer Sprache: „Ego Türkos.“ Wieder sind sie erstaunt, doch gleich darauf werde ich umarmt, und danach täglich mit „Jassu Fili!“ (Hallo Freund) freundlich begrüßt.

Ein so herzlicher Mensch ist Julie, unsere Freundin. Sie ist Künstlerin, mit Stoff und Faden stickt sie Wandmalereien. Alle ihre Arbeiten erzählen etwas von Griechenland, vom Volk, von seinen Leiden, seinen Freuden, seinem Kampf.

An der Badebucht, wo wir unser Zelt aufgeschlagen haben, liegt eine kleine Taverne. Dort treffen wir jeden Abend unsere Freunde.

An diesem Abend ist Vollmond, silbernes Licht strahlt auf uns, und unsagbare Ruhe umgibt uns. Wir trinken Ouzo und erzählen von uns und über uns, unser Land, über die Freundschaft unserer Völker: Griechen und Türken. Eine Annäherung, die man nur schwer beschreiben kann. Wir beide sind sehr glücklich, die gleichen Ansichten zu haben. Feindschaft zwischen Türken und Griechen gibt es nur auf der Ebene der Politiker.

Solche Begegnungen sind für mich auch ein Teil der Antwort gegenüber meinen deutschen Freunden. Jedesmal wenn ich sage: „Dieses Jahr fahre ich nach Griechenland“, kommt als erstes die Frage, ob ich denn keine Angst habe. Oft habe ich mich gefragt, ob das ein Scherz sein soll, denn für mich steht fest, daß ich jedes Jahr sehnsüchtig auf unseren nächsten Urlaub warte. Jedes Jahr bestätigen sich alte Freundschaften, und wir lernen neue Freunde kennen. Auch Julie ist eine von diesen Freunden. Als sie erfuhr, daß ich aus der Türkei bin, erinnerte sie sich sofort an Nazim Hikmet. Gedichte von ihm, die sie in Griechisch kennt, übersetzt sie ins Englische. Ich erzähle ihr von Ritsos, den ich verehere. Seine Gedichte versuche ich nachzuerzählen. Unsere Übersetzungen sind gewiß nicht hervorragend, aber wichtig ist, daß sie verstanden werden. Ihre Augen strahlen, als ich von Ritsos spreche, und sogleich fragt sie: „Schau Mehmet, du bist Fotograf, möchtest du dich mit Ritsos treffen und ihn fotografieren? Ich werde dieses Treffen ermöglichen!“

Es verschlägt mir die Worte, vor Freude könnte ich weinen. Wem wird es noch möglich sein, einen großen Dichter unserer Zeit, der 75 Jahre alt ist, zu fotografieren?

Julie erklärt, wie sie dieses Treffen zustande bringen wird. Aufmerksam höre ich ihr zu. Sogleich ruft sie ihre Mutter an, eine sehr alte und gute Freundin von Ritsos. Wenig später ruft ihre Mutter zurück. Also, bis Sonntag könne ich ihn sehen.

Mittwoch, der 5. September 1984, ich nehme das letzte Schiff von Paros nach Athen. Noch immer bin ich sehr aufgeregt. Was will ich Ritsos fragen? Wie soll ich mich verhalten? Sind meine Klamotten passend? Und noch tausend

Fragen schwirren durch meinen Kopf. Vor zwei Tagen ist Ritsos' bester Freund, der hervorragende Theatermann Manos Katrakis, gestorben. Er war genauso alt wie Ritsos. Viele Jahre haben die beiden zusammen im Konzentrationslager verbracht. — Das alles muß ich beachten, nur nichts Falsches sagen, das ihn aufregen könnte.

6. September 1984, morgens um 6.30 Uhr legt das Schiff im Hafen von Piräus an, ich werde von meinen Gedanken losgerissen und gehe an Deck. Die Seeleute vertäuen das Schiff.

Julie hatte mir gesagt, ich sollte sofort nach Ankunft ihre Mutter anrufen. Ich telefoniere, entschuldige mich wiederholt, daß ich so früh anrufe, doch Frau Damvergi hört nicht darauf, sie meinte: Das macht nichts! Sie ist nur besorgt, daß ich in den frühen Morgenstunden in Athen nichts unternehmen kann. Wir verabreden uns für 8.30 Uhr.

Pünktlich bin ich vor ihrer Wohnung, sie wartet schon an der Treppe. Wir gehen in die Wohnung und gleich kocht sie mir einen großen türkischen Mokka. Dann ruft sie Ritsos an. Eine Stunde später sollen wir kommen. Mein Herz wird seinen Platz verlassen und davonfliegen. Ich reduziere meine Fragen, nur zwei, mehr nicht.

Frau Damvergi, früher eine bekannte Schauspielerin, ist meine Dolmetscherin und Chauffeurin. Sie spricht zwar sehr gut Deutsch, aber sie will diese Sprache nicht mehr sprechen. Sie erinnert sie an den Zweiten Weltkrieg, ihr Mann und ihr Vater wurden von deutschen Faschisten ermordet. Also sprechen wir Englisch.

Nach einer Viertelstunde Autofahrt sind wir vor dem Haus von Ritsos. Auf der Straße ist heute Markt, und wir nehmen für Ritsos einen bunten Nelkenstrauß mit.

Er wohnt im obersten Stockwerk dieses Appartementhauses. Ritsos ist allein zu Hause, er öffnet die Tür, umarmt erst Frau Damvergi, dann mich. Er küßt mich, wie in südlichen Ländern üblich, wie ein Vater, wie ein Freund.

Seine Wohnung gleicht einer Ausstellung, Bilder, Reliefs, Statuen und . . . Er selbst, der Besitzer dieses Museums, ist sein wichtigster Teil.

Ritsos bittet uns, uns zu setzen. Ich beobachte nur ihn. Sein Telefon klingelt ständig, seine Freunde sorgen sich um seine Gesundheit.

Noch immer bin ich fasziniert von ihm, ich habe vergessen ihn zu fotografieren, wie ich mir vorgenommen hatte. Frau Damvergi reißt mich aus meinen Träumen und erinnert mich.

Ritsos möchte mich kennernlernen, will wissen, was ich mache. Ich erzähle, daß ich Fotograf bin und nebenbei für türkische und deutsche Zeitungen schreibe, vor allem über das Leben der Arbeitsemigranten. Er freut sich, dies zu hören und will mehr darüber erfahren. Und:

Ritsos: Es ist sehr interessant. Die Arbeiten, die du machst, sind als Beruf und als Gegenstand, vor allem durch ihre gesellschaftliche Wirkung, sehr wichtig. Sowohl aus der Türkei, als auch von anderen Staaten kommen Menschen als Arbeitsemigranten, ihr Leben, ihre Arbeitslage muß durch Fotografieren, Literatur, Kino- und Fernsehfilm, als Theaterstück festgehalten werden.

Unser Gespräch führt in die Türkei. Er zeigt mir seine letzten Bücher, die in der Türkei, in Türkisch herausgegeben wurden. Er zeigt mir einen Essay, den er über die Dichtung Nazim Hikmets geschrieben hat. Ich sage ihm, daß ich alles gelesen habe, er ist erstaunt, er freut sich.

Das alles erzähle ich ihm in Englisch. Er versteht Englisch, doch kann er es nicht sprechen, da er es sich im Kerker nur durch Lesen und Schreiben selbst

beigebracht hat. Ritsos bedauert sehr, daß wir nicht die gleiche Sprache sprechen.

Frau Damvergi, die Ritsos sehr gut kennt, gibt mir durch Handzeichen zu verstehen, daß ich meine Fragen an ihn stelle.

Können Sie uns über die Freundschaft des türkischen und griechischen Volkes ein paar Worte sagen?

Ritsos: Zum einen hat das Problem eine geschichtliche Bedeutung und gleichzeitig ist es für Griechenland von Interesse. Seine Lösung hängt weder vom Wunsch der Türkei ab, noch vom Wunsch Griechenlands. Der Faden ist in den Händen anderer. Das Schicksal der kleinen Völker — als Bevölkerung und als Land klein, aber geschichtlich und kulturell starker Völker — wird von den anderen bestimmt. Deswegen glaube ich nicht, daß es in der Türkei, unter dem Volk der Türkei eine Feindschaft gegen uns Griechen gibt.

Diese feindlichen Gefühle werden von dritter Seite wegen ihrer eigenen Interessen geschaffen. Noch offener gesagt, für die Interessen der Großmächte wie jeder von uns weiß, für die Interessen der USA. Auf diese Weise sollen die einen Länder gegen andere Länder, als Gendarmerieposten, benutzt werden. Sowohl gegen die Völker des Mittleren Ostens, wie die Araber, als auch gegen die Länder, die Erdöl und andere wichtige Rohstoffe besitzen.

Ich habe bisher nur sich vermehrende gute Erinnerungen an türkische Freunde. Wir dürfen nicht vergessen, daß die kulturelle Vergangenheit der Türkei sehr reich ist. In der modernen Türkei sind viele bedeutende, hervorragende Menschen herangewachsen. Zum Beispiel mein guter und lieber Freund Nazim Hikmet.

Als Ritsos sich an Nazim Hikmet erinnert, füllen sich seine Augen mit Tränen. Ich schaue ihn an, ich möchte ihn nicht von seinen Erinnerungen trennen. Ritsos bemerkt es und zündet sich eine Zigarette an, wobei er mich anschaut und auf meine zweite Frage wartet.

In einem Gedicht sagten Sie: Der Tod ist immer an zweiter Stelle, an erster ist immer die Freiheit. Sie haben in Ihrem Leben schwere Zeiten erlebt, trotzdem schreiben Sie täglich hoffnungsvolle Gedichte. Immer haben Sie unseren Kosmos positiv beschrieben. Uns jungen Künstlern, können Sie diesen ein Geheimnis verraten?

Ritsos: Ich glaube, die Wirklichkeit des Lebens, mit der Seele, den Gedanken und den sinnlichen Mechanismen, mit der Geschichte der Menschheit, ihrer Dauer und ihrer qualitativen Entwicklung, zwingt uns, uns zu bewegen. Das zu erreichen ist die einzige Voraussetzung, das Bedürfnis aller Menschen, die unverzichtbare Sache — es ist die Freiheit. Diese Freiheit ist weder begrenzt durch ihre nationale Ausbildung, noch in ihrer theoretischen Bedeutung. Sie wird aus biologischen und körperlichen Bedürfnissen geboren. Und nur durch Liebe zu allen Menschen kann Frieden und Wohlbefinden geschaffen werden.

Der Grundstein der Freiheit ist Frieden. Der Grundstein des Menschenglücks ist Freiheit. Die Brüderlichkeit und Liebe, die in jedem Einzelnen vorhanden sind, die Verbindungen aller Länder durch Liebe und Freundschaft — dies alles schafft das gesamte Menschenglück. Nach dieser Wahrheit schreibe ich von diesem Bedürfnis. Wenn meine Sachen geliebt werden, so deswegen, weil sich auch dein Bedürfnis, Bedürfnisse aller Menschen, darin spiegeln. Und eines Tages werden wir uns die Hände reichen, zum Gruß, und nicht, um uns einander das Grab zu schaufeln.

Ich habe in einem Gedicht, im ersten Jahr des Exils, geschrieben: „Und jetzt soll weder ich Dich übertreffen, noch sollst Du mich übertreffen. Wir müssen uns selbst übertreffen.“

Dann werden wir wirklich Menschen, dann wird wahre Geschichte geschrieben, wahre Zivilisation erkennbar. Dann wird das wahre Gedicht verwirklicht. Und wenn jemand, der diese Wahrheit gelebt hat, der dies in sein Bewußtsein aufgenommen hat, und um die Verwirklichung dieser Wahrheiten gekämpft hat und kämpft, dann wird jeder Mensch – Türke, Deutscher, Grieche, Italiener, Engländer, gleich aus welchem Land er stammt – zum Bruder der gesamten Menschheit. Zum Beispiel, wenn wir heute Homer lesen, begegnet uns ein Mensch, der von vor dreitausend Jahren kommt und sich mit den heutigen Menschen verbrüdert. Und dann sagen wir: Noch ein Bruder, der unseren Weg mitgeht, ein Genosse, übervoll wie wir von dem Wunsch nach Freiheit. Er lebt dreitausend Jahre. Und wenn wir uns vor einem nuklearen Krieg retten können, wird er nicht nur dreitausend oder fünftausend Jahre leben, sondern bis zur Unendlichkeit. So wird der Wunsch eines jeden Menschen verwirklicht. Denn nur ohne sich einschüchtern zu lassen, durch unermüdliches Arbeiten, mit dem man der Menschheit seine Früchte hinterläßt, wird die Menschheit fortbestehen.

Unser Gespräch geht zu Ende. Ritsos stellt sich an unterschiedliche Plätze in der Wohnung und läßt sich fotografieren. Er zeigt mir seine alten Fotos, mit Aragon, Nazim Hikmet ...

Am Abend kehre ich zur Insel zurück. Jetzt ist mein einziger Wunsch, dieses Interview in meiner Muttersprache zu hören. Dies kann nur Sula für mich tun. Drei Tage lang arbeitete sie daran, sie möchte alles ganz richtig übersetzen. Wir lesen es gemeinsam. Kein Wort, mit unseren Blicken verstehen wir uns besser.

Die Trennung ist in Sicht, ein schwerer Abschied. Jassu Fili! Nächstes Jahr! Die nächsten Jahre!

Das Foto von Jannis Ritsos (S. 102) wurde von Mehmet Ünal während eines Gesprächs mit dem griechischen Dichter aufgenommen.

Eckhard Breiting Autoren und Literaturen aus Afrika

In den rund 30 Ländern Schwarzafrikas gibt es – genauso selbstverständlich wie in jedem Land Europas – Leute, die Gedichte machen, die schreiben, erzählen, die Literatur produzieren, und Leute, die lesen und zuhören, Leute, die Literatur konsumieren. Nur werden diese Literaten außerhalb Afrikas wenig zur Kenntnis genommen. Bei literarischen Großveranstaltungen wie der Frankfurter Buchmesse oder Literaturkongressen wird seit einigen Jahren immer wieder gerätselt, ob bei der Verleihung des Literaturnobelpreises diesmal endlich ein Afrikaner „dran“ ist, Chinua Achebe, Wole Soyinka oder Ngugi wa Thiong'o zum Beispiel. Ob diesmal endlich ein Zeichen der Anerkennung und Würdigung für die Literatur Afrikas gesetzt wird, denn die schwedische Akademie hat ja immer gerne auch politische Zeichen mit ihrer Preisverleihung gesetzt. Bisher ist dieses Zeichen ausgeblieben.

Wir essen Ananas aus der Elfenbeinküste zum Nachtisch und knabbern Erdnüsse aus dem Senegal zur Länderspielübertragung im Fernsehen, wir mästen unser Vieh mit Soja aus Afrika, wir verbrennen in unseren Kernkraftwerken Uran aus Niger und fahren Auto mit Öl aus Nigeria. Ja, manche fahren auch schon mal auf Urlaub zum Baden nach Mombasa oder auf Fotosafari nach Tansania – Sonne und Großwild, ist das Afrika?

Wir lassen Volkswagen zusammenbauen in Nigeria und Südafrika – Mercedes-Lastwagen neuerdings auch –, wir bauen Straßen und Staudämme, exportieren Maschinen und Plastik und spenden auch schon mal für die Opfer der Hungerkatastrophen im Sahel, aber an Kulturgütern aus Afrika sind wir kaum interessiert, allenfalls an etwas Musik, denn Afrika ist ja der Kontinent des Rhythmus. Etwas Kinshasa-Jazz oder Miriam Makeba, mehr nicht. Wenn wir uns ein Bild von Afrika machen wollen, gehen wir in eines unserer Völkerkundemuseen und bewundern Tanzmasken und nachgebaute Rundhütten. Gegenstände einer materiellen Kultur der Primitiven. Die Auseinandersetzung mit der geistigen Kultur Afrikas, vor allem dem rapiden kulturellen Wandel, ist bisher einem kleinen Kreis von Experten vorbehalten.

Unter diesen Experten gibt es die extremen Afrikanophilen, die meinen, was derzeit in der deutschen, französischen oder englischen Literatur geschrieben werde, könne man glatt vergessen, im Vergleich mit den Büchern, die in jüngster Zeit aus Afrika zu uns gekommen sind. Aber eine solche Haltung ist genauso Ausdruck eines kulturellen Analphabetismus, wie das Ignorieren oder Totschweigen der afrikanischen Literatur. Wir brauchen unsere eigene Literatur, um zu erfahren, wer wir sind, oder auch um uns selbst in Zweifel ziehen zu können, genauso wie die Afrikaner ihre Literatur brauchen.

Aber gerade jetzt, wo die Grenzen und die Endlichkeit dieses Planeten, auf dem wir zusammenleben müssen, so deutlich werden, sollten wir auch eine Neugierde entwickeln dafür, was die anderen auf und mit diesem Planeten anfangen wollen oder anzufangen hoffen. Unsere Neugierde sollte geweckt werden, nicht durch Sensationslust über Millionen von Hungertoten oder voyeuristische Exotik des Fremden, sondern diese Neugierde sollte getränkt sein von der menschlichen Anteilnahme am Dasein jener, die mit uns das Schicksal dieses Planeten teilen müssen. Afrikanische Literatur fordert den Weltbürger in uns und fordert den Spießbürger in uns heraus. Es ist eine Herausforderung an uns, aus unserer Begrenztheit herauszutreten, unsere kultu-

relle Abgeschlossenheit und angebliche Überlegenheit abzulegen und uns zu öffnen für ein Gespräch.

Daß dieses weltweite Gespräch, dieser Dialog zwischen Nord und Süd auf der Ebene der Partnerschaft und Gleichheit notwendig und unausweichlich ist, darüber sollte eigentlich kein Zweifel bestehen. Doch hapert es zuallererst bei der Anerkennung dieser Gleichheit. Schon der Ausdruck „Nord-Süd-Gefälle“, obwohl eine Wortschöpfung neuerer Zeit, ist Ausdruck der Ungleichgewichtigkeit, nicht notwendigerweise des Ungleichgewichts im Faktischen, aber sicher in den Vorstellungen und Denkhaltungen. Chinua Achebe hat auf das Fortbestehen alter, aus kolonialer Überheblichkeit stammender Denkschablonen in seiner Ansprache bei den Berliner Kulturtagen 1979 hingewiesen:

Ein britischer Gouverneur im Rhodesien der 50er Jahre hat Partnerschaft in seinem Gebiet als Partnerschaft zwischen Roß und Reiter definiert. Obwohl sich jede vernünftige Weiße mit der nackten und brutalen Formulierung dieser Konzeption ganz sicher nicht identifizieren kann, sagt mir doch mein Gefühl für die Situation, daß diese Konzeption in etwas freundlicherem Gewande die Grundhaltung Europas zu Afrika war und ist. Selbst das Ausdrücken der Metapher in Mensch-Tier-Termini ist weder neu noch zufällig. Geben wir uns keiner Täuschung darüber hin: Wenn der Weiße sich dem Schwarzen gegenüberstellt, hat er entweder die Wahl, die Menschlichkeit des Schwarzen zu akzeptieren oder sie ihm abzusprechen und ihn in ein Lasttier zu verwandeln. Durch Jahrhunderte hat sich Europa für die letztere, die animalische Alternative entschieden, die automatisch die Möglichkeit des Dialogs ausschloß. Man kann zu einem Pferd zwar sprechen, doch erwartet man keine Antwort. Der Weiße hat sich in den letzten 400 Jahren eine Fülle von Mythen geschaffen, um den Neger zu enthumanisieren. Der Weiße hat geredet und geredet, aber niemals zugehört, weil er glaubte, er spräche zu einem nicht der Artikulation fähigen Tier.

Die Bereitschaft zum Hinhören – so Achebe – ist auch heute noch nicht gegeben, auch nicht in den Kreisen, die für sich in Anspruch nehmen, besonders sensibel und aufnahmefähig zu sein, die Literaturkritiker. Der Europäer, so Achebe, vertraut zuallererst zum Urteil seiner eigenen Stammesgenossen und zuletzt dem Urteil von Fremden:

Ein amerikanischer Rezensent mit dem erstaunlichen Namen Christ äußerte in der Besprechung meines Romans „Der Pfeil Gottes“: „Vielleicht ist auf der gegenwärtigen Stufe seiner Kultur kein Nigerianer in der Lage, uns das über sein Land zu sagen, was wir wissen müßten... genau so wie etwa W. H. Hudson uns Südamerika nahebrachte oder T. E. Lawrence Arabien für uns zum Leben erweckte.“ Wenn Mr. Christ nun gesagt hätte, ein Südamerikaner hätte Südamerika für ihn zum Leben erweckt oder ein Araber Arabien, dann hätte ich mein Versagen bereitwillig akzeptiert. Doch ist es natürlich sein Problem, wenn er seinen Stammesgenossen nach Südamerika schickt, damit er ihm alles darüber erzähle, und einen anderen Stammesgenossen nach Arabien, und wenn dann, bevor er noch Zeit hat, einen dritten Stammesgenossen loszuschicken, damit er über Nigeria berichte, bereits ein Nigerianer vorprescht und an dessen Statt zu ihm spricht.

Wie recht Achebe hat, macht die Bemerkung eines führenden Vertreters eines führenden deutschen Chemiekonzerns bei einer Tagung über die soziokulturelle Dimension bei Entwicklungsprozessen deutlich. Verantwortlich für die Ausbildung der Firmenrepräsentanten im Ausland, führte dieser Herr sinngemäß aus, daß man in den muslimischen Ländern Afrikas eben wissen müsse, daß man auf Freitag keine Verkaufsgespräche ansetzen dürfe, da dies denen ihr Sonntag sei. Hier wird nicht zugehört, wie Achebe es meint, sondern hier wird gehorcht, um effektiver zu reden. So kann es, wenn wir Bücher afrikani-

scher Autoren lesen, auch nicht darum gehen, daß wir afrikanische Mentalität kennenlernen, um unsere Marketingstrategien zu optimieren. Vulgar gesagt, man sollte nicht ein Buch aus Afrika lesen, um dadurch eine Brauereifüllanlagen mehr zu verkaufen.

Vielleicht muß man auch froh darüber sein, daß die Literatur – unsere, wie auch die aus der Dritten Welt – noch nicht von den Politikern und Auguren der Handelsbilanzen als Zweig des Import-Export-Handels entdeckt wurde. Obwohl gerade hier das Gefälle im Nord-Süd-Handel noch größer ist, als bei den Gütern der materiellen Kultur. In den meisten afrikanischen Ländern ist es einfacher, einen billigen Krimi aus einem europäischen Taschenbuchverlag zu kaufen, als ein Buch eines afrikanischen Autors. Und selbst das Buch des Afrikaners ist meist in einem nichtafrikanischen Verlag veröffentlicht, wird also nach Afrika zurückimportiert. Und selbst wenn es in einem afrikanischen Verlag veröffentlicht wurde, stammt das Papier für das Buch aus Europa, ist auf Maschinen aus Europa mit Druckerschwärze aus Europa gedruckt. Die Ideen der Autoren mögen originär afrikanische sein, aber spätestens da, wo die Literaturbranche ein Wirtschaftszweig wird, da wo das Geschäftliche beginnt, setzt die Abhängigkeit vom industriellen Norden wieder ein. Auch in der Literatur, vor allem bei den Schulbüchern, wird in Afrika viel mehr importiert als exportiert. Die Außenhandelsbilanz in Sachen Kultur zeigt ein erschreckendes Defizit.

Sicherlich kann man Literatur bilanzieren in Lizenzen, Taschenbuchrechten, Übersetzungs- und Filmrechten. Aber Literatur ist primär ein Transport von Ideen, von Einsichten und Werthaltungen. Vielleicht liegt auch darin ein Grund dafür, daß der Norden Literatur aus dem Süden so zögernd rezipiert, daß es sich eben nicht um die Stabilisierung oder Gefährdung von Arbeitsplätzen in einer exportorientierten Branche handelt. Kein Schriftsteller in Deutschland verliert Arbeit und Brot dadurch, daß ein Kollege aus Afrika auch schreibt. Aber gerade der Aspekt des Transports von Ideen und Werthaltungen sollte uns an der afrikanischen Literatur interessieren. Denn die Länder Afrikas, die so demokratisch regiert werden, daß Schriftsteller frei arbeiten können, kann man an einer Hand abzählen. Kein Wunder, daß man viele renommierte afrikanische Autoren eher in London, Paris oder New York, also im Exil trifft, als in Afrika; kein Wunder auch, daß so viele afrikanische Autoren als Politische im Gefängnis saßen und sitzen, daß Gefängnistagebücher schon beinahe eine typisch afrikanische Literaturgattung geworden sind. Gerade dort, wo so viele Diktatoren das Erscheinungsbild ihres Landes nach außen mit einer riesigen Propagandamaschinerie kontrollieren, sollte uns daran gelegen sein, auch die Gegenstimmen, die nuancierten literarischen Porträts dieser Länder kennenzulernen. Bei den sozialistischen Ländern Osteuropas ist uns die oppositionelle oder Exilliteratur am liebsten, denn da vertrauen wir auf die Wahrhaftigkeit des oppositionellen Geistes. Bei den afrikanischen Autoren wird das Exil häufig als ein Makel gesehen. Ein Autor, der schon Jahre sein Heimatland nicht mehr besucht hat, kann doch gar nicht authentisch schreiben. Denn Authentizität des Lokals, der Szenerie, der tropischen Atmosphäre, das scheint es, was wir von einem Autor aus Afrika oder der Dritten Welt überhaupt erwarten, nicht Originalität der Gedanken, der Visionen, der Bilder oder der Sprache. Wir wollen ihn nicht als Literaten oder gar Ästheten goutieren, sondern als Reporter, als Vermittler von Fakten konsumieren. Wenn wir afrikanische Autoren schon mal lesen, wollen wir von ihnen nur gesagt bekommen, wie es in Afrika „wirklich“ ist, er soll uns einen anthropologischen Roman liefern. Wir wünschen

ihn uns so, wie wir uns auch den Afrikaner überhaupt wünschen, schlicht, naiv, primitiv, bestenfalls ein ungeschliffener Diamant. Wir wünschen uns all das, was wir für unsere eigene Literatur uns als letztes wünschen würden. Das Nord-Süd-Denken, die kulturelle Überheblichkeit hat sich selbst in unsere Erwartungshaltung an afrikanische Literatur eingeschlichen – zahlreiche Rezensionen in europäischen Zeitungen legen ein trauriges Zeugnis dafür ab. Sogar bei den Schriftstellern herrscht Nord-Süd-Gefälle. Nuruddin Farah aus Somalia erzählt nicht ohne Bitterkeit, daß er und seine afrikanischen Schriftstellerkollegen selbstverständlich die russischen Realisten und Thomas Mann, aber auch Brecht, Böll und Grass gelesen haben. Aber wenn sie zu Schriftstellerkongressen kommen, stellen sie fest, daß die Autoren des Nordens nicht einmal ihre Namen gehört, geschweige denn je eine Zeile von ihnen gelesen haben. Günter Grass mußte bei einer Lesetournee im Goethe-Institut in Kenia von Studenten der Universität Nairobi zuerst darüber aufgeklärt werden, wer denn dieser Ngugi wa Thiong'o sei, für den er eine Petition unterschreiben solle, weil der Regierungschef des bei uns als demokratisches Musterland gerühmten Kenias ihn ohne Prozeß in Schutzhaft genommen hatte – in Wirklichkeit saß Ngugi wa Thiong'o in Isolierhaft in einem Hochsicherheitstrakt. So wurde aber aus dem Kulturexport des Goethe-Instituts unversehens Kulturkontakt und Kulturaustausch.

Das Afrika, wie es sich uns heute präsentiert, ist ein Resultat des europäischen Kolonialismus. Das gilt auch für das literarische Erscheinungsbild des Kontinents. Vor genau 100 Jahren, auf der Berliner Kongo-Konferenz, haben die europäischen Mächte den Kuchen Afrika unter sich aufgeteilt. Zwischen den beiden ganz großen Großmächten, den Engländern, die den Kontinent vom Kap nach Kairo in Besitz nehmen wollten, und den Franzosen, die von West nach Ost, vom Senegal nach Somalia sich festsetzen wollten, haben sich die kleineren Mächte arrangiert. Heraus kam dabei ein Fleckerlteppich von Kolonien, der ohne wesentliche territoriale Veränderungen zum Fleckerlteppich der heutigen unabhängigen Staaten Afrikas wurde. Fast alle Staaten Afrikas sind Vielvölkerstaaten, denn die Grenzen zwischen den Kolonien wurden nicht nach historischen Gesichtspunkten gezogen – Länder, die kolonisiert werden, haben in den Augen der Kolonisatoren keine Geschichte –, sie wurden auch nicht nach ethnischen Gesichtspunkten gezogen. So zählen Sprachwissenschaftler im heutigen Nigeria mit rund 100 Mill. Einwohnern über 300 verschiedene Sprachen, die drei großen nigerianischen Sprachen, Yoruba im Westen, Hausa im Norden und Igbo im Osten, werden von mehr als 10 Mill. Menschen gesprochen, aber Yoruba wird nicht nur in Nigeria, sondern auch im westlich anschließenden Benin gesprochen, Hausa wird auch in den nördlich angrenzenden Ländern Niger und Obervolta gesprochen. Dort ist aber die Verwaltungssprache, die Sprache der ehemaligen Kolonialherren nicht Englisch, wie in Nigeria, sondern Französisch. In Ostafrika ist Suaheli, ursprünglich die Sprache der Sansibari, weit verbreitet, es ist offizielle Landessprache von Tansania, daneben sprechen die Leute aber noch ihre Muttersprache, sei's Kikuyu oder Luo, und in den Städten Englisch. Im Norden Schwarzafrikas spielt die Sprache des Koran, das Arabische, die Hauptrolle als Verkehrssprache.

So stellt sich beinahe für jeden Schriftsteller in Afrika immer wieder die Frage, in welcher Sprache er schreiben soll. In einer der internationalen Sprachen Englisch, Französisch, Portugiesisch oder Arabisch, mit denen er über sein eigenes Land hinaus ein Publikum in ganz Afrika, in Europa und Amerika ansprechen kann. Die Sprache ist aber zugleich mit dem Makel behaftet,

die Sprache des Kolonialismus zu sein. Sie ist die Sprache der Entfremdung, der kulturellen und ethnischen Entwurzelung. Oder soll er in seiner Muttersprache schreiben, soll er sich mit der Wärme, der Vertrautheit, aber auch der Exklusivität seiner Sprache nur an sein eigenes Volk wenden, das weitere Publikum in seinem Land und den anderen afrikanischen Ländern außer acht lassen? Gibt es für diese Sprache überhaupt eine verbindliche Orthographie, gibt es in dieser Sprache überhaupt eine schriftsprachliche Literaturtradition oder nur eine mündliche Tradition, gibt es geübte Leser und vor allem, kann der Autor selbst in seiner Sprache schreiben? Für europäische Verhältnisse, wo Nationalsprache, Schrift- und Literatursprache automatisch identisch sind mit Muttersprache, eine absurde Frage, für Afrika die Kardinalfrage. Ama Ata Aidoo ist sich der Unzulänglichkeit des Englischen für ihre Zwecke sehr wohl bewußt. In der Erzählung „Our Sister Killjoy“, in der eine junge Ghanaerin den Kulturschock eines Aufenthalts in Deutschland verarbeiten muß, läßt sie ihre Heldin in einem Brief an ihren Freund über die mangelnden emotionalen Qualitäten der Schriftsprache Englisch rasonieren:

Mein geliebtes Etwas. Da steht mir immer zuerst diese Sprache im Wege, diese Sprache. Wie könnte ich anders als unzufrieden sein. Woher, mein Geliebter, sollte ich den Optimismus nehmen, wenn ich meiner Seele keine Stimme verleihen kann, wenn ich Dich mein Herz nicht hören lassen kann. Denn bisher steht mir nur diese Sprache zur Verfügung, die mich zu einem Sklaven gemacht hat. Darum kommen die Botschafter meiner Gedanken und Empfindungen immer auf Krücken dahergekrochen.

Ama Ata Aidoo aus Ghana beantwortet die Frage, warum sie ihre Erzählungen nicht in ihrer Sprache Fanti, sondern in Englisch schreibe, damit, daß sie in Fanti keine Übung im Schreiben habe, daß sie sich viel schwerer tue. Und diese Antwort ist typisch für viele Afrikaner, die ihre Muttersprache sprechen und Englisch oder Französisch schreiben.

Die Frage, in welcher Sprache man schreiben solle, ist nicht nur eine akademische, nicht nur eine Frage, wo die höheren Honorare zu bekommen sind, sie ist eine sehr politische Frage. Dies macht das Beispiel des Kenianers Ngugi wa Thiong'o deutlich. Er hat in seinen Romanen und Theaterstücken über Jahre politisch brisante Themen angepackt. Aber solange er in Englisch schrieb, blieb er von der Regierung unbehelligt. Erst als er politisch viel harmlosere Stoffe aufgriff und sie in seiner Muttersprache Kikuyu schrieb, als er mit den Bewohnern seines Dorfes Theateraufführungen in Kikuyu machte, hat die Regierung zugeschlagen. Ngugi wurde inhaftiert, das Theater niedergerissen, das Stück verboten. Als Politclown der Elite, zu dem Ngugi gestempelt wurde, solange er Englisch schrieb, konnte ihn die Regierung tolerieren, aber als Agitator der Volksmassen, der die Landessprache benutzt, mußte er zum Schweigen gebracht werden.

Aber Ngugi wa Thiong'o hat mit seinem Entschluß, nicht mehr in Englisch zu schreiben, viel mehr in Bewegung gesetzt. Er hat für seine Sprache einen Anfang als Literatursprache gesetzt, er hat eine Literatur begründet und seinem Volk den Stolz und das Bewußtsein gegeben, seine eigene Literatur zu haben, vor allem aber sie selbst zu besitzen, sie zu formen, an ihr teilzuhaben. Für seine Schriftstellerkollegen hat Ngugi bewiesen, daß Schreiben in einer afrikanischen Sprache nicht den Verzicht auf ein breites Publikum bedeuten muß. Im Gegenteil: Ngugis Kikuyu-Roman „Der Teufel am Kreuz“ hat innerhalb eines Jahres drei Auflagen erzielt, er wurde zum Bestseller. Vor allem aber hat Ngugi das Schreiben in einer afrikanischen Sprache von dem Beigeschmack befreit, daß dies eine marginale Schreibe sei, daß man sich an der

Peripherie bewege, wogegen man mit einem Buch in Englisch oder Französisch sich inmitten der universalen Literatur der Metropolen tummle.

Afrikanische Literatur ist übrigens keineswegs eine Erscheinung der letzten 25 Jahre. Bereits im 18. Jahrhundert schrieb der Nigerianer Equiano seine Autobiographie, die in den Kreisen der Liga gegen den Sklavenhandel starke Beachtung fand, Ignatius Sancho und Amo der Afrikaner in Dresden schrieben ebenfalls im 18. Jahrhundert. Im vorigen Jahrhundert traten Wilmut Blyden aus Sierra Leone, Reindorf aus Ghana und Crowder aus Nigeria mit Darstellungen zur Geschichte ihrer Länder in Erscheinung. Um die Jahrhundertwende schrieb der Südafrikaner Thomas Mofolo einen Roman über den Zulu-König Shaka, und ab den 30er Jahren sammelten sich in Paris die jungen Rebellen der Négritude, Senghor, Diop, Césaire. Sicherlich rücken literarische Werke in größerer Zahl erst mit dem Beginn der Unabhängigkeitsbewegungen Anfang der 50er Jahre ins Blickfeld. Damit ist auch eines der wichtigsten Themen der frühen neo-afrikanischen Literatur benannt: der Kampf für die Unabhängigkeit, die Beendigung der Kolonialherrschaft. Der antikoloniale Roman ist vor allem in den französischen Kolonien verbreitet. Ein zweites Thema ist die Neudefinition, ja die Rückgewinnung der vorkolonialen Geschichte als Teil einer eigenständigen historischen Tradition. Dieses Thema ist untrennbar mit dem Namen Chinua Achebe verknüpft und mit seinem Klassiker *Things Fall Apart*.

Die Hoffnungen, die man in die Unabhängigkeit gesetzt hatte, wurden allzu schnell enttäuscht. Die Führer der Unabhängigkeitsbewegungen installierten sich als Diktatoren wie Kwame Nkrumah in Ghana. Die politische Unabhängigkeit verschleierte oft nur die wachsende wirtschaftliche Abhängigkeit. In vielen ehemaligen französischen Kolonien sind heute mehr Franzosen tätig, als vor der Unabhängigkeit. Ngugi wa Thiong'o spricht von „flag independence“ – Nationalhymnenunabhängigkeit. Die Auseinandersetzung mit den neuen Eliten, die sich in den unabhängigen Staaten ihre Pfründen gesichert haben, ist das zentrale Thema von Roman und Theater quer durch Afrika. Das ist das Thema von Sembene Ousmanes (Senegal) Roman und Film „Chala“ wie von Ngugi wa Thiong'o (Kenia) „Verbrannte Blüten“.

Afrikanische Literatur ist demnach eine engagierte Literatur. Dies gilt vor allem für Südafrika, wo weiße, farbige und schwarze Autoren, Englisch, Afrikaans oder in den afrikanischen Sprachen Shoto, Zulu oder Xhosa schreibende Autoren sich mit dem rassistischen Unrechtssystem der Burenminderheit auseinandersetzen. Dies gilt aber auch für die übrigen afrikanischen Staaten, unabhängig von ihrer ideologischen Ausrichtung. Henri Lopez, früherer Minister, heute Spitzenbeamter bei der UNESCO, geht in „Revolution ohne Tamtam“ scharf mit der Volksrepublik Kongo ins Gericht. Ayi Kwei Armah aus Ghana zeichnet in „Die Schönen sind noch nicht geboren“ ein niederschmetterndes Bild vom Ghana am Ende der Nkrumah-Zeit. Allerdings sind die Auffassungen über Art und Umfang des Engagements der Schriftsteller verschieden. Der Nigerianer Kole Omotosho forderte kürzlich bei der Buchmesse in Harare, Zimbabwe, daß die Autoren ihre Schreibmaschinen verlassen und aktiv am politischen Kampf, ja am bewaffneten Kampf teilnehmen sollten. Chinua Achebe dagegen hat vor langer Zeit in einem Essay „Der Autor als Lehrer“ sein Verständnis von der Rolle als Schriftsteller innerhalb seiner Gesellschaft dargelegt. Er möchte seinen Lesern als Lehrer, nicht als Schulmeister, ein besseres Verständnis der eigenen afrikanischen Vergangenheit und ein Geschichtsbewußtsein nahebringen. Ngugi wa Thiong'o versteht sich

als Sprachrohr der Arbeiter und Bauern in Kenia. Er beschreibt seine Beteiligung an dem Kulturzentrum von Kamiriithu in der Form einer Anekdote: *1977 kam eine Bauersfrau aus Kamiriithu zu mir und erzählte mir, daß die Leute von Kamiriithu ein Kulturzentrum organisieren wollten. Sie kam jeden Sonntag zu mir nach Hause und bat mich, bei dem Kulturzentrum mitzuhelfen. Sie hat ihre Bitte übrigens sehr originell formuliert: Wir haben gehört, daß du viel studiert hast. Warum kannst du nicht ein bißchen davon dem Dorf geben? Wir wollen ja nicht alles, aber komm und bring ein wenig von deinem Wissen für uns mit. Die Leute von Kamiriithu konnten natürlich ihre Muttersprache Kikuyu viel besser als ich. Ich fand mich also in einer Situation, wo die Bauern über mich, den Schriftsteller, lachten, weil ich zu viele Fehler im Gebrauch der Sprache machte. Und es waren die Bauern, die mich in die Bedeutungsvielfalt und die verschiedenen Stilebenen des Kikuyu einwiesen.*

So wie Ngugi die Situation darstellt, geht die Initiative für kulturelle Aktivitäten vom einfachen Volk aus. Er als Intellektueller springt nur auf einen bereits fahrenden Zug. Und selbst beim wichtigsten Instrument des Schriftstellers, bei der Sprache, gibt sich Ngugi als begieriger und gelehriger Schüler des einfachen Mannes aus. Er schaut dem Volk aufs Maul, aber nicht von oben herab.

Engagiert sind die Autoren; was sie schreiben, ist bezogen auf die Gegenwart, auf die politische und soziale Landschaft. Sie greifen – wie Ngugi – auf populäre Formen des Erzählens zurück oder schöpfen Themen aus der vorkolonialen Vergangenheit – wie Achebe. Das Spannungsverhältnis zwischen Tradition und Moderne spielt in Inhalt und Form der afrikanischen Literatur herein. Die alte, mündliche Erzähltradition in den vielen afrikanischen Sprachen erklärt auch, warum die neue afrikanische Literatur engagierte Literatur ist. Denn die mündliche Literatur ist immer funktional. Sie ist bezogen auf gesellschaftliche Ereignisse. Sie dient als Teil religiöser Rituale oder jahreszeitlicher Festlichkeiten – einem Erntedankfest z. B.! Die mündliche Literatur, auch Oratur genannt, ist im Kopf gespeicherte Geschichte. 1983 hat der Bibliothekar Keke Ojoku unter den Geschichtenerzählern seines Heimatortes Ohafia einen Erzählwettbewerb organisiert. Die alten Männer schilderten die Gründung und Besiedlung ihres Dorfes durch Abgesandte des alten Königreiches von Benin, ein Gründungsmythos mit einem historischen Kern. Ojoku hat diese Erzählungen zum Grundstock eines Archivs der Lokalgeschichte gemacht, das den jungen Dorfbewohnern Ohafias sagt, woher sie kommen. An den Fürstenhöfen der muslimischen Sahelzone, bei den Emiren und Sheiks gibt es bis heute die Griots, Sänger im Dienste ihres Herrschers. Sie sind die Hüter der Geschichte des Landes und der Genealogie des Herrscherhauses. Sie sind Auftragsdichter, Public-Relations-Männer einer vorgutenbergischen Zeit.

Die Rolle des Griots als Chronist, der zur Kora singt, ist Männern vorbehalten. Ebenso ist die Rolle des Geschichtenerzählers, der am Abend die Dorfgemeinschaft um sich versammelt und Vergnügliches, Erinnerungswürdiges oder Belehrendes erzählt, eine Männerrolle. In der langen Erzähltradition der mündlichen Literatur war die Rolle der Frau als Erzählerin meist auf den nicht-öffentlichen Bereich der Familie begrenzt. Sie erzählt die „weiblichen“ Geschichten; ihre Domäne sind die Tierfabeln, Geschichten von der listigen Schildkröte und der böartigen Hyäne, im Gegensatz zu den „männlichen“ Geschichten, die von Kriegen und Heldentaten handeln. In Somalia gibt es sogar eine klar umrissene weibliche Dichtung von Frauen für Frauen, die sich in Thematik, Sprache und Stil markant von der männlichen Nomaden-

dichtung unterscheidet. Aus der Oralität scheint sich dieses Rollenschema auch auf die moderne geschriebene Literatur übertragen zu haben. Erst in den letzten Jahren sind in verschiedenen Ländern Afrikas zunehmend auch Autorinnen in Erscheinung getreten. Miriama Ba aus dem Senegal hat mit ihrem preisgekrönten Bericht „Ein so langer Brief“ den Durchbruch in der internationalen Öffentlichkeit schafft. Andere Autorinnen, wie Ama Ata Aidoo und Efua Sutherland aus Ghana, Flora Nwapa und Buchi Emecheta aus Nigeria, Micere Githae Mugo aus Kenia gehören schon seit geraumer Zeit zum Kreis der bekannten afrikanischen Literaten. Sie schreiben feministische Literatur in dem Sinne, daß sie Frauenschicksale aus Frauenperspektive beschreiben. Dazu Buchi Emecheta:

Ich schreibe über Frauen, weil man immer nur darüber schreiben sollte, was man wirklich kennt. Auch schreibe ich immer über Situationen und Begebenheiten, die ich selbst erlebt habe. So auch in meinem letzten Buch „The Joys of Motherhood“. Da ist zwar die männliche Hauptfigur auch ein Unterdrückter, aber ich muß aus einer weiblichen Perspektive schreiben. Achebe und die anderen haben ja schon die männliche Perspektive unserer Geschichte dargestellt. Ich fühle mich als Feministin nur in dem Sinne, daß ich nicht einsehen kann, daß Frauen unterdrückt sein sollen, nur weil sie Frauen sind und Kinder haben.

Buchi Emecheta führt ihre Erzählweise, ihre Berufung als Erzählerin direkt auf die Tradition der weiblichen Geschichtenerzählerinnen zurück:

Ich habe zu schreiben angefangen, weil ich mich seit meiner Kindheit erinnern kann, daß Geschichtenerzählen eine Domäne der Frauen ist. Wenn meine Eltern mich von Lagos in meinen Geburtsort Ibozo mitnahmen, war ich immer wieder verblüfft, wie diese Frauen all die winzigen Details ausbreiteten, die die Besonderheit eines Individuums oder einer Gruppe von Leuten ausmachen. Auch habe ich von diesen Geschichtenerzählerinnen unvergleichlich viel mehr über meine Heimat erfahren als aus den Schulbüchern der englischen Schule in Lagos. So habe ich mir gesagt, wenn ich groß bin, werde ich auch Geschichtenerzählerin, und so ist es dann auch gekommen.

Buchi Emecheta wurde mit 16 verheiratet und kam als junge Mutter mit fünf Kindern nach London, wo ihre Ehe schnell zerbrach. Sie lebte von der Fürsorge in den Londoner Farbigen-Vierteln und studierte Soziologie. Um sich und ihre Kinder über Wasser zu halten, fing sie an zu schreiben. „In the Ditch“ (In der Gosse) und „Second Class Citizen“ (Bürger zweiter Klasse) beschreiben ihre Erfahrungen als Ausländerin und alleinstehende Mutter in England. Nach ihrer Rückkehr nach Nigeria hat sie mit „The Joys of Motherhood“ exemplarisch ein Frauenschicksal kurz vor der Unabhängigkeit Nigerias beschrieben. Unter dem Titel „Nnu Ego – Zwanzig Säcke Muschelgeld“ ist dieser Roman in deutscher Übersetzung erschienen.

Buchi Emecheta wählt als Ausgangspunkt für den Lebensweg ihrer Heldin ihren eigenen Geburtsort Iboza im Igboland im Osten Nigerias. Nnu Ego wächst in ihrem Dorf als das Lieblingskind ihres Vaters heran, obwohl sich ihre Mutter geweigert hatte, ihren Vater zu heiraten. Dieses Maß an Selbständigkeit war in der dörflichen Gemeinschaft zwar nicht die Norm, aber immerhin möglich. Nnu Egos Name dagegen – er bedeutet „wertvoller als 20 Säcke Muschelgeld“ – zeigt, daß ihr diese Selbständigkeit nicht beschieden sein wird. Für sie zählt nur ihr Marktwert in dem Brautpreis, den Sie für ihren Vater einbringen wird. Nnu Egos erste Heirat im Dorf scheitert, weil sie in den Augen ihrer Gesellschaft als Frau versagt: Sie gebiert ihrem Mann keine Kinder, vor allem keine männlichen Nachkommen, durch die der Name des Vaters weiterlebt, Ewigkeit erlangt. Darauf wird sie an einen anderen

Mann verheiratet, den sie nie zuvor gesehen hat, da er im fernen Lagos arbeitet. Ein Verwandter bringt Nnu Ego nach Lagos zu ihrem neuen Ehemann, der augenblicklich sexuell Besitz von ihr ergreift.

An dem Leben der Igbo in Lagos, der teil-europäisierten Verwaltungsmetropole der englischen Kolonie mit einer Stammbevölkerung von Yorubas – die Soldaten und Polizisten sind Hausas aus dem Norden –, kann Buchi Emecheta eindringlich die Orientierungslosigkeit der Gesellschaft der Kolonialisierten darstellen. Nnu Ego ist entsetzt, als sie sieht, welche Arbeit ihr Mann verrichtet: Er wäscht die Schlüpfen der weißen Missis! Für sie, die Männer als hart arbeitende Bauern oder Krieger kennt, ist dies der Gipfel der Selbstverleugnung. Andererseits kommandiert ihr Mann und schlägt sie, wie er sich dies im Dorf nie erlauben könnte. Für die Frauen, die konservativer sind als die Männer, die länger und intensiver an den überkommenen Vorstellungen festhalten, bedeutet Stadtleben einen doppelten Verlust: Verlust des Rückhalts in der Großfamilie, auch gegen den Mann, falls es zu Konflikten kommt, aber auch den Verlust der Männlichkeit des Mannes, wie sie in seiner Schutz- und Vorsorgefunktion in der dörflichen Gemeinschaft zum Ausdruck kommt. Was bleibt – anstelle einer Stabilität garantierenden Verbindung –, ist die Abhängigkeit von einem Waschlappen, der sich als der große Macho aufspielt.

In dieser zweiten Ehe wird Nnu Ego ihrer Frauenrolle voll gerecht. Ihrer biologischen Rolle, indem sie viele Kinder gebiert, auch die ersehnten Jungen; ihrer wirtschaftlichen Rolle, indem sie als Händlerin den Unterhalt der Familie bestreitet, solange ihr Mann als Matrose oder Soldat außerhalb Nigerias ist, oder als die weiße Herrschaft nach England zurückgeht und den „Boy“ mit Familie ohne Arbeit und ohne Dach über dem Kopf zurückläßt. Nnu Egos Leben ist vollkommen im Sinne der gesellschaftlichen Normen, aber sie selbst fühlt tief, wie unbefriedigend ihr Leben ist:

Die Geburt ihrer Zwillingstöchter machte Nnu Ego sehr niedergeschlagen. Sie fühlte sich unzulänglicher als je zuvor. Männer – die waren alle nur an Söhnen interessiert, um ihre Namen weiterzuerben. Aber mußte eine Frau nicht auch Töchter zur Welt bringen, die dann Söhne gebären konnten? „Gott, wann wirst Du endlich eine Frau schaffen, die um ihrer selbst willen anerkannt wird, ein vollwertiger Mensch, der nicht nur ein Anhängsel ist?“

Buchi Emecheta schließt ihren Roman abrupt und sarkastisch. Zurückgekehrt in ihr Dorf stirbt Nnu Ego würdelos am Straßenrand. Aber ihre Kinder veranstalten das prunkvollste Begräbnis, das Iboza je für eine Frau gesehen hat und über das noch jahrelang geredet werden wird. Darin liegt also ihre Erfüllung als Mutter, liegen die „joys of motherhood“.

Wie kann ich Mensch sein, wie kann ich meine Menschlichkeit retten oder wiedergewinnen, das ist die Frage, die die Autoren in Afrika genauso bewegt wie überall auf der Welt. Nur, daß die materiellen, die sozialen, die politischen Bedingungen in Afrika das Wirklich-Mensch-Sein noch schwieriger machen als in Europa. Menschsein als Frau in einer ruppigen Männergesellschaft ist die Frage, die Buchi Emecheta aufwirft; Menschsein in einer raffgerigen Ausbeutergesellschaft neokolonialistischer Emporkömmlinge will Ngugi wa Thiong'o, Wole Soyinka oder Kwei Armah; Menschsein gegen eine unmenschliche rassistische Gesellschaft der Apartheid wollen der Afrikaner Breyten Breytenbach und Nadime Gordimer genauso wie die schwarzen Südafrikaner Bessie Head, Sipho Sepamla oder James Mathews. Die afrikanischen Autoren wollen das, was wir auch wollen. Warum sollten wir nicht lesen, was sie und wir wollen.

Sepp Hiekisch-Picard
„... in den Vorräumen eines Gesamtkunstwerks“

Anmerkungen zum Zusammenhang zwischen schriftstellerischem, filmischem und bildkünstlerischem Werk bei Peter Weiss

Bildkunst, Schreiben und Film bleiben bei mir die Einheit einer totalen Kunst, in der man sich jeweils nur verschiedener Instrumente bedient.¹

Mit der Metapher der verschiedenen Instrumentierung umschreibt Weiss die Verschmelzung und wechselseitige Durchdringung der verschiedenen medialen Ausdrucksmöglichkeiten, welche seine künstlerische Entwicklung kennzeichnen. In seinem Werk verschieben sich die Prioritäten der Medien Malen, Schreiben und Film; letztlich entspringen sie jedoch dem gleichen *Ausdrucksprinzip*², so daß sich das Gesamtwerk trotz aller Brüche, Neuorientierungen und Wiederanknüpfungen als geschlossene Einheit präsentiert. Völlig zu Recht wird Peter Weiss neuerdings unter den „Doppelbegabungen“ eingereiht, dieser etwas verschwommenen Kategorie für malende Schriftsteller und schreibende Maler³. Allerdings muß man die Besonderheit der medialen Vermischung in Peter Weiss' Werk absetzen, zum einen gegen eine Art von dilettierender „Hobby-Kunst“, für die Hermann Hesses malerisches Werk als Beispiel dienen mag, und andererseits gegen avantgardistische Bestrebungen, die tradierten Gattungsgrenzen völlig aufzuheben. Für die letztere Richtung seien Hans Arp, Kurt Schwitters und Henri Michaux als Orientierung genannt, deren künstlerische Experimente mit ihrer folgenreichen Konsequenz einer *Ikonisierung der Literatur* und *Lingualisierung der bildenden Kunst*⁴ außerhalb sowohl der literarischen als auch bildkünstlerischen Möglichkeiten von Peter Weiss liegen – was sich in letzter Konsequenz in der *Ästhetik des Widerstands*⁵ manifestieren wird.

Unter dem Aspekt des Zusammenhangs der Medien Malerei, Literatur und Film läßt sich das künstlerische Schaffen von Peter Weiss in vier Abschnitte einteilen. Eine erste Phase, die sich vom Beginn seiner künstlerischen Tätigkeit bis in die Jahre 1947/48 erstreckt, ist ausgezeichnet durch die unbezweifelte Dominanz des Mediums der Malerei; die literarische Versuche entstehen eher nebenher. Der Zeitraum zwischen 1947 und 1962/63 zeigt ein fruchtbares Nebeneinander und eine intensive wechselseitige Beeinflussung von Bildkunst und Literatur. Schriftstellerische Neuansätze, die Erfahrung der Collage- und Filmarbeit und die Entfremdung von der früher unbezweifelten Malerei führten Weiss Anfang der 60er Jahre in die *Vorräume eines Gesamtkunstwerks, in dem Wort, Bild, Musik, filmische Beweglichkeit untrennbar voneinander sind, in dem es keine einzelnen, abgeschlossenen Stadien gibt, sondern nur ein Fortsetzen, ein Wiederaufnehmen, ein Variieren und Verwandeln von Zeichen meiner Existenz*.⁶

Der Übergang zur Theaterarbeit in den 60er und frühen 70er Jahren, die dritte Periode, synthetisiert die medialen Möglichkeiten auf einer neuen Ebene. Die Priorität des literarischen Mediums ist unbestritten, doch die Bühnenarbeit und das künstlerische Zusammenwirken mit seiner Frau, Gunilla Palmstierna-Weiss, bei Bühnenbildnern und Kostümen, schafft einen Ausgleich der *visuelle(n) Welt... mit der Welt der Erklärung und Entwicklung von Vorgängen*.⁷

Ein letzter Abschnitt zeichnet sich ab in der Verknüpfung herausragender Werke der Bildkunst mit einer Rekonstruktion des Kampfes gegen den Fa-

schismus. Auf eine sehr vermittelte Weise knüpfen die Bilder der *Ästhetik des Widerstands* in ihrer Funktion als *Wegzeichen im Gewirr der historischen Linien* wieder an das malerische Werk von Peter Weiss an.

Im folgenden wird der Versuch unternommen, das Verhältnis der Medien Malerei, Film und Literatur in der Entwicklung des Werks nachzuskizzieren – der Akzent liegt hierbei auf der Beeinflussung der literarischen Konzeptionen von Peter Weiss durch die visuellen Medien bis zur endgültigen Hinwendung des Schriftstellers Weiss zum Medium der Literatur zu Beginn der 60er Jahre.

Die Emigration ins schwedische Exil im Jahre 1939 setzt einen ersten, tiefen Einschnitt. In den vorangegangenen zwei Jahren hat Peter Weiss mit außerordentlicher Kreativität produziert; zahlreiche großformatige Bilder, Zeichnungen, Skizzen, dazu Illustrationen und selbstverfaßte Prosatexte entstehen in Prag und in Montagnola, im schweizerischen Tessin – ein Preis auf der Frühjahrsausstellung der Prager Kunstakademie und drei Illustrationsaufträge des verehrten Vorbilds Hermann Hesse⁸ sind die sichtbaren Erträge dieser knappen Zeit ungestörter künstlerischer Arbeit. Die frühen, mit einer Ausnahme unveröffentlichten Texte¹⁰ umkreisen die gleiche Problematik der Isolation, des Unterganges der Zivilisation und melancholischen Weltflucht, die den gleichzeitig entstehenden Gemälden zugrunde liegt. Weiss überträgt sein Konzept einer *neue(n) Romantik*¹¹ in seine literarischen Versuche. Die an altmeisterlicher und romantischer Malerei gewonnenen Bildformeln – besonders das Motiv der Rückenfigur inmitten einer einsamen Landschaft, die detailverliebte Vielschichtigkeit der realistisch geschilderten Szene und die Spiegelung psychischer Befindlichkeit der Dargestellten in der sie umgebenden Landschaft – versucht Weiss in seine schriftstellerischen Versuche einzubringen. Auch diese richten sich nach der romantischen Forderung: *Nicht die getreue Darstellung von Luft, Wasser, Felsen und Bäumen ist die Aufgabe des Bildners, sondern seine Seele, seine Empfindungen sollen sich darin widerspiegeln*.¹²

Der *Traktat von der ausgestorbenen Welt*¹³ übernimmt seine Szenerien direkt aus den gemalten Entwürfen und entlehnt die Handlung dem Vorbild Hermann Hesse, dessen Roman *Der Steppenwolf*¹⁴ überall spürbar bleibt. Dieser Text aus den Jahren 1938/39 führt in eine zerstörte und verlassene Welt: Die Ich-Figur findet sich als einziger Überlebender eines Vernichtungskrieges in einer menschenleeren Landschaft. Die beschriebene Wanderung durch die Szenerien der Zerstörung und des Untergangs versucht, die vielfältig andeutende Atmosphäre der Bilder in den handelnden Zusammenhang einer Erzählung zu integrieren. Die Suche nach einer bewohnten Gegend endet auf einer einsamen Insel in der Resignation – die letzte Hoffnung, ein mit lachenden Menschen bevölkertes, buntgeschmücktes Schiff fährt achtlos vorüber. Während jedoch der 22jährige Peter Weiss im distanzierenden Umgang mit vorformulierten malerischen Topoi und im kompositionellen und maltechnischen Rückgriff auf altmeisterliche Vorbilder zu einer eigenständigen bildkünstlerischen Sprache gelangt, die die ideologischen Vorgaben seines literarischen Idols Hesse modifiziert, bleiben die frühen Texte noch zu offensichtlich vorbildverhaftet und unsicher. Die melancholische Stimmung wird durch die sich wiederholenden Schilderungen der Einsamkeit zerdehnt und droht allzuoft abzugleiten ins Banale: *... und ging nach einer Weile versonnenen Grübelns wieder zurück in die große Stille, oder: Unversehens war eine holde Seligkeit über mich gekommen, eine unbestimmte, überirdische Freude, ein Ent-*

bensein. Erschauend nahm ich dieses Glücksgefühl wahr.¹⁵ Daneben ist dieser frühe Text jedoch sehr aufschlußreich, in dem sich hier eine erste literarische Beschäftigung mit Krieg und Zerstörung und ein Reflex auf den spanischen Bürgerkrieg finden; wenn auch unter den Prämissen der Hesseschen Zivilisationskritik stehend, widerlegen sie die geläufige Annahme einer politischen Apathie des jungen Weiss:

... so ist es ihnen gelungen, sich knatternd in die Lüfte zu erheben, sich zu Geschwadern zu formieren und Bomben mitzutragen, die so gut und stark waren, daß sie mit Leichtigkeit die Städte zerschlugen...¹⁶

Die Erzählung *Cloe. Caspar Walthers nachgelassene Aufzeichnungen* aus der gleichen Zeit nähert sich noch weiter dem Vorbild des *Steppenwolfes*.¹⁷

Peter Weiss schildert einige Tage aus dem Leben des zurückgezogen in einem Turm mitten im Wald lebenden Malers Caspar Walther, der der Großstadt entflohen ist und im Einklang mit der Natur nur seiner Malerei leben will. Die Figur des Künstlers und die geschilderte Landschaft um den fiktiven Ort *Ticinola* verweisen direkt auf Weiss' eigenen Aufenthalt bei Hesse, der auch selbst unter dem *Steppenwolf*-Pseudonym Harry Haller als großer Lehrmeister in die Erzählhandlung eingeflochten wird. Diese geht bis in Details auf das Vorbild zurück: Auch Caspar Walther gelangt nur über den „Umweg“ eines anderen Mädchens zu seiner Geliebten, auch er ist verstrickt in Selbstmordgedanken und verzehrt sich in Eifersucht. Passagenweise unerträglich in seiner Sentimentalität, belegt der Text das kritisch-aufmunternde Urteil Hesses, der Weiss 1937 schreibt:

Daß sich Ihre Dichtungen schon zur Veröffentlichung eignen, glaube ich kaum. Es ist viel Schönes und Versprechendes darin, aber hier fehlt es noch an Selbstständigkeit, man fühlt die literarisch-romantische Atmosphäre stark, aber man fühlt auch die Vorbilder und Anregungen.¹⁸

Ein weiterer erhaltener Text aus dieser frühen Phase, *Flaschenpost, ausgeworfen von einem, der auf einer Insel im nördlichen Meere haust*¹⁹, versucht, die romantisch-melancholische Richtung der vorangegangenen Arbeiten fortzuführen. Weiss setzt hier das Motiv der Insel zentral als Symbol für die Einsamkeit des Emigranten – ein Bedeutungskomplex, den er später im *Gespräch der drei Gehenden* wiederaufgreifen wird.²⁰

Bilder und Texte von Peter Weiss aus dieser frühesten Phase können als Umsetzung der Hesseschen Zivilisationskritik verstanden werden, welcher Weiss die eigenen Erfahrungen der Unzugehörigkeit und Isolation einschreibt. Beide Medien verarbeiten die gleichen Motive der einsam-öden Landschaft, der Fabrik und der Zerstörung, sowohl die Ich-Perspektive als auch kompositionelle Prinzipien lassen sich vergleichen. Helmut Heissenbüttel charakterisiert diesen engen Zusammenhang der Medien Malen und Schreiben mit folgenden Merkmalen: *Entleerung des Bildraums, äußerste Vereinzelung der Figur und dichtestes und beziehungsloses Zusammendrängen von Figurensammlungen. Unter diesen Stichworten macht sich eine subjektive und eine gesellschaftliche Erfahrung sichtbar.*²¹

Der fehlende Kontakt zu den Freunden in der Schweiz und die zermürbende Arbeit in der väterlichen Textilfabrik im westschwedischen Alingsås verhindern eine Fortentwicklung der literarischen Konzepte. Bis zum Kriegsende ist Weiss anscheinend ausschließlich als Maler tätig und versucht sich nebenbei mit Brotaufträgen und harter Holzfällerarbeit am Leben zu erhalten. Trotz erster Erfolge als Maler sind Weiss seine malerischen Mittel schon gegen Kriegsende suspekt geworden; diese Unsicherheit trägt dazu bei, daß er sich wieder verstärkt dem Schreiben zuwendet. Er kommt in Kontakt mit

Schriftstellern der jüngeren Generation in Schweden, der sogenannten „Fyrtalisterna“-Gruppe. Gemeinsam ist diesen Autoren eine von Skepsis und Pessimismus geprägte Einstellung der Gesellschaft gegenüber und ein Zweifel am Fortschritt überhaupt. Peter Weiss' literarischer Neubeginn Mitte der 40er Jahre muß verstanden werden im Zusammenhang des „neuen Pessimismus“, in der schwedischen Literatur, dessen Ursprung Wilhelm Friesse so erklärt:

All diese Jahre, in denen das Land zwar nicht unmittelbar unter den Kriegswirren zu leiden hatte, doch immer des Überfalls und der Okkupation durch Truppen des nationalsozialistischen Deutschlands gewärtig sein muß, das Kriegsende im Mai 1945 und die danach folgenden Jahre des „kalten Krieges“ lassen die schwedischen Dichter die zentraleuropäische Untergangsstimmung der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts in kaum weniger starker Intensität nachvollziehen. Skepsis gegenüber allen Macht- und Denksystemen wird zeitgemäß... Ein weitverbreitetes Gefühl der Angst und der Ohnmacht läßt die Dichter zu einem Glauben an die Macht der Poesie finden...²²

Peter Weiss' literarisches Werk dieser Nachkriegsphase ist in Deutschland noch ganz unzureichend bekannt, die vorbereitete Übersetzung des ersten Prosabandes aus dem Jahr 1946, *Från ö till ö* (Von Insel zu Insel)²³, laut Manfred Haiduck ein Monolog, der *Kriegserlebnisse und die KZ-Welt widerspiegelt*²⁴, wird hier wichtiges Material bereitgestellt. Ebenso wäre eine Übertragung des schwedisch geschriebenen Textes *De besegrade* (Die Besiegten) von 1948 und der Korrespondentenberichte des Autors aus dem Nachkriegsdeutschland wünschenswert für eine eingehende Untersuchung dieser zweiten Phase des literarischen Werks.

Spätestens mit den in deutscher Sprache verfaßten Prosatext *Der Vogelfreie* von 1948 vollzieht sich die Abkehr vom Medium der Malerei, Weiss schreibt den Text im folgenden Jahr in schwedischer Sprache und veröffentlicht ihn unter dem Titel *Dokument I* im Selbstverlag²⁵. Diese wichtige Arbeit liegt mittlerweile unter dem Hesse-Pseudonym Sinclair in deutscher Sprache vor unter dem Titel *Der Fremde*.²⁶ Die Erzählung *Der Fremde* steht wie die wenig zuvor angefertigten bildnerischen Arbeiten unter dem Einfluß der Lyrik Gunnar Ekelöfs. Zwei Temperabilder malt Weiss ganz direkt zu Gedichten des schwedischen Lyrikers²⁷, auch die Bilder *Zersplitterter Kopf* und *Der Webstuhl* von 1947 sind angeregt von Ekelöfs Poesie und seiner existentialistischen Auffassung, zusammengefaßt im *Credo quia absurdum: Seine erste Pflicht (des Künstlers, d. Verf.) – oder vielmehr sein bestes Mittel – ist es, zu dieser Einsicht zu kommen: nämlich seine unheilbare Einsamkeit und das Sinnlose in seiner Wanderung auf der Welt zu erkennen... Die Sinnlosigkeit gibt dem Leben ihren Sinn.*²⁸

Nur der Künstler kann gemäß Ekelöfs Vorstellung der Leere der Welt einen Sinn abtrotzen, indem er sie neu erschafft und die zusammenhanglosen Bruchstücke der anonymen äußeren Wirklichkeit zusammenfügt zur Ganzheit des Kunstwerks.²⁹

Weiss verarbeitet diesen Vorstellungszusammenhang der Absolutsetzung des Künstlers und der Unerkennbarkeit der äußeren Wirklichkeit in zahlreichen bildnerischen Arbeiten und in seinen Prosatexten. Im Motiv des Webstuhls, das in beiden Medien wie auch später in den experimentellen Filmstudien mehrfach auftaucht, kristallisiert sich dieser Bedeutungskomplex, den Weiss mit seiner Emigrationsthematik zu verschmelzen sucht. Die Außenwelt wird zu einem undurchdringbaren Gewirr von Farb- und Formspielen, zu einem gigantischen Webstuhl, in welchen das Künstler-Ich eingespannt ist; ganz un-

mittelbar gestaltet in den gemalten Fassungen *Webstuhl I* und *Zersplitterter Kopf*. Auch in der Erzählung *Der Fremde*, in der Weiss aus der Ich-Perspektive die Erlebnisse eines *von außen Kommenden*³⁰ schildert, der sich in einer fremden Stadt vergeblich um Kontakt und Verständnis bemüht und schließlich wieder ins Nichts verschwindet, hat das Webstuhlmotiv zentrale Bedeutung. Dem Fremden erscheint die Großstadt als unerklärlicher, dumpf-lauernder Organismus, den Weiss als rein visuelles Phänomen beschreibt: ...dränge ich mich in die Stadt, in der ein jeder von seinem Magneten gezogen wird, mit starken Spannungen sind die Bahnen der Vorübergehenden geladen, alle fliegen wie Weberschiffchen zwischen einem Ausgangspunkt und einem Ziel.³¹

Das Ich der Erzählung steht dem geschäftigen Treiben der *Bodenständigen* fassungslos gegenüber, der fremde Blick auf die moderne Zivilisation deutet bereits auf das Prosafragment *Bericht über Einrichtungen und Gebräuche in den Siedlungen der Grauhäute* aus dem Jahr 1963 voraus³²:

*O Trommelwirbel des Geschäftsschlusses! Wilder kann der Webstuhl der Straße nicht hacken, härter können die Pauken nicht donnern, schriller die Pfeifen nicht schreien.*³³

Nur im Traum vermag sich das Ich über das gigantische Durcheinander, als welches ihm die Außenwelt erscheint, zu erheben und in einer Art künstlerischem Akt – hier Ekelöf ganz nahestehend³⁴ – zu einer neuen Ganzheit zu gelangen:

*Ja, ich trage mich zu gleichzeitig die ganze Stadt die ganze Welt... Es ist eine einzige Handlung: etwas zu denken und es erscheinen zu lassen und in neue Zusammenhänge zu stellen. Ich bin ein Bewußtsein, das Formen aus einem elektrisch geladenen Nichts herausgreift. Was ich tue, ist unmöglich und ohne Zweck, ich bin wie ein reproduzierender Gott – und das ist vielleicht das Höchste, was man erreichen kann.*³⁵

Das Medium der Malerei kann die psychologische Vielschichtigkeit und die zahlreichen literarischen Anspielungen des Textes nicht mehr mitvollziehen; schreibend beginnt Weiss in den folgenden Jahren die Suche nach der eigenen Identität und nach einem Aufbrechen der Isolation zu gestalten. Das Verhältnis der Medien Literatur und Malerei kehrt sich ins Gegenteil, die Statik und atmosphärische Dichte der Bilder wird aufgegeben zugunsten einer Annäherung an die Realität, in der Weiss die Augenblicksbilder auflöst in Sukzession von Gedankengängen und Handlungsverläufen. Vor allem die zuvor unbezweifelte handwerkliche Qualität der Malerei wird nun suspekt: *Es gehört Vermessenheit dazu, jetzt noch ein Bild herzustellen. Selbst wenn das Bild nichts andres zeigt als einen Schrecken vorm Zerfall, so kann es doch immer noch diesen Schrecken zeigen, und indem es ihn in der Beständigkeit eines Bildes zeigt, spiegelt es eine heile Welt vor. Wer in seiner Unsicherheit Bilder entstehen läßt, umringt sich noch mit Gegenständen, mit grundierten Flächen, mit angerührten Farben, Flaschen voller Bindemittel, mit Tusche, Kohle, Kreide, Pinseln, mit dem Geruch von Ölen, Harzen, Klebstoffen, er führt ein Handwerk aus, er verwandelt seine Unsicherheit zu etwas Greifbarem. Das Bild liegt tiefer als die Worte. Wenn er nachdenkt über die Einzelheiten des Bildes, verlieren sie sich schon. Er muß bedingungslos an den Wert eines Bildes glauben. Je besessener er vom Bild ist, je weniger er sich um die Anlässe des Bildes kümmert, desto überzeugender wird die erreichte Wirkung. Worte enthalten immer Fragen. Worte bezweifeln die Bilder.*³⁶

Der Verlust des bedingungslosen Glaubens an den Wert des gemalten Bildes führt in dem gesamten Zeitraum der 50er Jahre zu einer vielfältigen Suche

nach künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten; in immer neuen Anläufen versucht Peter Weiss, seine Identitätsproblematik in eine sprachliche, bildnerische oder filmische Form zu bringen.

Die Erfahrungen der einzelnen Medien fließen ineinander über, vor allem die Filmtechniken und das Collageprinzip führen Weiss in seinen Prosaarbeiten zu neuartigen Lösungen. Die Frage nach dem jeweiligen Medium wird dabei zunehmend überlagert von der Frage nach der Auffassung und Darstellung der Realität – eine Problematik, die Weiss im *Marat/Sade-Drama* zur Diskussion stellen wird.

In zwei Arbeiten versucht sich Peter Weiss Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre als Dramatiker. *Der Turm*³⁷ stellt die Identitätsproblematik in den Mittelpunkt. Mit starken Anklängen an psychoanalytische Symbolik wird die Rückkehr des Artisten Pablo in die Zwangswelt seiner Kindheit, seine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der Ausbruch aus den Fesseln der Elternwelt vorgeführt. Die Thematik der Revolte gegen die Welt der Väter wird zu einem beherrschenden Thema der folgenden literarischen und filmischen Arbeiten, bis Weiss sich in *Abschied von den Eltern* und *Fluchtpunkte*³⁸ endgültig von diesem Trauma befreien kann. Der zweite dramatische Versuch, *Die Versicherung*³⁹, steht wie die gleichzeitig geschriebenen Prosatexte *Das Duell*⁴⁰ und *Der Schatten des Körpers des Kutschers* in engem Zusammenhang mit den ersten beiden experimentellen Filmarbeiten, *Studie I* und *Studie II*. Der rohe, anarchistische Angriff auf die bürgerliche Gesellschaft in *Die Versicherung* stellt die Kehrseite der individuellen Sinnsuche des *Turms* dar. Mit Anleihen vor allem aus den surrealistischen Filmen Dalis und Buñuels, möglicherweise im Rückbezug auf die Manifeste Iwan Golls aus den frühen 20er Jahren⁴², führt Weiss das Einbrechen triebhafter Gewalt und zerstörerischer Grausamkeit in die oberflächlich heile und geordnete bürgerliche Welt vor. Die *surrealgroteske Moritat*⁴³ versucht in einer ursprünglich geplanten Bühnenform, die Problematik der Atelierbilder aus den vierziger Jahren – das Ineinanderschachteln von verschiedenen Realitäts- und Bewußtseinsebenen – mit Techniken eines „totalen“ Theaters, wie es Piscator in den späten 20er Jahren entwickelt hat, zu vereinen⁴⁴:

*Ursprünglich stellte ich mir eine Bühnenaufführung vor in einer Mischtechnik, bei der einzelne Szenen gefilmt auf verschiedenen Ebenen neben der Darstellung einherliefen. Ich wollte einen vielschichtigen Eindruck hervorrufen: Sprecher, dazu überlebensgroße gefilmte Gesichter; kleine Handlungszellen und dazu eingeblendete Bilder aus der Großstadt; das Eindringen der Außenwelt in den Bühnenraum; von Schauspielern begonnene Aktionen, die sich im Film erweitert fortsetzen; Leuchtreklamen, dokumentarische Bilder von Straßenunruhen und Naturkatastrophen.*⁴⁵

Die Versicherung stellt unter dem Aspekt der wechselseitigen Durchdringung der Medien im Werk von Peter Weiss das weiteste Vordringen in Richtung auf ein „Gesamtkunstwerk“ dar, eine multimediale Konzeption, die Weiss wegen ihrer Unspielbarkeit allerdings nicht weiter verfolgt.

Der 1951 auf schwedisch verfaßte Prosatext *Das Duell* greift die Identitätsproblematik der frühen Texte wieder auf; Erfahrungen der experimentellen Filmarbeit und vor allem der Psychoanalyse sind in dieser langen Zeit kaum beachteten Prosaarbeit verarbeitet. Vier Figuren stoßen im Verlauf der Erzählung aufeinander: Gregor, Lea, Robert und Janna sind verstrickt in ihre verdrängten Wünsche; ihre Vergangenheit und die Normen der Elternwelt bekämpfen ihre wild an die Oberfläche drängende Triebwelt. Sie suchen im anderen jeweils die eigenen Schwächen und Verdrängungen, im Ausleben ihrer

tieftsten Wünsche und Aggressionen, einer Regression in frühkindliche Ängste und Inzestwünsche, gelangen die Figuren zu einer neuen Bewußtheit. Gregor, die Hauptfigur, der verschanzt in einer verlassenen Fabrik seine künstlerischen Studien betreibt, findet schließlich zu einer neuen, nicht autoritätsbestimmten Identität⁴⁶. Die Motive Fabrik, einsamer Park, das Meer und die Figur des Künstlers verweisen auf frühere literarische Versuche von Peter Weiss. Die im Webstuhlmotiv aufgehobene Vorstellung von der Unerkennbarkeit der Realität und vom absoluten Anspruch des Künstlers sind in *Das Duell* als Durchgangsstadien der Identitätsfindung verarbeitet:

*Im durchstrahlten Gefängnisturm war er zersplittert, gebrochen von scharfen Spiegellinien, seine gewaltsame Anstrengung war mehr noch eine Anstrengung, dagegen anzukämpfen. Nicht Anstrengung würde ihn weiterführen können, sondern Verzicht auf Anstrengung.*⁴⁷

In die Erzähltechnik bringt Peter Weiss seine Erfahrungen von der Filmarbeit ein: filmschnittartig entwickelt sich die Fabel, deren Kontinuität der Erzähler immer wieder durch rasche Wechsel der Perspektiven unterbricht. Das psychische Befinden der Figuren erscheint symbolhaft in den Szenarien der Außenwelt gespiegelt – ein Verfahren, das auf die bildnerischen Arbeiten und die frühen literarischen Versuche zurückverweist.

Die für den schwedischen Privatdruck im Jahr 1953 angefertigten Federzeichnungen versuchen, die Vielschichtigkeit der Textvorlage nachzuvollziehen; eng an den Text angelehnt, begleiten sie die zentralen Stellen des Identitätsgewinns. Die entfremdete, zur Kommunikation unfähige Identität symbolisiert Weiss mit der Starrheit gigantischer (Fabrik-)Architekturen.⁴⁸ Der Turm, Panzer und Verschanzung des Künstlers, ist Abbild seiner alten Identitätsstruktur. Im Verlauf der Erzählung zerfällt der Schutzmantel seines zwangsneurotisch kalten und starren Charakters, Gregor liefert sich den Unbewußten aus, das symbolisiert wird durch *das Flüssige, Gestaltlose: das Wasser, das die alte Identität bedroht und in dem sie sich auflöst; das im Innern des Menschen eingeschlossene Meer*.⁴⁹ Die Selbstbefreiung gelingt im Aufbrechen der starren, gepanzerten Formen, die sich verflüssigen, auflösen. Genau diesen Moment des Durchbruchs zu einer neuen Identität visualisiert die letzte Illustration: eine ins Unendliche fluchtende Straße wird auf einer Seite begrenzt von einer im Zerfall begriffenen Mauer mit einbeschriebenen Arkaden – Symbol für die „kalte“, zerbrochene Welt der Logik. Auf der anderen Seite hat sich die Begrenzung aufgelöst in organische Fetzen – die alte Ordnung ist endgültig zerstört.⁵⁰

Beschreibt Peter Weiss in *Das Duell* den Ausbruch aus der Erstarrung und Kommunikationsunfähigkeit zu einer selbstbestimmten Identität und künstlerischen Produktivität in einer psychoanalytisch orientierte Symbolik, so setzt er mit dem „Mikro-Roman“ *Schatten des Körpers des Kutschers* wieder am Ausgangspunkt der zuvor beschriebenen Entwicklung an. Der 1952 auf deutsch verfaßte Text berichtet aus der Ich-Perspektive von dem verzweiferten Versuch, inmitten einer von Sadismus, Kommunikationslosigkeit und Verdrängungen geprägten Pensions-Gesellschaft zu einer künstlerischen Positionsbestimmung zu gelangen. Die Beobachtungen und Aufzeichnungen des Ich-Erzählers erinnern an Gregors optische Untersuchungen im *Duell*⁵¹, seine *gewaltsame Anstrengung*⁵², sich Klarheit zu verschaffen, verweist nicht zuletzt auf den mühsamen Versuch des Autors Weiss, sich die deutsche Sprache zurückzugewinnen:

...ein Versuch, sich die deutsche Sprache so schwierig zu machen wie nur irgend möglich, und zu versuchen, in dieser Sprache, die ich mir jetzt zurückerobere

*mußte, das Äußerste an komplizierten Sätzen zu bauen, die überhaupt nur möglich waren.*⁵³

Noch konsequenter als im *Duell* setzt Weiss in *Der Schatten des Körpers des Kutschers* Filmtechniken ins Medium der Sprache um. Die Aufzeichnungen des Erzähl-Ichs sind eine möglichst exakte, emotionslose Niederschrift seiner visuellen und auditiven Eindrücke, es wird degradiert zu einer mechanisch aufnehmenden Registriermaschine. Die Problematik des Ich in der Erzählung *Der Fremde* die Unerkennbarkeit der äußeren Welt und der Rückzug in die Welt des Traums – wird im *Schatten...* wiederaufgegriffen; durch die konsequente sprachliche Bearbeitung und filmische Erzählweise gelangt Weiss jedoch zu einer weit selbständigeren Prosa, die später seinen literarischen Ruf in Deutschland begründen soll. Der Erzähler verzichtet weitgehend auf den Filter des Vorwissens, er zerstückelt Handlungen in einzelne Phasen, das Detail hat Vorrang vor dem Ganzen. Sein Auge geht vor wie eine Filmkamera, sein Gehör wie ein mechanisches Aufnahmearbeitzeug; die in den gleichzeitig entstandenen experimentellen Filmen *Studie I* und *Studie II* erprobten Mittel der Nahaufnahme, Zeitlupe und abrupten Wiederholung, setzt Weiss in den Prosatext um. Alltägliche Vorgänge wie das abendliche Zusammensein der Pensionsgäste oder ein gemeinsames Kaffeetrinken werden in etwas Geheimnisvolles umgedeutet; der überscharfe Blick auf die Dinge und Menschen sprengt die Konventionalität der „normalen“ Wahrnehmung. Diese *supranaturalistische*⁵⁴ Methode, die Einschränkungen auf bloße registrieren ohne Interpretation des Gesehenen, reißt durch seine fast schizophrene Sicht der Realität neue Sinnschichten auf; in der radikalen Nahsicht der hermetischen Pensionsgesellschaft bringt Weiss ähnliche Brüche, unterdrückte Triebe und sadistische Grausamkeit zum Vorschein wie durch die grotesken Überspitzungen des *Versicherungs*-Stücks. Alle Pensionsgäste legen zwangshaftes Verhalten an den Tag, sind entweder autistisch in sich versunken oder quälen sich ab in sinnlosen Arbeiten. Die Ich-Figur versucht sich vergeblich in die Imagination zu flüchten, um der unerträglichen Enge und dem Zustand des dumpfen Wartens in dieser „Mikro-Gesellschaft“ zu entkommen. Durch Reizung mit Salzkörnern läßt er vor seinen Augen traumhafte Szenen entstehen, doch immer wieder verweist das *Erdenken von Bildern*⁵⁵ das Erzähl-Ich zurück auf seine Isolation und das Verlangen nach menschlicher Wärme. Nur einer von außen in die Pensionsenge kommenden Figur gelingt es, die festgefügte Ordnung zu durchbrechen. Das Erzähl-Ich wird durch die Ankunft der unheimlichen Kutscher-Figur und den als Schattenspiel wahrgenommenen Koitus des Kutschers mit der Haushälterin in tiefe Verwirrung gestürzt. Diese dunkle Figur, auf dessen Auftritt der gesamte Text angelegt ist, hat direkte Parallelen im surrealen Film; in seinem Aufsatz *Avantgarde-Film* beschreibt Weiss die entsprechende Gestalt des Films *La Coquille et le Clergyman* von Germaine Dulac als den *Mächtigen, als väterliche Gestalt und Übermann, der diktatorisch in seiner Kutsche (sitzt)*⁵⁶. In einem zweiten Film, von Feuillade, deutet für Weiss die Kutsche auf den *Besuch eines nicht ganz geheuren Liebhabers*⁵⁷.

Die animalische Vitalität des Kutschers zeigt einen Ausweg aus der erstickenen Enge der „Mikro-Gesellschaft“, hierin sehr verwandt dem anarchistischen Revolutionär Leo in *Die Versicherung*, der zum Umsturz aufruft.⁵⁸ Nach der Niederschrift von *Der Schatten des Körpers des Kutschers* und *Die Versicherung* im Jahr 1952 wendet sich Peter Weiss dem Medium des Films zu; die nebenher entstehenden bildkünstlerischen und literarischen Arbeiten spielen gegenüber den Möglichkeiten des filmischen Mediums – nicht zuletzt

gehören hierher Verständnis und Anerkennung im kleinen Kreis von Filmamateuren und Freunden – nurmehr eine untergeordnete Rolle. In der Filmarbeit gelangt Peter Weiss in der zweiten Hälfte der 50er Jahre zu realistisch und dokumentaristisch orientierten Konzepten. Das überscharfe Beobachten des *Schatten*-Textes richtet sich nun zunehmend auf die äußere, gesellschaftliche Realität; auch hier entlarvt die unkonventionelle Sehweise Brüche und Widersprüche in der oberflächlich geordneten sozialen Umwelt. Der Erfolg des *Schattens* und die gleichzeitigen negativen Erfahrungen mit dem kommerziellen Film fallen die endgültige Entscheidung zugunsten des *Schriftstellers* Peter Weiss. Mit den autobiographisch gefärbten Prosawerken *Abschied von den Eltern* und *Fluchtpunkt* kann sich Peter Weiss in einem Zug⁵⁹ die quälenden Erfahrungen von Exil und Isolation, einer verkorksten Kindheit und vielfältigen Rückschlägen in seiner künstlerischen Entwicklung von der Seele schreiben. *Damit waren die 50er Jahre abgeschlossen... Da lag also plötzlich wieder eine Möglichkeit vor, zu schreiben, und zwar deutsch zu schreiben. Ich war nach diesen großen Umwegen und Qualen wieder in einem Medium, in dem ich mich ausdrücken konnte: ein mal die Sprache und dann war's das Deutsche.*⁶⁰ In der präzisen und nüchternen Prosa, deren Lesebuchqualität allgemein bewundert wurde⁶¹, integriert der Autor den traumhaft-episodenartigen Stil des *Duell* und die überscharfe Notierung des *Schatten*. *Fluchtpunkt* ist in doppeltem Sinn Resümee und Ausgangspunkt zugleich: die Möglichkeit, sich schreibend in die Welt einzumischen, die sich dem Roman-Ich schließlich in Paris im Jahr 1947 bietet, schließt die gesamte vorangegangene Phase der Verunsicherung und Isolation ab und weist auf den schriftstellerischen (Neu)beginn hin. Die Niederschrift des Romans zu Beginn der 60er Jahre, die Reflexion des gereiften Autors, schließt gleichermaßen mit den subjektivistisch orientierten Arbeiten der 50er Jahre ab und setzt in ihrem Zugriff auf die Wirklichkeit einen neuen literarischen Ausgangspunkt.

Im Dezember 1961 notiert Peter Weiss in sein *Notizbuch*: *Vor mir zahlreiche Möglichkeiten. Nicht nur Möglichkeiten des Schreibens, sondern auch des Films, der Bilderei. Die Medien gehen ineinander über. Für mich waren die Ausdrucksmittel nie an eine einzige Kategorie gebunden. Von Anfang an war ich nicht „Dichter“, oder „Maler“, sondern immer alles, auch „Musiker“. Der Film ergab sich dann aus der Malerei. Immer liegen alle Medien in greifbarer Nähe.*⁶²

Die folgenden Prosaentwürfe, allesamt von fragmentarischem Charakter, lehnen sich noch einmal an die „filmische“ Prosa der frühen 50er Jahre an, unzufrieden mit der Glätte und kompositorischen Strenge von *Abschied* und *Fluchtpunkt* sucht Weiss nach alternativen Wegen. Der *Bericht über die Sitten und Gebräuche in den Siedlungen der Grauhäute* verarbeitet ein Filmprojekt aus dem Jahr 1960, von dem Weiss berichtet:

*Ich hatte die Skizze zu einem Film ausgearbeitet, der von einem Europäer handelte, der mit seiner alten verbrauchten Lebensform nach Afrika versetzt und dort mit neuen, noch chaotischen Problemen konfrontiert wurde.*⁶³

Im *Bericht* hat sich die Ausgangssituation ins Gegenteil verkehrt, mit dem gleichen Effekt der Entlarvung unserer deformierten Industriegesellschaft: ein Abgesandter eines Volkes von niedrigerer Kulturstufe wird in eine westliche Großstadt gesandt mit dem Auftrag, ein Bild dieses Lebenskreises aufzuzeichnen.⁶⁴ Weiss gelingt es jedoch nicht, die sensible Distanziertheit der Sprache des *Schatten* zu wiederholen, worin wohl der Hauptgrund für den frühzeitigen Abbruch des *Bericht*-Versuchs zu sehen ist.

Auch die assoziative Prosa des *Gesprächs der drei Gehenden* und das Frag-

ment *Schmolk*⁶⁵ suchen nach einer anderen Darstellung der Wirklichkeit durch das *Hervorrufen des Unbändigen, des Barbarischen*⁶⁶, durch die schizophrene Sicht der Realität.⁶⁷ – die Gestaltung dieser Problematik gelingt Weiss schließlich im *Marat/Sade*-Drama.

Die mediale Frage im Werk von Peter Weiss ist endgültig zugunsten der Literatur entschieden, der Zwiespalt zwischen der *genauesten(n) Orientierung in der äußeren Realität* und dem *Begehren nach unbegrenzten Entdeckungen*⁶⁸ bleibt als hervorstechendes Kennzeichen des Werks von Weiss weiterhin bestehen. In der Roman-Trilogie *Die Ästhetik des Widerstands* versucht Weiss, diesen Widerspruch aufzulösen, irrationale Imagination und rationale politische Aktion zu versöhnen. Die detailgenaue, mit äußerster Präzision arbeitende Sprache des Romans und seine geschlossene, blockhafte Form weisen zurück auf die Anfänge des Malers Peter Weiss: In der altmeisterlichen Komposition und Malweise hatte er dort Halt gesucht gegen das unsagbare Grauen, welches Todeserlebnis und Kriegsausbruch in ihm hervorriefen. In der visuellen Versicherung der Räumlichkeiten des Romans ist noch die bannende Qualität des Malvorgangs enthalten; die ständige Suche nach Überblick, nach erhöhten Standpunkten läßt noch die „Weltlandschaften“ der früheren Gemälde anklingen. Gegen die klare, historische Rekonstruktion des Romans stellt Weiss immer wieder Momente, in denen das *Unbändige* und *Barbarische* an die Oberfläche drängen – gerade in dieser ambivalenten Struktur des Romans liegt seine Stärke. Allerdings sollte man sich davor hüten, das Romanwerk als Zielpunkt des Gesamtwerks letztlich aus der künstlerischen Entwicklung herauszunehmen und damit zu überhöhen. Die Tatsache, daß Peter Weiss 1982, nach dem Abschluß der Roman-Trilogie und der Arbeit am *Neuen Prozeß*, zwei neue Collagen zum *Abschied von den Eltern* anfertigte, zeigt die fortbestehende Faszination durch das visuelle Medium. Die beiden Arbeiten⁶⁹ greifen die surrealistischen Prinzipien des früheren Collage-Zyklus⁷⁰ auf; die größere Distanz und gewandelte Perspektive des Autors Weiss ist in ihnen jedoch auf sehr vermittelte Weise dargestellt. Das Collagieren als Fingerübung für ein neues literarisches Thema, mit dem er an seine Arbeiten aus den 50er Jahren anknüpfen wollte⁷¹, auch in diesem letzten Zusammenspiel der Medien wird die Notwendigkeit deutlich, das Werk von Peter Weiss in seiner Vielschichtigkeit zu begreifen und vorschnelle Kategorisierungen zu hinterfragen.

1 Peter Weiss zitiert in: Volker Canaris (Hrsg.), *über Peter Weiss*, Frankfurt/Main 1970 (edition suhrkamp 400), S. 15.

2 Peter Weiss, *Der Kampf um meine Existenz als Maler*, in: Ausst.-Kat *Der Maler Peter Weiss*, Berlin 1982, S. 43.

3 Vgl. *Les écrivains-dessinateurs*, Revue de l'art, Edition du C. N. R. S., (Sonderheft) 44, 1979, S. 7 ff.; und Kurt Böttcher, Johannes Mittenzwei, *Dichter als Maler*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1980, S. 8–28.

4 Wolfgang Max Faust, *Bilder werden Worte. Zum Verhältnis von bildender Kunst und Literatur im 20. Jahrhundert*, München/Wien 1977, S. 29.

5 Peter Weiss, *Die Ästhetik des Widerstands*, 3 Bde, Frankfurt/Main 1974–1981.

6 Peter Weiss, *Notizbücher 1960–1971*, Bd. 1, Frankfurt/Main 1981 (edition suhrkamp 1067), S. 55.

7 Peter Weiss in einer Podiumsdiskussion anlässlich seiner Ausstellung im Museum Bochum am 9. 3. 1980; Tonbandaufnahme der Diskussion im Archiv des Museums Bochum.

8 Weiss, *Ästhetik des Widerstands* I, S. 341.

9 Hermann Hesse, *Der verbrannte Ehemann oder Anton Schievelbeyns ohnfreywillige Reise*; handgeschrieben und illustriert von Peter Weiss, Frankfurt/Main 1977 (insel taschenbuch 260); ders., *Kindheit eines Zaubers*, Frankfurt/Main 1981 (insel taschenbuch 67); ders., *Tessiner Sommerband*, Manuskript im Literaturarchiv Marbach.

10 Peter Weiss, *Traktat von der ausgestorbenen Welt*, in: *Der Maler Peter Weiss*, S. 51–61.

- 11 Brief von Peter Weiss an Hermann Hesse, Dez. 1937, Abschrift im Archiv des Museums Bochum.
- 12 S. Hinz, *Caspar David Friedrich in Selbstzeugnissen*, München 1979, S. 101.
- 13 Weiss, *Traktat*, a.a.O.
- 14 Hermann Hesse, *Der Steppenwolf*, Frankfurt/Main 1981 (suhrkamp taschenbuch 175).
- 15 Weiss, *Traktat*, S. 51 + S. 60.
- 16 Weiss, *Traktat*, S. 56; bezieht sich diese Textstelle mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Erprobung des modernen Luftkrieges durch die deutsche Legion „Condor“ im spanischen Bürgerkrieg, so zeugt ein Brief von Weiss an Hesse vom Mai 1938 von einer durchaus ernst zu nehmenden politischen Bewußtheit: ... *die CSR ist jetzt doch ein Land ohne Zukunft ... vor allem, wenn das ganze Land – oder wenigstens ein Teil des Landes – von unserem großen Nachbarn eingesteckt wird ... Nun kann es ja losgehen mit der großen Schießerei, einmal muß man doch die herrlichen Kanonen und Flugzeuge und Kriegsschiffe und Tanks und Granaten benutzen, die Rüstungsfabrikannten wollen auch zu Geld kommen*. Abschrift des Briefes im Archiv des Museums Bochum.
- 17 Peter Weiss, *Cloe Caspar Walthers nachgelassene Aufzeichnungen*, unveröffentlichtes Manuskript, Literaturarchiv Marbach.
- 18 Brief von Hermann Hesse an Peter Weiss, in: *Der Maler Peter Weiss*, S. 87.
- 19 Peter Weiss, *Flaschenpost, ausgeworfen von einem, der auf einer Insel im nördlichen Meere haust*, unveröffentlichtes Manuskript für die antimilitaristisch orientierte Züricher Studentenzeitung *Die Arche*, ca. Februar/März 1940; Hermann Levin Goldschmidt überließ dem Verf. freundlicherweise eine Kopie des zweiseitigen Manuskriptes.
- 20 Peter Weiss, *Das Gespräch der drei Gehenden*, Frankfurt/Main 1977 (edition suhrkamp 7), S. 61 ff.
- 21 Helmut Heißenbüttel, *Der Maler Peter Weiss. Zum Verhältnis von visueller zu sprachlicher Kunst*, in: FR, Weihnachten 1982.
- 22 Wilhelm Friese in: Pierre Zekeli, *Schwedische Lyrik der Gegenwart*, Tübingen/Basel 1979, S. 4.
- 23 Peter Weiss, *Von Insel zu Insel*, Verlag Frölich & Kaufmann, Berlin (in Vorbereitung).
- 24 Manfred Haiduk, *Summa. Zur Stellung der „Ästhetik des Widerstands“ im Werk von Peter Weiss*, in: Karl-Heinz Götze, Klaus R. Scherpe, *Die „Ästhetik des Widerstands“ lesen. Über Peter Weiss*, Berlin 1981, S. 42.
- 25 vgl. Haiduk, *Summa*, S. 42 f.
- 26 Sinclair (d. i. Peter Weiss), *Der Fremde*, Frankfurt/Main 1980 (edition suhrkamp 1007), vgl. Haiduk, *Summa*, Anm. 4; im folgenden zitiert als: Weiss, *Der Fremde*.
- 27 *Fünf Faden tief dein Vater*, Tempera/Papier, 1946; *Samothrake*, Tempera/Papier, 1946; vgl. zu letzterem: Gunnar Ekelöf, *Samothrake*, in: ders., *Poesie*, Frankfurt/Main 1962, S. 27 ff.
- 28 Gunnar Ekelöf, *Spaziergänge und Ausflüge*, Frankfurt/Main 1966, S. 148.
- 29 vgl. Conradin, Perner, Gunnar Ekelöfs „Nacht am Horizont“ und seine Begegnung mit Stéphane Mallarmé, (Diss.) Zürich 1974.
- 30 Weiss, *Der Fremde*, S. 9.
- 31 Weiss, *Der Fremde*, S. 32.
- 32 Peter Weiss, *Bericht über Einrichtungen und Gebräuche in den Siedlungen der Grauhäute*, in: Siegfried Unseld (Hg.), *Aus aufgegebenen Werken*, Frankfurt/Main 1968 (Bibliothek Suhrkamp, Sonderband), S. 83 ff.; der Text *Bericht* ... ist im Februar 1963 (!) begonnen, nicht wie vom Verlag fälschlicherweise angemerkt, im Februar 1953. Vgl. Peter Weiss, *Notizbücher 60–71*, Bd. 1, S. 108 f., S. 148.
- 33 Weiss, *Der Fremde*, S. 115.
- 34 Vgl. Perner [Anm. 29], bes. S. 56; Weiss nimmt Ekelöfs Lyrik in wörtlichem Zitat in *Der Fremde* auf, vgl. hierzu: Ekelöf, *Poesie*, S. 27 ff und Weiss, *Der Fremde*, S. 22.
- 35 Weiss, *Der Fremde*, S. 124 f.
- 36 Peter Weiss, *Laokoon oder über die Grenzen der Sprache*, in: ders., *Rapporte*, Frankfurt/Main 1968 (edition suhrkamp 276), S. 181 f.
- 37 Peter Weiss, *Der Turm*, in: ders., *Stücke I*, Frankfurt/Main 1976 (edition suhrkamp 833), S. 7 ff.
- 38 Peter Weiss, *Abschied von den Eltern*, Frankfurt/Main 1978 (edition suhrkamp 85); ders.: *Fluchtpunkt*, Frankfurt/Main 1976 (edition suhrkamp 125).
- 39 Peter Weiss, *Die Versicherung*, in: ders., *Stücke I*, S. 35 ff.
- 40 Peter Weiss, *Das Duell*, Frankfurt/Main 1975 (suhrkamp taschenbuch 41).
- 41 Peter Weiss, *Der Schatten des Körpers des Kutschers*, Frankfurt/Main 1975 (edition suhrkamp 53).
- 42 Vgl. Otto F. Best, *Peter Weiss, Vom existentialistischen Drama zum marxistischen Welttheater*, Bern/München 1971, S. 50 f.
- 43 Best, *Weiss*, S. 59.
- 44 Vgl. John Willett, *Erwin Piscator. Die Eröffnung des politischen Zeitalters auf dem Theater*, Frankfurt/Main 1982 (edition suhrkamp 924), S. 46 ff. + S. 69 ff.
- 45 Weiss, *Stücke I*, S. 454.
- 46 Carl Pietzcker, *Individualistische Befreiung als Kunstprinzip. „Das Duell“ von Peter Weiss*, in: Johannes Cremerius (Hg.), *Psychoanalytische Textinterpretation*, Hamburg 1974, S. 215.

- 47 Weiss, *Duell*, S. 102.
- 48 Weiss, *Duell*, (Illustration Nr. 6), S. 63.
- 49 Pietzcker, *Individualistische Befreiung*, S. 218.
- 50 Weiss, *Duell*, (Illustration Nr. 10), S. 111; zur zentralen Bedeutung der Erstarrungsmetapher im späteren dramatischen Werk von Weiss, vgl.: Wolfgang Kehn, *Von Dante zu Hölderlin. Traditionswahl und Engagement im Werk von Peter Weiss*, Köln/Wien 1975.
- 51 Vgl. Weiss, *Duell*, S. 9 f.
- 52 Weiss, *Duell*, S. 103.
- 53 Weiss, *Der Kampf um meine Existenz*, S. 38.
- 54 Gerhard Schmidt-Henkel, *Die Wortgraphik des Peter Weiss*, in: Canaris, a.a.O., S. 23.
- 55 Weiss, *Schatten*, S. 18.
- 56 Peter Weiss, *Avantgarde Film*, in: *Akzente* 10 (1963), S. 307.
- 57 Weiss, *Avantgarde Film*, S. 300.
- 58 Weiss, *Versicherung*, S. 80.
- 59 Weiss, *Der Kampf um meine Existenz*, S. 40.
- 60 Weiss, *Der Kampf um meine Existenz*, S. 40.
- 61 Reinhard Baumgart, *Ein Skizzenbuch, spätgotisch*, in: Canaris, a.a.O., S. 54.
- 62 Weiss, *Notizbücher 60–71*, Bd. 1, S. 55.
- 63 Weiss, *Notizbücher 60–71*, Bd. 1, S. 17.
- 64 Weiss, *Bericht*, S. 88.
- 65 Weiss, *Notizbücher 60–71*, Bd. 1, S. 167–179.
- 66 Weiss, *Notizbücher*, Bd. 1, S. 97.
- 67 Eine Beschäftigung mit Hans Prinzhorn, *Bildneri der Geisteskranken*, Berlin 1922 liegt nahe; vgl. Weiss, *Notizbücher 60–71*, S. 107.
- 68 Weiss, *Die Ästhetik des Widerstands*, Bd. 2, S. 19.
- 69 Abgebildet in: *Ausstellungskatalog Peter Weiss – bilder pa papper*, Nationalmuseum Stockholm, 1983.
- 70 8 Collagen für die schwedische Übersetzung von *Abschied von den Eltern*, hrsg. v. Bo Cavefors Bokförlag, Staffanstorps 1963; Peter Weiss, *Abschied* ... mit 8 Collagen in Originalgröße, Frankfurt/Main 1980; Taschenbuchausgabe: Frankfurt/Main 1980 (Bibliothek Suhrkamp 700).
- 71 Gunilla Palmstierna-Weiss, *Georg Büchner, Peter Weiss und der ästhetische Widerstand*, in: *Schreibheft* 20, S. 27.

Erhard Jöst Ein proletarischer Kabarettist

Seit einem Vierteljahrhundert betreibt Dietrich Kittner sein politisches Kabarett

Im Jahr 1970 habe ich Dietrich Kittner zum ersten Mal live erlebt: Er gab damals ein Gastspiel in der Universität Heidelberg. Von der mit beißender Satire und treffenden Pointen angefüllten Darbietung beeindruckt, sprach ich ihn nach der Vorstellung an und fragte, ob er auch in kleineren Ortschaften auftreten würde. „Aber natürlich“, war seine Antwort, und ich organisierte meinen ersten Kabarettabend mit ihm. So lernte ich ihn kennen und schätzte von Anfang an, daß er ein Mensch ist, der sich seine Natürlichkeit erhalten hat, der keine Starallüren kennt; ein Künstler zum Anfassen, der sich auch nicht zu schade dafür ist, im kleinsten bayerischen Dorf aufzutreten. Seit 1966 betreibt Kittner konsequent sein Einmann-Kabarett und tritt bei jeder seiner rund 250 Vorstellungen, die er jährlich absolviert, mit vollem Engagement auf, ob sie nun in den Hallen von Großstädten, in Jugendzentren, Volkshochschulen, Streiklokalen oder im Nebenzimmer eines Dorfgasthofes stattfinden.

Angefangen hat alles in Göttingen im Jahr 1960, als der Jura-Student Kittner ein „Studenten- und Dilettantenkabarett“ gründete, das den Namen „Die Leid-Artikler“ erhielt. Im Ensemble, dessen Besetzung öfters wechselte, wirkten neben Dietrich Kittner mit: Gudrun Dehnhardt, Renate Nordmann, Karl-Dieter Bunting, Wolfgang Roth, Rosemarie Schulz, Willi Weist-Bosch, Naëmi Priegel, Rolf D. Staude, Dor Knecht, Christel Kittner, Gisela Kugel. In den einleitenden Passagen seines Memoirenbandes, der den „Alltag eines Kabarettisten“ beschreibt, erzählt Kittner amüsante Possen aus dieser Frühzeit seiner kabarettistischen Betätigung. Von Beginn an erhielten „Die Leid-Artikler“ glänzende Kritiken und leider auch üble Zuschriften aus dem braunen Sumpf der Bundesrepublik, weil sie „die heiligsten Güter der Nation in den Schmutz“ zögen.² An den euphorischen Presseartikeln über seine Vorstellungen änderte sich nichts, als Kittner seine Karriere als Solo-Kabarettist startete und fortan nur noch alleine auf den Brettern stand. Was damals im „Mannheimer Morgen“ stand, konnte man in ähnlichen Formulierungen auch in anderen Zeitungen lesen: „Er ist der beste (vielleicht einzige) politische Top-Kabarettist, den wir zur Zeit haben.“

Und was das Erstaunliche ist: Kittner hat nicht nachgelassen, sondern er ist über Jahrzehnte „der einsame Spitzenmann des politischen Kabarets“ (Westdeutsche Allgemeine Zeitung) geblieben.

Von 1961 an hat Dietrich Kittner seine Leidenschaft zum Beruf gemacht: Er meldete beim Ordnungsamt Hannover einen „Gewerbebetrieb für politische Satire“ an. Nach vielen Jahren „künstlerischen Nomadenlebens“ wurde der Kabarettist im Dezember 1975 – zumindest zum Teil – sesshaft und erfüllte sich einen Wunschtraum: Er bezog ein eigenes Domizil und eröffnete das „Theater an der Bult“, in dem er nun alljährlich sein Winterquartier aufschlägt. Kittner-Vorstellungen gibt es im eigenen Theater in den Monaten Dezember bis März fast täglich zu sehen. Die Einrichtung des tab in einem etwas entlegenen Stadtrandquartier war äußerst riskant, aber die kühnsten Erwartungen wurden übertroffen und alle Pessimisten Lügen gestraft: Vom Eröffnungstag an bis heute ist das tab durchgängig ausverkauft, Kittner vermeldet sogar stolz eine Auslastungszahl von 106 Prozent, in der die „längst

schon routinemäßig ins Theater integrierten Wohnzimmerstühle“ enthalten sind.³ Von außen weisen Schilder darauf hin, was sich heute in dem ehemaligen Gemeindehaus der evangelischen Kirche befindet – „letztes Theater vor Hildesheim“ – und wen man darin antrifft, denn Kittner hat dort eigenhändig ein Schild angebracht mit der Aufschrift „STATT MARMOR. In diesem Hause lebte und arbeitete von 1972 bis ... der bekannte Kabarettist, Systemkritiker, Dissident und Bürgerrechtskämpfer DIETRICH KITTNER. Der dankbare Rat“. Innen zeigt das tab, das zur Zeit 76 Besuchern Platz bietet, die persönliche Handschrift des Hausherrn und die seiner Frau Christel: Der Raum ist angefüllt mit Kuriositäten und zahlreichen Gastspielerinnerungen, zu denen auch ein Bierkrug aus Zinn zählt, mit den eingravierten Worten: „Der Sozialismus siegt!“ Natürlich darf auch eine monumentale Marx-Büste nicht fehlen, und an den Wänden können die Zuschauer in den Pausen stets Ausstellungen politischer Graphik und Malerei bewundern.

1985 wird für Kittner, einen der dienstältesten Kabarettisten der BRD, zum Jubeljahr, denn mehrfach hat er Grund zum Feiern: am 24. Februar spielt er seit 25 Jahren Kabarett, am 30. Mai wird er selbst – kaum zu glauben – 50 Jahre alt, im Juli tritt er seit 20 Jahren als Solokabarettist auf, am 6. Dezember besteht das Theater an der Bult seit 10 Jahren, und schließlich steht noch ein privates Fest ins Haus: Am 20. Januar 1985 feiert die Familie Kittner ihre Silberhochzeit!

Ein Vierteljahrhundert als Vollblutkabarettist tätig zu sein, das heißt: Dietrich Kittner hat Kabarettgeschichte geschrieben und das Bild dieses Genres mitgeprägt. Wenn ihm auch von bestimmter Seite noch so viele Knüppel in den Weg geworfen wurden, Kittner war und ist nicht mundtot zu kriegen. Durch seine kompromißlose, radikaldemokratische Haltung und seinen mutigen Kampf gegen Reaktion, Korruption und Neofaschismus hat er mehr als einmal den Zorn einflußreicher Politiker auf sich gezogen und die Folgen zu spüren bekommen: Repressalien, Verleumdungen, Bspitzelung durch die politische Polizei, Auftrittsverbot im Fernsehen, Sperrung von dringend notwendigen Zuschüssen für sein Theater. Auch ist ihm die öffentliche Anerkennung seiner Leistungen bis 1984 versagt geblieben, sieht man von den wenigen Preisen ab, die ihm zugesprochen wurden: 1976 erhielt er den Theaterpreis der Neuen Hannoverschen Presse und drei AZ-Sterne für „außergewöhnliche Leistungen auf kulturellem und kulturpolitischem Gebiet“, nachdem er bereits in den Jahren zuvor mit den begehrten Sternen der Münchner Abendzeitung ausgezeichnet worden war; 1980 verlieh ihm die Phonoakademie den „Deutschen Schallplattenpreis“ mit der Begründung: „Dietrich Kittner vermittelt echtes politisches Kabarett, das in Deutschland nur noch selten zu erleben ist. Er rüttelt auf und veranlaßt zum Nachdenken. Ein Protagonist unter den Kabarettisten.“ Im Dezember 1984 wurde Kittner zusammen mit dem Kabarettisten Werner Schneyder und der Sängerin Ulla Meinecke der Kleinkunstpreis 1984 verliehen. Der deutsche Kleinkunstpreis gilt als wichtigste Auszeichnung für alle Bereiche der Kleinkunst im deutschsprachigen Raum: Rechtzeitig zum Jubiläum die verdiente Würdigung des unermüdlich aktiven Kabarettisten aus Hannover!

Zusammen mit seiner Frau Christel, die bei den Aufführungen die organisatorischen und technischen Angelegenheiten regelt, „absolviert er ein Mammutprogramm an politisch-satirischer Agitation“. ⁴ Trotz seiner robusten Konstitution ist es erstaunlich, wie er den Dauerstreß physisch und psychisch durchsteht, wie er unermüdlich als „Hauptdarsteller, Regisseur, Texter, Chauffeur, Bühnenarbeiter, Werbechef, Dramaturg, Manager, Tonmeister

und Diskutator“⁵ sich betätigt. Manchmal liest man in Rezensionen, die einzige Enttäuschung an seiner Vorstellung sei gewesen, daß er im wesentlichen das gleiche Programm wie bei seinem Auftritt vor Jahren an diesem Ort vorgebracht habe.⁶ Ich finde, diese Kritiker tun Kittner unrecht, denn sie lassen völlig außer acht, daß andere Spitzenkabarettisten ganze Mitarbeiterstäbe haben, die ihnen zuarbeiten und gemeinsam ein Programm zusammenstellen, während Kittner sämtliche Arbeiten vom Schreiben der einzelnen Programmnummern bis zur Darbietung auf der Bühne allein verrichtet. Und was ist eigentlich schlimm daran, wenn man ein hervorragendes Kabarettprogramm zwei oder gar mehrere Mal sieht? Schließlich hört man sich ja auch die Schallplatten, die einem gefallen, öfters an, ganz abgesehen davon, daß Kittner nie zweimal haargenau die gleiche Vorstellung gibt, denn dazu ist er viel zu sehr Aktionskünstler, der spontan reagiert, Aktualitäten umgehend ins Programm einbaut und seine Zuschauer oft genug dadurch verblüfft, daß er lokale und regionale Bezüge herstellt. Und schließlich: In den 20 Jahren als Einmannkabarettist hat Kittner immerhin 18 Programme zusammengestellt, 14 Langspielplatten und 5 Maxi-Singles produziert und quasi so nebenbei die gesammelten Textbände⁷ und ein Buch mit autobiographischen Erlebnissen veröffentlicht sowie zahlreiche Texte in Dutzenden Anthologien publiziert. Die Titel seiner Programme spiegeln nicht nur Kittners Entwicklung wider, sondern sie werfen auch Schlaglichter auf die Geschichte der BRD: Bornierte Gesellschaft, Konzertierte Reaktion, Dein Staat, das bekannte Unwesen, Schöne Wirtschaft, Heil die Verfassung, Dem Volk aufs Maul, Vorsicht bissiger Mund, Maden in Germany.⁸ Die auf Langspielplatten abhörbaren Programme sind Dokumente, die wesentliche Zeitercheinungen minutiös registrieren und satirisch kommentieren. Kittner gelingt es, über die aktuellen Tagesereignisse hinaus Strukturen deutlich zu machen, und so gesehen verlieren seine Platten und Textbücher über die Jahre hinweg nichts von ihrer Aussagekraft, mögen die Namen der betroffenen Politiker inzwischen auch gewechselt haben. Mit Kittners Songs, Satiren und Sarkasmen erlebt man manch „kurzweilige Nachhilfestunde in Staatsbürgerkunde“, seine Programme dokumentieren „ein Kapitel Nachkriegs-Deutschunterricht, bei dem es ebenso viel zu lachen wie zu lernen gibt“.⁹

Die Schlagkraft der Programme beruht auf einer klaren Konzeption, die konsequent verfolgt wird und Kittners Auffassung von politischem Kabarett erkennen läßt. „Kabarett heißt Anprangern“, umschrieb Kittner zu Beginn seiner Karriere (noch als „Leid-Artikler“) die Aufgabe der zehnten Muse. „Und wenn der Kabarettist Sturm läuft gegen Borniertheit, Größenwahn und Satttheit – dann gebe man ihm eben keinen Anlaß. Wer sich getroffen fühlen muß, ist selber schuld! Wenn die Zeiten einmal so sein sollten, daß es nichts mehr anzugreifen gibt, dann wollen wir getrost den Vorhang fallen lassen.“¹⁰ Dazu ist es bis heute nicht gekommen, vielmehr hat sich Kittner über Arbeit nie beklagen können, ja, wenn man genau hinsieht, hat sie sogar ständig zugenommen, vor allem in der Gegenwart, in der es die Satire „zunehmend schwerer hat, die Realität zu überbieten“.¹¹ Eine spätere Beschreibung seiner Tätigkeit: „Kabarett ist Aufklärung. Nicht: Ventil fürs Volk: ‚Denen in Bonn haben sie es wieder tüchtig gegeben!‘ Nicht: ‚Ins Kabarett, um mal wieder richtig von Herzen zu lachen.‘ (...) Kabarett ist Bewährungsfrist. Satire als Zeit-Lupe, Brennglas. Nicht Brett! Reißbrett! Na, meinestwegen Hackbrett. Angriffslust anstelle von Poeterei, Satire statt Blödeln, nicht streicheln: zupacken! Die Pointe nicht der Pointe wegen, sondern als Demaskierung, wenn es sein muß, als Schock! (...) Dazu aber eins: Bierernst macht die Waffe Ka-

barett stumpf. Lacher sind wichtig. Ein Kalauer, in den richtigen Zusammenhang gesetzt, kann mehr entlarven, als drei noch so flammende Leitartikel. Kabarettisten wissen: Lächerlichkeit tötet, Volkswitz kann Diktatoren stürzen. Entgegen anderslautenden Ondits ist das Gehirn noch immer eine der reizbarsten Stellen des Menschen. Wirklich wirksames Kabarett zeigt, was wo nicht stimmt, was geändert werden muß und am besten auch, wie es geändert werden kann. Kabarett soll politische, gesellschaftliche Sachverhalte in allgemeinverständliche Bilder übersetzen – eine Änderung der Verhältnisse wird allein aus dem Kabarett nicht kommen. Aber: Im gesamtgesellschaftlichen Zahnrad, das die Dinge einer wirklichen Demokratisierung zutreiben soll, ist ‚Kleinkunst‘ sicherlich ein Zacken.“¹²

Kittner hat viel zur Demaskierung unhaltbarer Zustände in unserer kapitalistischen Wirtschaftswundergesellschaft beigetragen, weil er die politische Funktion des Kabarets in den Vordergrund stellte, ohne die anderen Aufgaben zu vernachlässigen. Lassen wir ihn nochmals selbst zu Wort kommen: „Viele meiner Kollegen verstehen Kabarett erst mal als Kunst und erst dann als Möglichkeit, politische Anstöße zu vermitteln. Ich meine, daß dies die Situation in der BRD nicht erlaubt, deshalb setz‘ ich die Schwerpunkte gerade anders herum.“¹³

Aber trotz dieser Vorgehensweise kommt das Lachen bei Kittners Kabarett nie zu kurz, allerdings kann es dem Zuschauer öfters passieren, daß sich sein lautes Lachen im nächsten Augenblick in tiefe Betroffenheit umkehrt. Es bereitet immer wieder Vergnügen, mitzuerleben, wie Kittner sein Publikum fesseln und in seinen Bann schlagen kann, wie er es gleichsam spielend belehrt, daß Demokratie und Kapitalismus unvereinbar sind. Obgleich die didaktische Intention eine zentrale Rolle spielt, trifft dennoch m. E. die Behauptung nicht zu, der „proletarische Agitator“ Kittner beschränke „die literarische Verarbeitung seiner Themen auf das ihm gerade noch notwendig erscheinende Maß, um seinen Aussagen den Pfiff und den Dreh zu geben, der sie von Leitartikeln unterscheidet“.¹⁴

Nicht umsonst wurde Kittner als „ein Meister der kabarettistischen Guerillataktik“¹⁵ bezeichnet, was er vor allem deshalb sein kann, weil er mit dem Wort umzugehen weiß. Manche Formulierungen aus seinen Programmen sind regelrecht Sentenzen geworden: „Schuster bleib bei Deinen Leisten, Flick bei Deinen Profiten. Die Studenten sollen studieren, die Lehrer lehren, die Arbeiter arbeiten, der Chef soll scheffeln.“ Über das Wertfreie: „Wertfrei spricht der General, / wenn’s ans Verheizen geht, / nur noch von Menschenmaterial, / das zur Verfügung steht.“ Kittners Schnellkursus im logischen Denken: „Vom Denken kriegt man Beulen: Wer denkt, ist links, wer links ist, demonstriert, wer demonstriert, kriegt Beulen.“¹⁶ Mit wenigen Worten skizziert Kittner den Charakter eines bundesdeutschen „Spitzenpolitikers“: „Herr Strauß ist ein fähiger Mann: zum Landrat, zum Minister ohne Geschäftsbereich, zum Atomminister, zum Finanzminister, zum CSU-Vorsitzenden, zum Bayrischen Ministerpräsidenten, zum Kanzlerkandidaten, zum Pinochet-Freund... Herr Strauß ist eben ein zu allem fähiger Mann.“¹⁷ Und natürlich kommt bei Kittner auch die SPD nicht ungerupft davon, die bereits Kurt Tucholsky mit unübertrefflichem Sarkasmus beschrieben hat: „Es ist ein Unglück, daß die SPD Sozialdemokratische Partei Deutschlands heißt. Hieße sie seit dem 1. August 1914 Reformistische Partei oder Partei des kleinen Übels oder Hier können Familien Kaffee kochen oder so etwas –: vielen Arbeitern hätte der neue Name die Augen geöffnet. (...) So aber macht der Laden seine schlechten Geschäfte unter einem ehemals guten Namen.“¹⁸

Kittners Kommentar zur Entwicklung der SPD: „Ein ganz schöner Bogen. Von Rosa Luxemburg zu Annemarie Renger.“ Und weiter: „Da soll noch mal einer sagen, die SPD täte nicht das geringste, um den Sozialismus voranzutreiben! Da tut man ihr unrecht: – Sie tut das Geringste.“¹⁹

Kittner ist nicht konsumierbar, denn er arbeitet mit vielfältigen Mitteln und zwingt zum genauen Zuhören. Zur Scharfzüngigkeit, zu Witz und Wortbeherrschung und beißender Satire kommt die faszinierende Persönlichkeit, die mit einer Stimme, die nach Eckart Spoo „ausdrucksfähiger als alle Instrumente eines Sinfonieorchesters zusammengenommen“²⁰ ist, und mit gestischer und mimischer Verwandlungskunst die treffenden Pointen beim Publikum anbringt. „Überhaupt: Kittners Masken!“, kann man mit Johann P. Tammen euphorisch ausrufen: „Das sind nicht einfach nur Masken. Seine Verwandlungsfähigkeit ist verblüffend. Kittner läßt seine Figuren plastisch werden, die leben – und sind rundum glaubwürdig.“²¹

Hervorragend imitiert Kittner das Gehabe der „Tagesschau“-Nachrichtensprecher: „Bonn. Mit mehrfacher Mehrheit wurde schon vor geraumer Zeit im Deutschen Bundestag das sogenannte 624-Mark-Gesetz verabschiedet. Das Gesetz ermöglicht es bekanntermaßen allen Arbeitnehmern, innerhalb von 624 Jahren Millionär zu werden. Wie nun aus noch besser unterrichteten Bonner Kreisen verlautet, will die Bundesregierung noch in dieser Legislaturperiode die durchschnittliche Lebenserwartung durch Gesetz um viereinhalb Tage verlängern. Auf diese Weise hofft man, die Arbeitnehmer in den erweiterten Genuß der Vermögens-Einbildung zu bringen.“ Oder er verwandelt sich in einen Märchenonkel mit Zipfelmütze, der verkündet: „Es war einmal ein Mann. Der hatte es allein durch seiner Hände redlicher Arbeit in unserer Leistungsgesellschaft zu großem Reichtum gebracht. Und morgen, liebe Kinder, erzähle ich Euch ein anderes Märchen.“²² Mal sieht man ihn als Zwergschüler, der einen Klassenaufsatz verliert, mal als Festredner oder als Sportreporter, der vom Wettrennen um die „Goldene Nase“ und der Entführung des Rennpferdes „Stabilität“ berichtet²³ oder von „der festlichen Eröffnungshinrichtung zur Feier der Wiedereinführung der Todesstrafe im freien Teil Deutschlands“. Entlarvend gestaltet er seine Auftritte als „Verfassungsschützer“ oder als Kommissar des polizeidienstlichen Volkssturms, der den Lehrgangsteilnehmern den richtigen Einsatz des Schlagstockes nach dem Kommando „Draufhauen – Nachsetzen – Draufhauen“ beibringt.²⁴ Als letzter freier Journalist schreibt er im Jahre 2007 n. Chr. im Keller seines Hauses rückblickend über das Jahr 1975: „Geht als das Jahr 1 n. S. (= nach Springer) in die Geschichte ein. Axel Cäsar Springer wird als unser aller Cäsar – kurz UAC – Kanzler auf Lebenszeit. 50 Millionen Bild-Leser (Synonym für Deutsche) jubeln ihm vor dem neuen Regierungsgebäude in der Berliner Kochstraße zu. Wahlen werden überflüssig, der Volkswille den täglichen Auflageziffern entnommen. Die Abstimmung findet am Kiosk statt.“²⁵ Kein Wunder, daß Springers „Bild-Zeitung“ Kittner zum „Staatsfeind Nr. 1“ erklärte.²⁶

Die Themen nimmt sich der Kabarettist aus dem politischen Alltag: Berufsverbote, staatliche Repressalien bei Demonstrationen, klerikale Volksverdummung, Prestreiberei, Arbeitslosigkeit, Bestechlichkeit der Politiker, Ausländerfeindlichkeit, Einschränkung der Meinungsfreiheit, Pressekonzentration, Rüstungswahnsinn werden von ihm satirisch angeprangert. Wenn Kittner auf eine Melodie von Reinhard Mey²⁷ sein „Lied, danach zu singen“ vorträgt²⁸, in dem geschildert wird, wie eine Atomrakete mit „Kurs Nordost, Ziel

Leningrad“, von der Rampe abhebt, läuft es einem kalt den Rücken hinunter, und man pflichtet dem Refrain bei:

„Freiheit ist nicht der Gewinn,
nicht Profit, nicht Weltmachtstreben.
Denn auf dem Friedhof

mag die Freiheit wohl grenzenlos sein.“

Gerne baut Kittner auch Sprüche von „Vorwärtsverteidigungsrentnern und verhinderten Steppenrommels“ in sein Programm ein, denn diese entlarven sich nicht nur selbst, sondern vermitteln den Hörern wichtige Denkanstöße und Erkenntnisse: „Ich kenne die Bedrohung aus dem Osten; ich war in Stalingrad.“ In seinem Programm „Maden in Germany“ – „Maden fangen mit MAD an“ – aktualisiert Kittner Sprichwörter, indem er sie neu zusammensetzt bzw. modifiziert; drei Beispiele mögen genügen: „Das Messer in der Tasche, aber die Schere im Kopf“ (über die verantwortlichen Programmgestalter beim Fernsehen), „Bei uns ist nicht mal der Wurm echt, der drin ist“; „Wählst du im Frühjahr Kohl als Saat, hast du im Winter den Salat“. Jedes seiner Programme enthielt Glanznummern: Ich kann hier nur ein paar Beispiele aufgreifen, die mich nachhaltig beeindruckt haben. Da ist etwa das „Lied von den zweierlei Gewissen“ zu nennen. Die Heuchelei der Justiz und die unverantwortliche Haltung derer, die den Faschismus immer noch als einen ungewollten „Betriebsunfall“ hinstellen wollen, wird durch einen Vergleich drastisch vor Augen geführt:

Das Lied von den zweierlei Gewissen

In Frankfurt, laut gestrigem Zeitungsbericht,
da stunden drei Mordhelfer vor Gericht:
aus Hildesheim der Endruweit
tät über Zweitausend vergasen,
aus Stuttgart Dr. Ullrich bracht
Achtzehnhundert nur unter den Rasen.
Der Dr. Bunke aus Celle
schafft fünftausend Stück auf die Schnelle.

Der Verteidiger hub zu reden an,
sie hätten's auf höheren Wunsch getan
und könnten's drum besser nicht wissen.
Man habe doch nur Medizin studiert
und sei drum streng fachlich nur qualifiziert,
und was das denn sei: ein Gewissen?

Und sei es doch schon so lange her,
und die Opfer lebten schließlich nicht mehr.

Neuntausend Tote,
die lassen sich schließlich verschmerzen.
Neuntausend Tote,
die nimmt man sich nicht so zu Herzen.

In Frankfurt, da sprach darauf das hohe Gericht:
„Ihr Leute, ach, urteilt so vorschnell doch nicht.“

Es stimmt zwar, daß der Endruweit
tät über zweitausend vergasen;
es stimmt auch, daß der Ullrich bracht
achtzehnhundert Stück Menschen untern Rasen.
Und auch der Bunke aus Celle
bracht fünftausend um auf die Schnelle.

Doch habe das Schuldbewußtsein gefehlt,
weil keinen der Herrn sein Gewissen gequält.

Das Gericht konnt sich drum nicht entbrechen,
die Herrn wegen Mängeln an der Moral
und nach Ansehn ihrer Patientenzahl
von der Anklage freizusprechen.

Und es ist doch schon so lange her,
und die Toten leben schließlich nicht mehr.

Neuntausend Tote,
die lassen sich schließlich verschmerzen.
Neuntausend Tote,
die nimmt man sich nicht so zu Herzen.

In Deutschland alltäglich da steht vor Gericht
ein Dieb oder gar ein Verkehrsbösewicht.
Wenn einer auf die Vorfahrt pfeift,
kann nichts vor Strafe ihn schützen;
wer andern in die Tasche greift,
geht mindestens zwei Jahre sitzen.
Und raubt wer der Bank größ're Summen,
dann muß der fünf Jahre schon brummen.

Denn strenge spricht dann das hohe Gericht:
„Für solche Verbrecher gibt's Milde nicht!“
Ein jeder Mensch müsse doch wissen,
der an Gott – und an die Versicherung – glaubt,
daß man Banken nicht einfach die Piepen raubt.
Das sagt einem doch das Gewissen.

Und wer gar neuntausend Piepen stiehlt,
hat fast sein Lebensrecht verspielt.

Neuntausend Piepen,
die lassen sich nicht so verschmerzen.
Neuntausend Piepen,
die nimmt man sich doch sehr zu Herzen.²⁹

An anderer Stelle hat Kittner einmal – in Anspielung auf das in den letzten
Tagen des Dritten Reiches vom „furchtbaren Juristen“ und ehemaligen bade-
württembergischen „Landesvater“ Hans Karl Filbinger gegen einen Ma-
trosen wegen dessen „Wehrkraftzersetzung“ verhängte Todesurteil – den
FILB definiert: „Ein FILB, das ist eine physikalische Maßeinheit. Das ist die

Zeitspanne, in der es einem gelingt, fünf Jahre seiner Vergangenheit restlos
zu vergessen.“³⁰ Mit zu den populärsten Texten gehört das „Revolutionslied
für Sanftmütige“, das nicht nur zu APO-Zeiten von vielen Bürgern in Hanno-
ver und anderswo mitgesungen wurde. Kein Wunder, wenn man bedenkt,
daß einige Strophen Selbstbewußtsein vermitteln und Mut machen:

„Wenn einer seinen Straßenbahnfahrchein nicht bezahlt und sagt:
„Hab meine Steuern schließlich schon berappt!“
Wenn einer nicht, vom Schutzmann nach dem Führerschein gefragt,
gleich militärisch mit den Hacken klappt:
„Geruhen Herr Wachtmeister aufs Haupt zu schlagen oder
bevorzugen Herr Wachtmeister mehr das Schienbein?“

Wenn einer, obwohl er nur Lieferant,
ohne Scheu den Eingang für Herrschaften fand,
und dreht dabei den Hut nicht in der Hand:
Das wär' bei uns doch schon,
das wär' bei uns doch schon
fast Revolution.

Wenn einer einen Brief an General von Meier schreibt
und schlicht ihn an Fritz Meier adressiert,
wenn einer vor Gericht auf seinem Bänkchen sitzenbleibt,
auch mal mit dem Richter diskutiert,
wenn eine auch mal in der Oper lacht,
wo man bei Wagner doch ernste Gesichter macht,
und hat sogar ihr Strickzeug mitgebracht . . .
Das wär' bei uns doch schon,
das wär' bei uns doch schon
fast Revolution!³¹

Erkenntnisse über die Freiheitsrechte des einzelnen im kapitalistischen Staat
vermittelt das „Automatenlied“, in dem es am Schluß heißt:

„Da stehste nu vorm Staate vor,
da hörste große Reden.
Den Slogan haste fest im Ohr:
„Die Freiheit ist für jeden!“
Du darfst Dich frei wie Arndt von Bohln
konstant auf eigener Yacht erholen.
Du darfst, es verbietet Dir keiner.
Nur nicht auf seiner.
Es darf ja auch keiner auf Deiner.
Darfst frei Dir Deinen Job erkün,
genauso frei ihn auch verlieren.
Schicksal?
Doch jeder wird, was er gern wär:
Drum biste auch schon Millionär . . .
Und Freiheit gibt's, daß jedermann
die Meinung frei auf Schritt & Tritt
– so frei wie Springern – äußern kann . . .

Brauchste gar nicht so zu grinsen.

Kannst Dir ja selber einen Verlag kaufen.

Aber die Mark, die bringste mit!

Aber die Mark, die bringste mit!

Aber die Mark, die bringste mit!

Moral:

Freiheit bei uns?: ein Automat.

Frei wählt nur, der das Markstück hat.³²

Köstlich agiert Kittner in seinem Programm „Maden in Germany“ als Vollzugsbeamter, der Telefongespräche – Meldung: „Bundesregierung. Außenstelle Klingelpütz“ – annimmt und weiterverbindet. Im Knast sitzen alle in den Flick-Skandal verwickelten Bundesminister, die auf ihr Urteil warten: „Vom Regierungsdirektor aufwärts heißt es Vorverurteilung, abwärts Suspension.“

Kittners Vorbilder sind die Kabarettisten der 20er Jahre, vor allem Kurt Tucholsky und Erich Weinert. Es ist zweifellos das Verdienst des Hannoveraners, den revolutionären Sprechdichter und unbeugsamen Kämpfer Weinert in der Bundesrepublik, in der dieser lange Zeit totgeschwiegen wurde, einem breiten Publikum bekannt gemacht zu haben, indem er im Jahr 1977 als sein 15. Programm eine Erich-Weinert-Revue mit dem Titel „Der rote Feuerwehrmann“ herausbrachte.³³ Kittner ist es gelungen, mit dieser Revue die frappante Aktualität Weinerts unter Beweis zu stellen, und er hat sich, „in der politischen und kabarettistischen Physiognomie (Weinert) nicht unähnlich“, „als würdiger Erbe seines großen Vorbildes ausgewiesen“, so daß man ihn mit Recht als den „roten Feuerwehrmann unserer Zeit“ titulieren kann.³⁴

Was ich an Kittner mit am meisten schätze, ist seine Glaubwürdigkeit, durch die er sich auch die Achtung von denjenigen erworben hat, die seine Meinung nicht unbedingt teilen³⁵, und seine Fähigkeit zur Prognose. Anspielungen auf Herren wie von Finckh und Flick, die bei uns Politik machen, ohne sich einer Wahl zu stellen, hatte Kittner schon in seinen Programmen, als noch niemand an den Flick-Skandal dachte. Als Kittner 1978 seine Nummer „Kundendienst“ vortrug, in der per Telefon ein polizeilicher Demonstrationsanmeldungsberater einem potentiellen Kunden seinen „Kostenvorschlag“ unterbreitet – 5000 Beamte kosten 10 000 DM, ein Wasserwerfer, Standardausführung oliv, kostet 1250 DM, hinzu kommen Schlagmittelabnutzungsgebühr, Hundefutter usw.³⁶ –, reagierte das Publikum mit schallendem Gelächter. Niemand lachte mehr, als 1982 die baden-württembergische Landesregierung eine feste Kostenregelung für Polizeieinsätze bei Demonstrationen einführt. Ein weiteres Beispiel: „1978: Kittner schildert in seiner Nummer ‚Die feinere Art‘, wie ein Mafia-Gangster einen mißliebigen Beamten kaltstellt, indem er dessen Unterschrift unter Protestaufrufen fälscht, in seinem Namen fingierte Solidaritätstelegramme an streikende Arbeiter versendet und dem Opfer dadurch zum Berufsverbot verhilft. Reaktion: schallendes Gelächter. 1982: In Kaiserslautern wird versucht, einen mißliebigen Lehrer aus dem Dienst zu jagen. Als Beleg für seine staatsfeindliche Gesinnung weist man gefälschte Flugblätter vor und Zeitungsannoncen für eine angeblich linke Vortragsveranstaltung des Opfers, die allerdings nie stattgefunden hatte. Der Auftraggeber für das Falschinsurat war später nicht zu ermitteln. In Wilhelmshaven dient zu gleicher Zeit u. a. das Solidaritätstelegramm einer Studienrätin an streikende IG-Metall-Kollegen der Anhörungskommission als Kündigungsgrund. Kittners Reaktion: ‚Man muß es sich heute schon

dreimal überlegen, ehe man eine noch so abstruse Posse auf die Bühne stellt. Die übernehmen alles.“³⁷

Kittner ist glaubwürdig, weil er sein Programm auf dem Podium nicht nur abspult, sondern den Dialog mit seinem Publikum sucht, und weil er permanent aktiv in die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen eingreift. Sogar Klaus Budzinski, ein ausgezeichnete Kenner des Kabarets, gerät in Verwirrung, wenn er versucht, Kittners konsequenten antikapitalistischen Kampf zu kritisieren. Kittner nenne „die Ungereimtheiten des kapitalistischen Systems beim Namen und enthüllt ihre Dissonanzen“, schreibt Budzinski, aber er tue dies „ohne die List eines Eulenspiegels und die Verschmittheit eines Schweiß“. Und wenig später liest man bei ihm: Immer wieder gelinge es Kittner, „die öffentlichen Institutionen herauszufordern (...) und dadurch den repressiven Charakter der staatlichen Gewalt bloßzulegen“, wie etwa, als er „– diesmal wirklich ein Eulenspiegel – dem Aufruf des damaligen Oberstadtdirektors von Hannover folgend, durch Straßenkunst ‚in jeder Form‘, aber ‚wertfrei‘ der Stadt zu einem bunten Image zu verhelfen, das Wort ‚Image‘ (mit rotem I-Punkt) aufs Straßenpflaster und auf Wände abbruchreifer Häuser pinselte; sei es, daß er gegen die Streichung des ohnehin geringen Zuschusses aus der Staatskasse zu seinem jetzigen Domizil, dem ‚Theater an der Bult‘, so vehement aus allen öffentlichen Rohren schoß, daß der zuständige Kultusminister, Eduard Pestel (der dann über andere Unzulänglichkeiten stürzte), als Grundgesetzverletzer dastand, was ein überdies angerufenes Gericht indirekt bestätigte, indem es das Land Niedersachsen zur Weiterzahlung des Zuschusses verurteilte.“³⁸

Allerdings: Obwohl Kittner den Streit um die Landesmittel, der sich über vier Jahre hinzog, vor Gericht durch alle Instanzen hindurch gewonnen hat, weigerte sich die niedersächsische Landesregierung dennoch, die Zuschüsse zu zahlen, mit der aberwitzigen Begründung: Weil das tab nach eigenem Selbstverständnis seine Aufgabe darin sehe, „politische, gesellschaftliche Sachverhalte in allgemeinverständliche Bilder zu übersetzen“ und zu zeigen, „wo was nicht stimmt, was geändert werden kann“, könne der Staat ihm keine Zuschüsse zahlen, da er sonst Gefahr laufen würde, „nach außen den Anschein der Zustimmung zu den dort vertretenen politischen Meinungsäußerungen zu erwecken. Allein schon dieser Anschein widerspräche dem Neutralitätsgebot in der staatlichen Kunstförderung gem. Art. 5 Abs. 3 GG.“³⁹ Kittner dazu: „Nach Logik dieser Erklärung darf ernstzunehmendes Theater nun wohl grundsätzlich nicht mehr gefördert werden. Schiller und Brecht, Dario Fo, Peter Weiss oder auch Lessing müßten demnach von den Spielplänen gestrichen werden, von Kipphardt ganz zu schweigen. Der Art. 5 des Grundgesetzes, der dem Künstler Schutz vor politischer Diskriminierung gewähren soll, wird hier auf den Kopf gestellt, zur politischen Zensur benutzt.“⁴⁰ Kittner hat schließlich von sich aus einen vorläufigen Schlußstrich unter den Skandal gezogen, der eigentlich ein versuchter Rachefeldzug des Ministerpräsidenten Albrecht gegen den Kabarettisten war, weil dieser ihn wegen seiner Auffassung, daß es „sittlich geboten sein“ könne, Informationen „durch Folter zu erzwingen“⁴¹, mit seinem fiktiven Rondo „Wie ein Gesetz entsteht“ recht sarkastisch verspottet hat.⁴² Am 19. Januar 1984 schrieb Kittner an den Minister für Wissenschaft und Kunst, Herrn Dr. Johann-Tönjes Cassens: „Wie Sie mit Erleichterung festgestellt haben werden, habe ich die Klage gegen Sie zurückgezogen. Freuen Sie sich nicht zu früh! Ich werde jetzt nämlich wieder mehr Zeit haben, mich satirisch mit Ihnen und Ihrer Politik auseinanderzusetzen. Und darauf kommt es doch an, gell?“⁴³

Unermüdlich agiert Kittner im Kabarett genauso wie auf der tagespolitischen Bühne. Er kurbelt Aktionen an, unterstützt Friedenskundgebungen ebenso wie Arbeiterstreiks, er produziert Aufkleber und praktiziert Solidarität: Am Ende seiner Vorstellung sammelt er Spenden, sei es für Vietnam, Chile oder zur Unterstützung streikender Arbeiter. 1962 setzte Kittner sich mit Gasmaske und Luftschutzhelm in ein Gartenlokal, um den Wahnwitz der Luftschutzgesetze zu demonstrieren, und wurde prompt abgeführt. 1972 wurde er aus der SPD ausgeschlossen, weil er sich nachhaltig für die Ratifikation der Ostverträge eingesetzt hatte.⁴⁴

Seit Jahren wird Kittner nachweislich vom Verfassungsschutz observiert. Der Kabarettist schlug auf seine Weise zurück: Die Akte, die man über ihn angelegt hat und die ihm zugespielt worden ist, nahm er genüsslich Satz für Satz auseinander. Die „Rote Punkt“-Aktionen gegen Preiserhöhungen im öffentlichen Nahverkehr wurden 1969 vor allem von Kittner organisiert. Es gäbe noch viel zu erzählen, aber Dietrich Kittner kann das ja viel besser.⁴⁵

Seit Jahren wird Kittner vom Fernsehen boykottiert; der Intendant des NDR, Friedrich Wilhelm Räuer (CDU), hatte den traurigen Mut, diese Maßnahme mit der „mangelnden Qualität der bisherigen Kittnerschen Programme“ zu begründen.⁴⁶ Unterdrückungs- und Boykottmaßnahmen sind der Preis, den Kittner für seine politische Unbestechlichkeit zahlen muß. „Die Zahl seiner Feinde ist bemerkenswert“, schrieb Peter Schütt. „Und wo sie können, schlagen sie auf ihre Weise zurück: mit Sendeverboten in den Rundfunk- und Fernsehanstalten, mit der Sperrung öffentlicher Mittel für sein tab, mit all den tausend Spielarten der Zensur, die hierzulande im Schwange sind. Aber Kittner ist nicht kleinzukriegen, er kuscht nicht und paßt sich nicht an. Er läßt sich nicht von seinem Publikum trennen, praktisch nicht, theoretisch nicht und nicht politisch, er bleibt am Ball. So wie Kittner muß ein Künstler in unserem freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat krabbeln, klappern und kämpfen, wenn ihn die Freiheit nicht unterkriegen soll. Von Kittners Stehvermögen sollte sich mancher Kollege eine Scheibe abschneiden.“⁴⁷

Solidarität ist für den Kabarettisten aus Hannover nicht nur Lippenbekenntnis, vielmehr hilft er selbstlos, wo er nur kann, und auch auf diesem Gebiet ist ihm kein Vorgang zu unbedeutend. Ich selbst habe von Kittners Einstellung profitiert; als ich wegen der Verwendung eines Heine-Zitates auf Anordnung des baden-württembergischen Kultusministers Mayer-Vorfelder gleich in dreifacher Form gemäßregelt werden sollte⁴⁸, schrieb der Kabarettist einen Protestbrief, in dem er zehn Fragen an den Minister richtete, z. B.:

„Ist Ihnen als Kultusminister der Dichter Heinrich Heine bekannt und geläufig? Ist Ihnen bekannt, daß in der Bundesrepublik Deutschland in der Tat laut Gesetz eine Ehe ohne kirchlichen Segen gültig wird, daß in rechtlicher Hinsicht sogar die Zivilehe *allein* entscheidend und die kirchliche Trauung unerheblich ist? Wollen Sie in Zukunft die Werke von Goethe, Schiller, Lessing wegen ehrfurchtloser Darstellung von Geistlichen oder gar der in ihnen enthaltenen Vokabel ‚Pfaffe‘ vom Lehrplan baden-württembergischer Schulen streichen lassen? Wußten Sie schon, daß wir im 20. Jahrhundert leben?“⁴⁹ Günter Wallraff hat Dietrich Kittner den Ehrentitel „Radikaler im öffentlichen Dienst“ verliehen, weil er Kabarett mache „von unten für die da unten, ein Mann der Straße und nicht der Festsäle. (...) Er gehört zu den gewiß nicht zahlreichen politischen Aufklärern in unserem Land, denen es gelingt, die von Brecht bezeichneten ‚Fünf Schwierigkeiten beim Verbreiten der Wahrheit‘ zu überwinden. Er hat den Mut, die Wahrheit zu sagen, obwohl sie allenthalben unterdrückt wird; die Klugheit, sie zu erkennen, obwohl sie

allenthalben verhüllt wird; die *Kunst*, sie handhabbar zu machen als Waffe; das *Urteil*, jene auszuwählen, in deren Händen sie wirksam wird; die *List*, sie unter diesen zu verbreiten.“⁵⁰

Nicht ohne Stolz verweist Kittner darauf, daß „es bisher 202mal vorgekommen“ sei, „daß mir jemand per Brief, per Anruf oder im persönlichen Gespräch lang und breit erklärt hat, wo und wie er politisch arbeite, daß er in die Gewerkschaft eingetreten sei oder auf andere Weise seine und seiner Kollegen Interessen organisiert vertrete. Und dann kam's. — In allen 202 Fällen: ‚Weißt Du, vor drei Jahren in Deiner Vorstellung in Stuttgart (oder in Lübeck oder in Oberhausen oder in Visselhövede), da hast du mir mal den ersten Anstoß dazu gegeben.“⁵¹

Jemand, der nachweislich die Fähigkeit besitzt, Kabarett zur politischen Aufklärung zu benutzen und der es als Waffe und Sprachrohr der Unterdrückten versteht, der wird dringend gebraucht in diesem unserem Land, und glücklicherweise weiß er das auch, weshalb sein „Kampflied wider den privaten Frust“ bei aller Bitterheit mit kämpferischem Optimismus ausklingt:

Kampflied wider den privaten Frust

Das Land, in dem ich lebe, ist so feingehobelt glatt,
wo alles und ein jeder festgelegt.

Das Land, das seine Zukunft längst begraben hat,
wo sie entschern, wenn sich wo noch was bewegt.

Wo selbst sie ihre Scheiße goldmetallisch noch lackieren
— denn Häßlichkeit verkauft sich eben schlecht;
mir geht das Land schon länger an die Nieren;
hier kaufen sie die Lüge noch als Menschenrecht.

Wo sie die Hitparade zum Bekenntnis stilisieren,
und wo der Mensch statt Stolz ein Auto hat,
und sie schon Kinder in der Schule observieren,
wo Leben schon gemessen wird in Megawatt.

Mir reicht das Land, in dem ich hier so mittelmäßig lebe,
wo Reichtum mehr als Kopf und Wissen heißt.
Und wo der Teufel, wenn es ihn nun wirklich gäbe,
mich immer auf den allergrößten Haufen scheißt.

Wo viel zu viele Arbeitslose viel zu fügsam schweigen,
wo mancher seine Faust nur in der Tasche ballt,
und weiß dabei, daß — während Dividenden stetig steigen —
man ihm sein Alter mit der Kündigung bezahlt.

Wo Lehrer ihre Achtung vor sich selbst ganz still vergraben,
wo vor Gerichten „Kommunist“ als Schimpfwort wiegt,
wo sie den Mörder zimal noch zum Ehrenbürger haben,
das Land, das sich mit seinem Namen schon belügt.

Wo sie die Freiheit mit der Zigarettenmarke kriegen
gibt's Glück in kleinen Dosen längst nur noch als Deo-Spray.
Da müssen schon die Jungen sich mit Tricks durchs Leben lügen:
Ich mach mir nichts mehr vor — doch das tut mir noch immer weh.

Wo Menschen sich aus Not im Sonderangebot verkaufen,
weil das nun mal der Preis der Freiheit ist.
Am liebsten möchte ich dem Land ganz schnell entlaufen,
das seine Haken und sein Kreuz so schnell vergißt.

Dem Land, in dem sie mich schon oft genug mit Lust verprügelt,
beschimpft, bespitzelt und auch mal „sistiert“.
Wie oft hab ich beim Singen meine Wut gezügelt
— strategisch — und oft hab ich auch den Frust gespürt.

Dann wünscht' ich manchmal, daß ich dieses Land ganz schnell vergesse,
so wie man alten Ärger zu den Akten legt,
und ging in recht verstand'nem eigenen Interesse
vielleicht dorthin, wo sich die Welt nach vorn bewegt.

Doch dann siehst Du ganz ruhig die Genossen und Kollegen
die Arbeit tun, die uns're Sache weiter treibt,
und da und dort beginnt sich was zu regen ...
und dann begreifst Du, wer Geschichte schreibt.

Da willst Du Dich doch nicht so einfach heimlich still verpissen?
Da ist Dir doch nicht wohl das Risiko zu groß?
Und dann: es werden welche Dich vermissen ...
Und dann:
Hier wird nicht aufgegeben!
Hier geht's los.

Wir bestätigen dem proletarischen Kabarettisten Kittner gerne, daß er ge-
braucht wird, und wir hoffen, daß er bei den gesellschaftlichen Auseinander-
setzungen noch viele Jahre als Aktivist in vorderster Front zu finden sein
wird.

Anmerkungen:

- 1 Dietrich Kittner: Vor Jahren noch ein Mensch ... Aus dem Alltag eines Kabarettisten, Hanno-
ver (Fackelträger-Verlag) 1984. Vgl. dazu meine Rezension „Die Gefährlichkeit des Kabaretti-
sten“, in: Kultur und Gesellschaft, Heft 12/1984 und in „Deutsche Bücher“.
- 2 Hier ein paar Beispiele aus der Briefmappe: „Die Leid-Artikler, ein Kabarett, das wir nicht
mehr hören wollen ... zertrümmerte alles in den Dreck, was nach dem Zusammenbruch in der Bundes-
republik geschaffen wurde.“ — „Kittner, Du bist eine dumme alte Sau. Produktiv gearbeitet
hast Du noch nicht. Deinen Geist nehme ich Dir nicht mal für einen alten Regenschirm ab.
Dein Robby, HJ-Führer a. D.“ (entnommen alten Werbeprospekten für die „Leid-Artikler“).
Die fast ausnahmslos positiven Pressestimmen zu den „Leid-Artiklern“ und später zu Kittners
Einmann-Kabarett füllten mehrere Aktenordner. Ich verzichte hier auf eine Auswahl an Zitaten
und verweise den Interessenten an das „Theater an der Bult“, von wo er verschiedene Zusam-
menstellungen von Auszügen aus Presse-Artikeln erhalten kann: tab, Bischofsholer Damm 88,
3000 Hannover 1.
- 3 Vgl. Vor Jahren noch ein Mensch (Anm. 1), S. 394.
- 4 Die zehnte Muse. Kabarettisten erzählen, hrsg. v. Frauke Deißner-Jenssen, Berlin (Henschelver-
lag) DDR 1982, S. 460.

- 5 Programmheft „Dietrich Kittners Staats-Theater“. Das 13. Programm: Schöne Wirtschaft. Per-
sonalien.
- 6 Vgl. z. B. Stuttgarter Nachrichten Nr. 260 v. 10. 11. 1977, S. 20, Stuttgarter Zeitung Nr. 121 v. 28.
5. 1979, S. 10, Rhein-Neckar-Zeitung Nr. 117, v. 22. 5. 1981, S. 9.
- 7 Dietrich Kittner: Bornierte Gesellschaft. Proteste, Parodien & Pamphlete (= Der gesammelten
Kittner-Texte Band 1); ders.: Dollar geht's nimmer. Vorwort Günter Wallraff (Kittner-Texte
Band 2); ders.: Krisen-Stab frei! (Kittner-Texte Band 3), alle erschienen im Verlag Atelier im
Bauernhaus, Fischerhude, 1979. „Dollar geht's nimmer“ erschien zuerst als Fischer-Taschen-
buch Nr. 1646 (1975). Vgl. auch: Kittners (zoo)logischer Garten. Kabarett-Texte von Dietrich
Kittner, Berlin/DDR (Henschelverlag) 1978. Im Herbst 1985 erscheint im Postsriptum-Verlag
Hannover: Vorsicht, bissiger Mund. Ausgewählte Kittner-Texte aus 25 Jahren mit vielen Zeich-
nungen von Guido Zingerl.
- 8 Dietrich Kittners Staats-Theater: Bornierte Gesellschaft, Fontana 1969, Nr. 9294027. Alle ande-
ren Programme sind als Langspielplatten oder Doppel-LPs im Pläne-Verlag, Dortmund, er-
schienen unter den Bestell-Nr. 33301-33304, 88185/6 und 88265/66. Die Doppel-LP Vorsicht
bissiger Mund bietet eine Auswahl aus vier verschiedenen Programmen. Die Programmtexte der
„Leid-Artikler“ lauteten: In höheren Kr(e)isen (1962), Der Freiheit eine Kasse (1964), Im We-
sten nichts Treues, Goldene Pleiten (1965), Arm, aber kleinlich (1966).
- 9 Peter Schütt, Plattenhülle zur LP Konzertierte Reaktion, Pläne-Verlag Nr. 33301.
- 10 D. Kittner: Steht es schlecht ums Kabarett?, in: Die Leid-Artikler (Programmheft).
- 11 Vor Jahren noch ein Mensch (Anm. 1), S. 8.
- 12 D. Kittner, in: Heft zum 13. Programm; vgl. auch das Plattencover der LP „Schöne Wirtschaft“,
Pläne Nr. 33303. Außerdem: Artikel „Revolution in Rosa?“, in: Basler National-Zeitung, v. 23.
3. 1972, S. 7. Dort wird Kittners methodische Vorgehensweise so beschrieben: Er gründet auf
Tatsachen. Er folgert und stellt infolgedessen Fragen, demonstriert die Fragwürdigkeit der offi-
ziellen Antworten. Er ist ausgesprochen unbequem. Böse sogar. Obwohl er über beträchtlichen
Charme verfügt und diese wirksame Waffe bewußt einsetzt, um Augen zu öffnen, um Zusam-
menhänge aufzudecken, um den Unsinn blindlings übernommener, genehmer Thesen recht
deutlich bloßzustellen. Und lächerlich zu machen. Lächerlich zu machen alles und alle, die —
mit Emphase, Pathos und Tremolo, mit sturem Glauben an hie Recht, hie Unrecht — an die eta-
blierten Werte und Wertordnungen glauben. Car c'est le ridicule qui tue. In einem Interview
(Die Neue v. 8. 3. 1980, S. 7) erläutert Kittner, wie er überhaupt dazu kam, Kabarett zu machen:
Da kamen drei Neigungen zusammen. Eine journalistische Ader, Interesse für Geschichte und
Staatswissenschaften (daraus hat sich mein Studium ergeben) und der Hang zum Komödianten-
schen. Äußerer Anlaß war, daß ich mal ein Nazi-Kabarett gesehen habe. Das hat mich so geär-
gert, daß ich mich in der Nacht hingesetzt und eigene Texte geschrieben habe. Na ja, und die
mußten dann eben auch gespielt werden.
- 13 Porträt Kittner: „Was mich von Herrn Flick unterscheidet“, in: angersteiner blätter, Jg. 1978,
Nr. 1, S. 3—6, Zitat S. 4. Vgl. auch: Rainer Otto/Walter Rösler: Kabarettgeschichte. Abriss des
deutschsprachigen Kabarett (Taschenbuch der Künste), Berlin/DDR (Henschelverlag) 1977,
S. 321: „Wie Süverkrüp und Degenhardt beschränkt sich Kittner nicht auf die Kritik an herr-
schenden Zuständen und den Herrschenden, er versucht immer wieder, bei seinem Publikum
Engagement und Einsatzbereitschaft für die Verwirklichung demokratischer Forderungen zu
wecken, den Boden zu bereiten für wenigstens kleine, besser noch für die notwendigen großen
Veränderungen.“
- 14 So Klaus Budzinski: Pfeffer ins Getriebe. Ein Streifzug durch 100 Jahre Kabarett, München
(Heyne-Verlag) 1984, S. 356.
- 15 Peter Schütt, a.a.O. (Anm. 9).
- 16 Vgl. die Zitate in: Kittners (zoo)logischer Garten, S. 31, Gesammelte Kittner-Texte, Bd. 2, S. 52,
Bd. 1, S. 70.
- 17 Gesammelte Kittner-Texte, Bd. 3, S. 63.
- 18 Kurt Tucholsky: Ges. Werke von 10 Bänden, hrsg. v. Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Rad-
datz, Bd. 10 (1932), Reinbek (Rowohlt) 1960, S. 107 f.
- 19 Ges. Kittner-Texte, Bd. 2, S. 72 und S. 91.
- 20 Eckart Spoo, Plattenhülle von „Heil die Verfassung!“, Pläne Nr. 33304.
- 21 Deutsche Volkszeitung/die tat Nr. 8 v. 24. 2. 1984, S. 10. Vgl. dazu auch Frankfurter Rund-
schau Nr. 140 v. 21. 6. 1974, DVZ Nr. 28. v. 10. 7. 1975 sowie Die zehnte Muse (Anm. 4),
S. 460—463.
- 22 Ges. Kittner-Texte, Bd. 2, S. 41 und S. 25.
- 23 Single-Schallplatte „Mark Meister, übernehmen Sie!“
- 24 Vgl. Ges. Kittner-Texte, Bd. 1, S. 87 und S. 76.
- 25 Rückblick in die Zukunft, in: Stuttgarter Zeitung Nr. 44 v. 22. 2. 1968, S. 23, sowie in: Ges. Kitt-
ner-Texte, Bd. 1, S. 27—29.
- 26 Vgl. Alexander Goeb: 3750mal Lachen & Betroffenheit, in: DVZ Nr. 10 v. 4. 3. 1976, S. 14.
- 27 Reinhard Mey: Über den Wolken, auf der LP „Wie vor Jahr und Tag“, Intercord Nr. 27716-0.
- 28 Im neuesten Programm „Maden in Germany“; daraus stammen auch die folgenden Beispiele.

- 29 Ges. Kittner-Texte, Bd. 1, S. 54. Zu hören auf der LP *Bornierte Gesellschaft und auf der erweiterten Single „Damit das Leben die Bombe besiegt“*, edition logischer Garten.
- 30 Ges. Kittner-Texte, Bd. 3, S. 50. Kittner kämpft auch mit Aktionen gegen (neo-)faschistisches Gedankengut. Auf der Frankfurter Buchmesse 1981 überreichte er den „Kriegspreis“ der Gewerkschaft HBV an den Bestseller-Autor Konsalik. Vgl. UZ v. 30. 10. 1981, S. 13.
- 31 Ges. Kittner-Texte, Bd. 1, S. 23, und auf der LP *Konzertierte Reaktion*.
- 32 Ges. Kittner-Texte, Bd. 2, S. 29, und auf der LP *dein staat das bekannte unwesen*.
- 33 D. Kittner: *Der rote Feuerwehrmann*. Eine Erich-Weinert-Revue. Pläne-Verlag 1978, Best.-Nr. G-3-0135. Vgl. dazu Erhard Jöst: *Der rote Feuerwehrmann aktuell*. Dietrich Kittner aktualisiert Weinerts Gedichte, in: *kürbiskern* 2/1978, S. 99–111.
- 34 Der Tagesspiegel Nr. 9721 v. 15. 9. 1977, S. 5; E. Jöst, in: *kürbiskern* 2/1978, S. 110. Vgl. dazu Kittners Interview in: *die tat* Nr. 30 v. 22. 7. 1977, S. 10.
- 35 Vgl. z. B. den Artikel „Mit dem Holzhämmerchen“ in der Süddeutschen Zeitung Nr. 333 v. 10. 10. 1975 oder „Treu und rötlich“ von Günther Verdin, in: *Stuttgarter Nachrichten* Nr. 260 v. 10. 11. 1977, S. 20.
- 36 „Kundendienst“, in: Ges. Kittner-Texte, Bd. 3, S. 54–60; auch auf der LP *Dem Volk aufs Maul*, Pläne Nr. 88185/6.
- 37 Programmheft theater an der bult. kittners kritisches kabarett: *Der Prophet im eigenen Land*.
- 38 K. Budzinski: *Pfeffer ins Getriebe* (Anm. 14), S. 359. Vgl. dazu z. B. auch die *tat* Nr. 39 v. 28. 9. 1979, UZ v. 22. 9. 1979, die neue v. 28. 9. 1979, die *tat* Nr. 40 v. 5. 10. 1979 u.v.a.m.
- 39 Schreiben des niedersächsischen Ministers für Wissenschaft und Kunst an D. Kittner v. 2. 5. 1983, AZ 3056-45539-11.
- 40 Pressemitteilung v. D. Kittner am 11. 5. 1983. Vgl. auch Kittners Kommentar zur Mittelstreichung in der DVZ Nr. 4 v. 22. 1. 1981, S. 11.
- 41 Ernst Albrecht: *Der Staat – Idee und Wirklichkeit*, Stuttgart (Seewald-Verlag) 1976, S. 174.
- 42 D. Kittner: *Wie ein Gesetz entsteht*. Fiktives Rondo für verteilte Medien mit 33 Zeichnungen von Guido Zingerl, Fischerhude (Verlag Atelier im Bauernhaus) 1979, zu hören auf der LP „*Dem Volk aufs Maul*“.
- 43 Brief Kittners an Minister Cassens v. 19. 1. 1984. Vgl. zu den Vorgängen das Kapitel „Der Skandal“, in: D. Kittner: *Vor Jahren noch ein Mensch*, S. 383–444. Außerdem: *Die Zeit* Nr. 4 v. 16. 1. 1981, UZ v. 24. 1. 1981, *Stuttgarter Zeitung* v. 29. 9. 1983 u.a.m.
- 44 Vgl. *Frankfurter Rundschau* Nr. 90 v. 18. 4. 1972; *Vor Jahren noch ein Mensch*, S. 343–366.
- 45 Man lese sein Buch „*Vor Jahren noch ein Mensch*...“. Geschichten, die einem das Gruseln lehren können, hat Kittner viele erlebt, vgl. z. B. diese, die man in der *tat* Nr. 40 v. 30. 9. 1977 findet: Im September 1976, kurz vor der Bundestagswahl, bin ich in einem kleinen schwäbischen Flecken aufgetreten – in Blaubeuren. Also: zutreffender müßte das eigentlich Schwarzbeuren heißen. Da sagte mir im Foyer der dortigen Stadthalle ein Hauptmann der Bundeswehr in Uniform öffentlich, ganz freundlich und ohne jeden Harm: Wissen Sie, Herr Kittner, wenn es bei der Bundestagswahl eine linke Bundesregierung geben sollte – ganz gleich aufgrund welcher Mehrheiten – wäre für mich der Fall klar. Und ich kenne auch Kameraden im Kasino, die ebenso denken. Wenn es eine linke Bundesregierung geben sollte: Eine Nacht, und der Spuk wäre vorbei. Dann hat er mir noch geraten, ein Exil zu suchen. Ich hielt ihm vor, seine Haltung klänge doch sehr nach Chile. Ja, ja, hat er gesagt, Chile – das war auch notwendig. Meinen Hinweis, daß die von ihm geplante Handlungsweise doch die Verfassung breche, auf die er veridigt sei, beantwortete er: Das ist mir egal, ich habe einen Rochus auf die Linken. – Die Schilderung dieses Vorfalls habe ich unter Angabe von Zeugen an das Bundesverteidigungsministerium geschickt. Nach einem Jahr warte ich allerdings immer noch auf Antwort. Ich finde es erschreckend, daß solche Entwicklungen in der Bundeswehr, die u. a. dazu dienen soll, die sogenannte Demokratie hier zu schützen, bereits gang und gäbe sind, ohne daß da sofort eingeschritten wird.
- 46 Vgl. *Vor Jahren noch ein Mensch*, S. 315 und S. 320.
- 47 Peter Schütt: Kittner was here. Zwanzig Jahre linkes Kabarett, in: DVZ Nr. 8 v. 21. 2. 1980, S. 14.
- 48 Vgl. Ruth Broda/Erhard Jöst (Hg.): *Wintermärchen in der Provinz*. Ein Heine-Zitat und seine Folgen. Freiburg i. Br. (Dreisam-Verlag) 1981.
- 49 Ebd., S. 93 f. Vgl. auch *Der Schulfriede ist in Gefahr*. Die „Fälle“ des Gymnasiallehrers Jöst und des Hauptschullehrers Schwarz. Eine Dokumentation, Stuttgart (Verlag H. D. Heinz) 1982, S. 103 f.
- 50 Ges. Kittner-Texte, Bd. 2, S. 7.
- 51 Ges. Kittner-Texte, Bd. 3, S. 99.
- 52 Ges. Kittner-Texte, Bd. 3, S. 82 f. Vgl. auch die Kittner-Single „*Wie packen's an*“. Lieder zum Wachwerden, Pläne-Verlag.
- Ganz herzlich bedanken möchte ich mich bei Frau Adelheid Westhoff vom Deutschen Literaturarchiv in Marbach/Neckar für ihre freundliche Unterstützung bei der Materialbeschaffung.

Diskographie:

Folgende Kittner-Schallplatten sind z. Z. erhältlich:

- *Konzertierte Reaktion*, Pläne-Verlag Nr. 33301, LP
- *dein staat das bekannte unwesen*, Pläne Nr. 33302, LP
- *Schöne Wirtschaft*, Pläne Nr. 33303, LP
- *Heil die Verfassung*, Pläne Nr. 33304, LP
- *Der rote Feuerwehrmann*. Eine Erich-Weinert-Revue, Pläne Nr. G-3-0135, LP
- *Dem Volk aufs Maul*, Pläne Nr. 88185/6, Doppel-LP
- *Vorsicht bissiger Mund*, Pläne Nr. 88265/66, Doppel-LP
- *Maden in Germany*, Pläne Nr. 88383/4, Doppel-LP
- *Damit das Leben die Bombe besiegt*, edition logischer garten, Best.-Nr. SF 2888, erweiterte Single

Bibliographie:

- *Bornierte Gesellschaft* (= Der gesammelten Kittner-Texte Bd. 1), Verlag Atelier im Bauernhaus, Fischerhude 1979
- *Dollar geht's nimmer* (= Ges. Kittner-Texte Bd. 2), 1978
- *Krisen-Stab frei!* (= Ges. Kittner-Texte Bd. 3), 1979 (alle drei Textbücher jetzt nur noch lieferbar über: edition logischer Garten, Bischofsholer Damm 88, 3000 Hannover 1)
- *Wie ein Gesetz entsteht*. Fiktives Rondo für verteilte Medien, Verlag Atelier im Bauernhaus, Fischerhude 1979
- *Vor Jahren noch ein Mensch ... Aus dem Alltag eines Kabarettisten*, Fackelträger-Verlag Hannover 1984
- Demnächst erscheint: *Vorsicht, bissiger Mund*. Ausgewählte Kittner-Texte aus 25 Jahren im Postskriptum-Verlag Hannover

Analysen über das Massenmedium Comic Strip • Gespräche mit Zeichnern • Cartoons und Bildgeschichten von G. Bauer, F. Becker, K. Berger, R. Boyke, C. Bretecher, H. Firzlaß, H. Hillmann, E. Knölniger, H. Linthaler, W. Peschel, Pitter, E. Rauschenbach, Rius, G. Seyfried, S. Siegert/S. Schmidt

Außerdem:

- *Der nackte Mensch in der Kunst – von Dürer bis Chia;*
- *Porzellan-Kunst u. a.*

tendenzen erscheint viermal im Jahr.
Einzelheft DM 8,50;
Jahresabonnement DM 32,-; Studentenabonnement DM 27,-.
Zu beziehen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag Plambeck & Co, Xantener Straße 7, 4040 Neuss



DM 8,50

Der Frieden — die Hoffnung des Planeten

Notizen und Dokumente vom Sofioter Schriftstellertreffen 1984

Seit sieben Jahren ist Sofia Tagungs-ort von Schriftstellern aus aller Welt. Ihre Sorge um den Frieden ist größer geworden. Auch ihre Hoffnung?

Für den gastgebenden bulgarischen Schriftstellerverband spricht sein Vorsitzender, der Lyriker

Ljubomir Levtschev:

Vor sieben Jahren, als hier unser erstes Treffen stattfand, sah die Welt anders aus als heute. Damals erschien der Frieden ungefährdeter, die Hoffnung der Völker war stärker, heiterer.

Heute versuchen mächtige politische Kräfte, den Gedanken der friedlichen Koexistenz, den Geist von Helsinki zu begraben. Heute sind die Raketen nicht weniger geworden, sondern viel zahlreicher, viel genauer, und der Planet Erde kommt uns immer kleiner vor; wir messen Entfernungen nicht in Schritten und Kilometern, sondern in den Minuten, in denen der atomare Sprengkopf uns erreicht.

Das Problem Krieg/Frieden ist nicht mehr regional, sondern global. Mit der Stationierung neuer Raketen verwandelt sich Europa erneut in einen Aufmarschplatz militärischer Bedrohung. Das zeigt, wie leicht die imperialistischen Kräfte den Brennpunkt des atomaren Schreckens beliebig verschieben können.

Das politische Spiel mit den verschiedenen Kriegsherden in Indochina, im Nahen Osten, der Krieg zwischen Irak und Iran, die Krise in Mittelamerika und viele andere Beispiele bewiesen und beweisen, wie gefährlich die Illusion eines Krieges wäre, der nicht uns alle beträfe.

Der Krieg kann die Hungernden nur mit Kugeln füttern. Und Hungernde gibt es heute, weil es Kriege gegeben

hat, und nicht umgekehrt. Denn die sozialen Ungerechtigkeiten sind mit Waffen und Krieg geschaffen worden und nicht mit Frieden.

Es ist natürlich unsinnig, einem Patrioten, der die Waffe in der Hand hält, um sein Volk vor einer neofaschistischen Diktatur zu retten, der sich einer todbringenden Repressionsmaschinerie gegenüberstellt, Abrüstung zu empfehlen. Zu einem Menschen, der vor Hunger stirbt, und noch sterben Millionen, zu ihm von einem abstrakten Frieden zu sprechen, in dieser Welt des konkreten Unrechts, das ist zynisch. Aber genau diese ungelösten sozialen Probleme dürfen nicht zu einem Rauchvorhang vor der großen Wahrheit werden. Die astronomischen Summen für die Überrüstung würden schnell viele menschliche, soziale und kulturelle Bedürfnisse befriedigen. Deshalb sind wir keine abstrakten Pazifisten, deshalb meinen wir, daß die Kämpfer für den Frieden, die Kämpfer für Brot und Freiheit, Kämpfer an ein und derselben Front sind.

Die Friedensbewegung der Schriftsteller hat viel dafür getan, damit alle erkennen, daß die Friedensidee der weiteste gemeinsame Himmel aller Völker ist, die klarste gemeinsame Luft aller Menschen. Sie ist die erste und letzte Idee, die die gesamte Menschheit vereint.

Die Stimme des Schriftstellers, die Sprache der Literatur unterscheidet sich von der Sprache der Politik, aber auch sie kann politische Ziele verfolgen und erreichen. Sie dringt tief ins Bewußtsein des Menschen ein und hinterläßt dort dauerhafte Spuren.

Auf dem Friedenskongreß Interlit in

Köln, zustande gekommen durch die Bemühungen unserer deutschen Kollegen, hat Heinrich Böll meisterlich das Problem des Feindbildes angesprochen. Die Folgen, die die Manipulation mit diesem Bild, mit dem Mythos vom Feind, von Feindvölkern, haben kann, sind verheerend. Die Aktualität dieses Problems spüren wir deutlich, wenn wir dieselben Leute, die dafür plädieren, die finsternen Gestalten der Vergangenheit zu vergessen, die Feinde der Menschheit zu amnestieren, dabei beobachten, wie sie gegenwärtig neue, erfundene Bilder von ungeheuerlichen Feinden aussäen. Man spricht wieder davon, der Krieg sei etwas Natürliches, er habe eine hygienische Funktion, man rechtfertigt die Vernichtung ganzer Völker. Die Wiederauferstehung alter und die Geburt neuer unheimlicher Ideen und Legenden, das ist die Realität, in der wir heute leben.

Ein neuer Kreuzzug ist ausgerufen, der die Hälfte der Menschheit auf den Misthaufen der Geschichte werfen soll! Wir Bulgaren wissen, was solche Worte bedeuten. Fast alle Kreuzzüge sind durch Bulgarien gezogen. Ihre Spur ist ein und dieselbe — Blut und Verbrechen, gesegnet von dem blinden Wahn, gegen das „Reich des Bösen“ zu kämpfen.

1984 ist für unser Volk ein festliches Jahr. Wir begehen das Jubiläum der bulgarischen Freiheit als Befreiung vom Faschismus und ebenso als Befreiung der schöpferischen Kräfte unseres Volkes.

Der 40. Jahrestag, den Bulgarien feiert, ist Teil des Feiertags der ganzen Menschheit. Die Menschheit vergißt die Millionen Opfer des Krieges und die Helden des Widerstandes nicht, wie den unsterblichen bulgarischen Dichter Nikola Wapzarow, der jetzt 75 Jahre alt wäre und bei uns sein könnte, hätte er nicht als Entgelt für seinen menschlichen und schriftstellerischen Heldenmut auf

dem Schießplatz der Reaktion die Kugel bekommen.

Vor nicht allzu langer Zeit wurde die Balkanhalbinsel von einer Naturkatastrophe, einem Erdbeben heimgesucht. Sogar die Menschen in unserem Land, das nicht das Epizentrum der Tragödie war, empfanden es im ersten Augenblick als Beginn des Atomkrieges. Eine unerklärliche elektrische Entladung erfüllte den Nachthimmel mit einem unheilverkündenden Schein. Die Erde erzitterte. Eine Welle des Schreckens jagte die Menschen aus den Theatern, den Kinos, aus ihren Häusern und Betten. Niemand konnte irgend jemanden erreichen. Später sagten uns die Fachleute, tatsächlich werde genau so der Krieg beginnen. Die Unterbrechung der Verbindungen, vielleicht ist das die Gestalt des Krieges. Deshalb seien jene gesegnet, die die Kontakte zwischen den Menschen schaffen — die Verbindungen, in denen Vertrauen, Wahrheit und Freundschaft fließen!

„Wer, sage ich mir in meinen dunklen Stunden, gibt schon etwas auf die Bürgermeinung von ein paar Bücherschreibern? Wen kümmert ihre Empörung, wen kümmern ihre Ängste, wen sollte besorgtes Dichterwort beim Planen und beim Handeln stören?“ So fragt, ob das, was die Schriftsteller in Sofia und anderwärts tun, überhaupt einen Sinn habe,

Hermann Kant:

Sprechen wir hier womöglich ausschließlich miteinander? Reden wir lediglich zu jenen, die ohnehin unserer Meinung sind? Rufen wir am Ende nur in den Wind?

Es gibt einige Antworten auf diese Fragen, die sicher nicht nur meine Fragen sind, und von den Antworten hoffe ich sehr, daß sie nicht nur meine seien.

Ja doch, diese Versammlung besteht aus Leuten, die durchaus auch der

gegenseitigen Ermunterung und Ermutigung bedürfen, denn der Enthusiasmus hält sich in Grenzen, mit dem begrüßt wird, wer von Gefahr und Gefährdung spricht. Die Wahrheit hat ihren Preis, und der wird – in verschiedenen Währungen zwar, aber überall – eingefordert.

Kein Grund zur Klage, wohl aber einer dankbar zu sein, wenn man sich wieder einmal trifft, wieder einmal in dieser Stadt, die den Friedenswerbenden eine verlässliche Basis ist. Was nun die Sorge anlangt, wir erreichten vornehmlich Einverständene, meine ich:

Was sollte daran wohl schlecht sein, und falsch würde es erst, wenn wir uns darauf beschränkten. Gewiß ist es wichtig, vorhandene Meinung zur Sprache zu bringen, aber fast noch wichtiger ist es, für den erweiterten Umlauf dieser Meinung zu sorgen. Noch ist es wohl so, daß sie von einer bestimmten Etagen- oder Kommandohöhe der westlichen Welt an nicht so sehr zur Kenntnis genommen wird – was wiederum für manchen Kollegen in der Literatur ein Grund ist, bei unseren Unternehmungen gar nicht erst mitzutun.

Und einigen sonst ganz seriösen Kollegen von der Presse kommt der Widerspruch zwischen unserer, wie sie es nennen, Anmaßung und der scheinbar geringen Wirkung unseres Tuns nur komisch vor.

Beide Gruppen, meine ich, haben einfach noch nicht begriffen, daß hier, auch hier an diesem Platz in Sofia, eine Sache verhandelt wird, die jedermann betrifft, ohne Einschränkung jedermann.

Das Rätsel plagt mich geradezu, wie einer neben der explosiven Lage her leben kann und es aushält, nicht wenigstens am Versuch beteiligt zu sein, den lebensbedrohenden Zustand etwas weniger lebensbedrohend zu machen.

Im westdeutschen Vokabular der deutschen Sprache gibt es seit eini-

ger Zeit die witzig gemeinte Silbenkombination *Unter-schrift-steller*. Sie ist, wenn ich nicht irre, einem linken Kopf entsprungen, und ich wünsche dem Erfinder nichts weiter, als daß ihn pro Nacht und Traum ein Dankschreiben seiner rechten Nachschwätzer erreichen möge.

Der literarischen Friedensbewegung mangelt es weder an Gegnern noch an Streitstoff, der ihr aufs natürlichste mitgegeben ist – da kann sie auf linke Maulartistik getrost verzichten. Den so überaus progressiven Verächtern unserer Sache ist, zu ihrem Besten, zu unserem Besten, zu unser aller Bestem, die Einsicht zu wünschen, daß gerade revolutionäres Denken heutzutage ein auf den Frieden gerichtetes Denken sein muß.

Keineswegs muß man sich vor dem Umkehrschluß fürchten, der ein Trugschluß wäre, mithin sei Friedensdenken ein Denken in Revolution und Umsturz. Frieden ist insofern ganz banale Voraussetzung jeglicher Befreiung, als sich eine Erde, die am Atomkrieg gestorben wäre, nur schwerlich verändern ließe.

Kein vernünftiger Mensch glaubt doch mehr, ein Atomkrieg lasse sich in abgegrenzten Parzellen, in wohlbemessenen Dosen und in abgestimmten Raten führen. Fände er statt, dann ganz; will man ihn verhindern, dann muß man ihn ganz verhindern und darf ihn nicht einmal in Teilen denken.

Hier stecken nach meiner Ansicht unsere Möglichkeiten. Hier ist ein Feld für Literatur und Literaten. Hier finden auch meine Nachtgedanken eine Antwort.

Es hat einen Sinn, daß wir uns immer wieder zusammenrotten, es hat seinen Sinn, obstinat zu sagen, wie sehr es uns reicht.

Da wir ohnedies im Verdacht stehen, Anstifter und Aufhetzer zu sein, sollten wir sorgen, daß wir für unverbesserlich gelten. Ich jedenfalls lege Wert darauf, in den Augen der Tech-

niker des Untergangs ein Querulant, ein Denunziant zu sein. Ich lege Wert darauf, dem Volk nach dem Munde zu reden. Ich lege Wert darauf, als ein Rädelführer des Friedens zu gelten. Ich lege auf unser aller Leben äußersten Wert.

Was kann, 40 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, die Erfahrung von damals zur Lösung der heutigen Probleme beitragen? Ein britischer Auslandskorrespondent in Moskau hat seinerzeit die Tage von Jalta mit verfolgt,
James Aldridge:

Wir alle sprachen damals von den „Großen Drei“. Damit waren Stalin, Roosevelt und Churchill gemeint. Aber in den Verhandlungen dieser „Großen Drei“ über die Kriegsführung und darüber, was nach dem Krieg geschehen sollte, das geht aus den Dokumenten hervor, waren es in Wirklichkeit die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion, die letztlich zu entscheiden hatten.

Die Sowjetunion war eine Weltmacht geworden einfach aufgrund der Tatsache, daß sie es war, die die Masse und den Kern der deutschen Armeen besiegte. Die Vereinigten Staaten spielten diese Rolle als der größte Kriegsproduzent von so ziemlich allem und als die reichste aller westlichen Nationen. Das vom Krieg gebeutelte Großbritannien war schon damals wenig mehr als Bittsteller in einer künftig von den USA beherrschten westlichen Welt.

Was wir tatsächlich feststellen konnten, das war die ziemlich enge Zusammenarbeit zwischen den beiden, in ihrem Denken diametral entgegengesetzten Männern, Stalin und Roosevelt, und zwischen zwei Gesellschaften, die am eindrucksvollsten die gegensätzlichen Ordnungen von Kapitalismus und Sozialismus vertraten. Aus der praktischen Notwendigkeit heraus, zusammenzugehen, um den Krieg zu beenden, wa-

ren sie in der Lage, miteinander zu sprechen und sich zu einigen. Leider fand, wie wir heute wissen, diese Art der Zusammenarbeit ihr Ende, als die Vereinigten Staaten, unter einem neuen und andersartigen Präsidenten, Truman, es darauf anlegten, den Weltpolizisten zu spielen – mit der Atombombe, die wenig später in Hiroshima eingesetzt werden sollte. Die Ära des Kalten Kriegs und der Konfrontation hatte begonnen.

Was ich sagen will: die Idee der Koexistenz war damals Realität, weil sie eine Notwendigkeit war und als solche von einsichtigen Leuten anerkannt wurde. Sie bewährte sich, als Europas Zukunft auf dem Spiel stand.

Weder Stalin noch Roosevelt waren vollkommene Menschen. Und weder die Vereinigten Staaten noch die UdSSR waren vollkommene Gesellschaften. Doch zumindest für einen Augenblick hatte die gemeinsame Erkenntnis einer schrecklichen Weltbedrohung mehr Gewicht als der Gegensatz zwischen Staatsmännern und Gesellschaften.

Haben wir also nicht ein Recht zu erwarten, daß sich Staatsmänner heute ebenso verhalten – nachdem diesmal nicht nur ein Kontinent auf dem Spiel steht oder ein politischer Gegensatz, sondern das Leben selbst, alles Leben auf der Erde?

Ein unwissender Staatsmann ist unter den heutigen Bedingungen höchst gefährlich. Wer über die Mittel verfügt, uns alle auszulöschen, muß ein Mensch sein, der seine ganze Vernunft und Kultur in die Waagschale wirft, wenn es gilt, Entscheidungen zu treffen. Wo es um unsere Zukunft geht, können wir keine Leute brauchen, die nur Spielzeug, Plagiat, Marionette sind, keine Flachköpfe und Muskelprotze, keine Leute mit Scheuklappen und apokalyptischer Weltsicht.

Noch nie haben wir so dringend Menschen gebraucht, deren politi-

sches Handeln von höchster Einsicht und einem tiefen geschichtlichen Verständnis geprägt ist. Und wenn wir, deren Aufgabe es ist, im Medium der Sprache zu vermitteln, gesellschaftliches Verhalten neu zu formen, Hüter dessen zu sein, was unsere menschlichen Bedingungen ausmacht – wenn wir unfähig sind, einfache Menschen dazu zu bewegen, daß sie die besten und verantwortungsbewußtesten Politiker mit der Leitung des Gemeinwesens betraut wissen wollen, dann erfüllen wir wohl kaum unsere Pflicht; denn dies ist eine Lebensfrage für uns alle geworden.

Anknüpfend an das Motto der letzten Frankfurter Buchmesse „Orwell im Jahr 2000“ und alarmiert durch den zunehmenden Mangel an Respekt für das Geistige, für Sensibilität, Nuancenreichtum und Subtilität, spricht der Chilene

Volodia Teitelboim:

Dr. Neil Postman, Professor der University of New York, der auf der Frankfurter Buchmesse gesprochen hat, nannte dort einige erschreckende Zahlen: Während seiner gesamten Schulzeit sieht das nordamerikanische Kind durchschnittlich fünftausend Stunden fern. Nur der Schlaf nimmt bei der nordamerikanischen Jugend mehr Zeit in Anspruch als das Fernsehen. Bis ein Bürger das vierzigste Lebensjahr erreicht, hat er am Bildschirm eine Million Werbespots gesehen und bis zu seiner Pensionierung eine weitere Million. Dieses Fernsehen läßt wenig Raum für Argumente, Begründungen und Erklärungen. Was interessiert, ist das Bild. Ideen sind irrelevant. Dies machte es möglich, daß ein Hollywood-Schauspieler Präsident der USA werden konnte.

In den Ländern, wo es zum Kommerz gehört, kultiviert das Fernsehen die Dummheit und das Nichtlesen. Dies gilt nicht nur für die USA. Die-

ses Land exportiert jährlich 250 Millionen Programmstunden nach Europa, Asien und Lateinamerika. In solcher Programmierung verwandelt sich die Kultur in eine Karikatur, und das Lesen in etwas Archaisches, das es im 21. Jahrhundert vielleicht nicht mehr geben wird.

Sollte die Welt weiter existieren, werden wir darüber nachzudenken haben, ob noch mit Sicherheit Hersteller und Verbraucher von Büchern da sein werden. Schließlich und endlich ist das eine Notwendigkeit des Menschen. Sein Denken und sein Fühlen reduzieren und schematisieren – das kann nur die Perspektive derer sein, die sich an der Idee der Bombe berauschen.

Virginia Woolf sagte einmal: „Es wird in uns immer einen Dämon geben, der murmelt ‚ich hasse, ich liebe‘, und wir können ihn nicht zum Schweigen bringen. Eben darin liegt der Grund, warum wir lieben und hassen, und deshalb ist unsere Beziehung zu den Dichtern und Romaniers so intim ...“

Als einfache Leser haben wir in uns dieses unheilbare Laster, das uns in frühester Kindheit eingepflanzt wurde. Die Emotion, die Erschütterung, hervorgerufen durch das Buch, hat unsere Sicht der Welt verändert. Vertrauen wir darauf, daß die Sache nicht an einem Mittag des Frühlings aufhört, der sich plötzlich in die Nacht des nuklearen Winters verwandelt!

Der Abwurf der Bombe ist nicht unvermeidlich. Wehren wir uns also!

Der Verlust des Buches wäre wie der Verlust der menschlichen Identität. Die Liebe und der Wille derer, die an der Rettung des Lebens interessiert sind, verbinden sich in Ungeduld. Sie erkennen als erstes die Notwendigkeit, gemeinsam zu handeln, auch wenn sie in vielen Dingen verschiedener Ansicht sind. Man kann sicher sein, dann wird es am Ende des Jahrtausends und im nächsten

Jahrtausend Menschen geben, die weiterhin schreiben, übersetzen, lesen werden.

Furcht und Hoffnung werden in außerordentlicher Dimension erfahren im persönlichen Erleben derer, die dabei gewesen sind in Hiroshima, beim ersten Abwurf der Atombombe. Es berichtet der japanische Schriftsteller und Gelehrte

Yoshie Hotta:

„Es gibt Tausende von Gründen, an den Menschen zu glauben, aber es gibt auch Tausende von Gründen, nicht an den Menschen zu glauben.“ Dieses Wort stammt von dem französischen Philosophen Alain. Er schrieb es im Graben irgendwo an der Westfront, auf dem Höhepunkt des Ersten Weltkriegs. Ich habe diese Worte in früher Jugend gelesen. Seither sind fast 50 Jahre vergangen. Und ich erinnere mich immer noch daran. Sie werden mir wohl nie aus dem Sinn gehen.

Seit sechs, sieben Jahren lebe ich in Europa. Hier habe ich mich mit der europäischen Geschichte befaßt, der alten wie der neuen. So kam ich verständlicherweise auch dazu, mich für das Ende des 10. Jahrhunderts zu interessieren. Damals, scheint mir, waren die Menschen des Westens tief beunruhigt durch die Frage, ob es ein 11. Jahrhundert geben würde oder nicht. Ob das „Jüngste Gericht“ kommen würde oder nicht. Aus dieser tiefen Furcht und großen Hoffnung heraus schufen die Menschen des Westens jene wunderschöne, würdevolle romanische Kunst. Jene schlichten steinernen Kirchenbauten, die ich am meisten liebe.

Von solcher Furcht und solcher Hoffnung handelt eine kleine, aber bedeutsame Episode, die ich Ihnen erzählen will.

Vor etwa 15 Jahren begegnete ich in Tokio Dr. Oppenheimer, der, zusammen mit anderen Physikern, jene

Atombomben schuf, die Hiroshima und Nagasaki zerstörten.

Ich hatte ihn nicht um eine Begegnung gebeten, irgendwie kannte er meinen Namen. So traf ich ihn auf seinen Wunsch, nur für ein Gespräch, in der Bar des Internationalen Hauses in Tokio.

Dr. Oppenheimer war ein sehr großer, schlanker Mann mit Bürstenhaarschnitt. Er kannte sich offensichtlich nicht nur in den Naturwissenschaften bestens aus, sondern auch auf dem Gebiet der griechischen Tragödie, des Sanskrit, des japanischen No-Spiels, der Literatur, der Musik ... Wenn ich alle Themen unseres Gesprächs aufzählte, würde eine kleine Enzyklopädie daraus.

Oppenheimer sprach und sprach. Während seiner Ein-Mann-Show kam seine Frau zweimal herunter, um nach ihm zu sehen. Sie erzählte mir, ihr Mann hatte seit seiner Ankunft in Japan nicht geschlafen. In dem Moment begriff ich, daß er nur deshalb nicht aufhörte zu reden, weil er eine tiefe Unsicherheit verbergen wollte. Diese seine Unsicherheit, meine ich, war sehr menschlich. Er schwankte, ob er Hiroshima besuchen sollte oder nicht.

Ich, schließlich auch unsicher, sagte ihm leise: „Sie sollten nach Hiroshima fahren, unter allen Umständen.“ Dr. Oppenheimer war eine wirklich tragische Gestalt – einer sehr zeitgenössischen Tragödie.

Ich weiß nicht, ob er Hiroshima besuchte. Er starb zu meinem Bedauern kurze Zeit später.

Liebe Freunde, wir, die Schriftsteller, stehen in der Tat vor einer sehr schwierigen Situation. Ich sehe unser grundlegendes Recht, zu schreiben und unsere Arbeit kontinuierlich fortzuführen, durch die Atomwaffen bereits untergraben: Schon die bloße Existenz dieser Monsterwaffen bedroht die Grundfesten unseres Berufs. Aus der tiefen Furcht und der großen Hoffnung auf ein Überleben

erwächst für uns, die Schriftsteller, die Verpflichtung; die Romanik von heute zu schaffen – nicht Kirchen zu bauen, sondern den Menschen zu sagen, daß wir dieses Monster durch Menschlichkeit überwinden können, um unseren Kindern und Kindeskindern einen reinen und schönen Planeten zu übergeben.

Mit einer frohen Botschaft aus dem ersten, mit den USA verbündeten Land, das sich dem Atomtod verweigert, mit solidarischen Grüßen seines Gewerkschaftsbunds, des PEN-Zentrums, des Friedensrats und der Partei der Maori antwortet der Neuseeländer

Noel Hilliard:

Nach neun Jahren reaktionärer Herrschaft der Konservativen wählte Neuseeland im Juli mit beträchtlicher Mehrheit eine Labour-Regierung. Eine ihrer ersten Amtshandlungen war, unsere Häfen für atomwaffentragende Kriegsschiffe, gleich welcher Nation, zu sperren. Eine große Mehrheit der Bevölkerung hatte dies seit vielen Jahren gefordert. Endlich hatte eine Regierung den Mut, das zu tun, was das Volk will. Die Entscheidung der neuseeländischen Labour-Regierung steht im Einklang mit dem Bestreben des südpazifischen Forums – einer Gruppierung, zu der die kleinen Inselstaaten dieses Gebiets sowie Australien und Neuseeland gehören –, den ganzen Südpazifik zur atomwaffenfreien Zone zu machen.

Das findet nicht jedermanns Beifall. Die Amerikaner haben deutlich gemacht, daß sie unsere Ächtung atomwaffentragender Schiffe als unfreundlichen Akt betrachten, und schon ist von wirtschaftlichen Sanktionen gegen uns die Rede. Neuseeland ist ein fast reines Ackerbau- und Weideland und auf den Export seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse angewiesen. Bisher war das Geschäft einfach; die Vereinigten Staa-

ten sagten zu Neuseeland: „Ihr spielt unser militärisches und politisches Spiel mit, und wir kümmern uns um eure Handelsinteressen.“

Nun hat sich dies grundlegend geändert. Atomwaffenbestückte Schiffe sind aus den neuseeländischen Häfen verbannt, der ANZUS-Vertrag ist großen Belastungen ausgesetzt – da wird davon gesprochen, der Südpazifik könne ein zweites Grenada erleben. Der wohlbekannte CIA-Prozeß der „Destabilisierung“ hat begonnen. Schon werden Anstrengungen unternommen, die Basis der Labour-Regierung zu unterminieren, Uneinigkeit in die Gewerkschaften zu tragen, sie zur Abspaltung vom Gewerkschaftsbund zu bewegen. Zweifelloso wird dieses Vorgehen noch forciert; doch die Gewerkschaften wissen, was gespielt wird, und sind auf der Hut.

Es ist wichtig zu sehen, wie die Anti-Atomwaffen-Politik Neuseelands die Klassengrenzen überschreitet und breite Unterstützung auch außerhalb der Arbeiterbewegung findet. Bei den Juliwahlen bewarben sich vier größere politische Parteien, die Arbeiterpartei und drei konservative. Von diesen drei konservativen Parteien hatten sich zwei auf einen atomwaffenfreien Südpazifik festgelegt.

Die Bewegung für atomwaffenfreie Zonen wächst innerhalb Neuseelands. Als ich 1982 hier sprach, führte ich sechs Orte auf, die sich selbst zur atomwaffenfreien Zone erklärt hatten. Bis Juli 1983 war diese Zahl auf 28 angewachsen, mit 872 000 Einwohnern. Und heute gibt es 91 atomwaffenfreie Zonen in Neuseeland mit 2 023 000 Einwohnern – 64 Prozent der Bevölkerung.

Und überall in Neuseeland, ob sich die jeweilige Gemeinde zu einer solchen Zone erklärt hat oder nicht, findet man an den Haustüren einen grünen Aufkleber: „Dieses Haus ist eine atomwaffenfreie Zone.“

Wie selbst das neutrale Österreich von der psychologischen Kriegsvorbereitung erfaßt und sogar materiell in die Hochrüstung einbezogen wird, schildert

Michael Scharang:

Dieser Tage gab US-Minister Weinberger den Startschuß zur Verfolgung der Friedenskämpfer als Terroristen. Eigens zu diesem Zweck eilte er nach Stresa, einem Kurort am Lago Maggiore, wo er seine westeuropäischen Kollegen davor warnte, „daß die Friedensbewegung von Agenten durchsetzt ist, die im Auftrag und im Interesse der Sowjetunion Anschläge und vielleicht auch sensationelle Raubüberfälle gegen Nuklearwaffen der NATO versuchen würden“.

Für die Richtigkeit dieser Informationen bürgt der österreichische Journalist Dalma, immer schon ein zuverlässiges Sprachrohr der Reaktion. So zuverlässig, daß er sich auch eine eigene Einschätzung erlauben darf; und die ist für mich noch alarmierender als Weinbergers Kriegserklärung an die Friedensbewegung. „In dieser heiklen Spanne der kommenden fünf Jahre“, so schreibt er, „scheinen die westlichen Pazifisten eine größere Gefahr darzustellen als die SS-20-Raketen.“

Wir erleben zur Zeit, daß die Militarisierung selbst eines neutralen Landes wie Österreich Formen annimmt, die vor Jahren unvorstellbar waren. Österreich soll Abfangjäger erhalten, die allerdings nur sinnvoll eingesetzt werden können, wenn sie mit Raketen bestückt sind. Raketen aber sind laut Staatsvertrag verboten. Was heuer in diesem Land alles inszeniert wurde, um endlich den Weg beschreiten zu können, der geradewegs zum Bruch des Staatsvertrags führt, ist phantastisch. Ein Minister mußte sich monatelang in aller Öffentlichkeit mit einem Ex-Minister zanken, damit ein Vorwand geschaffen wur-

de für die Umbildung der Regierung, in der dann alle Minister fehlten, die sich gegen den Kauf von Abfangjägern und gegen einen neutralitätswidrigen Kniefall vor der NATO zur Wehr gesetzt hatten.

Die österreichische Friedensbewegung hat nun zusätzlich die Aufgabe, zu verteidigen, was die Zweite Republik konstituiert: den Staatsvertrag und die Neutralität. Die führende Macht im Kapitalismus ist jedenfalls entschlossen, Österreich gegen Staatsvertrag und Verfassung einer Militarisierung zu unterwerfen. Und die führenden Leute bei uns scheinen nur darauf gewartet zu haben. Ob verhindert werden kann, daß diese Selbstdemütigung sich ausweitet zu einer Demütigung des ganzen Landes, wird vor allem von der Stärke der österreichischen Friedensbewegung abhängen.

Stephan Hermlin:

Wenn wir uns zu wiederholten Malen in Sofia versammeln, so tun wir das im Namen einer Tradition, die nun mehr als ein halbes Jahrhundert besteht, wir tun es im Namen einer Einsicht, daß Literatur sehr viel mit Krieg und Frieden zu tun hat, daß Schriftsteller auf besondere Weise den Frieden verteidigen müssen. Aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen klingen die Namen von Roland und Barbusse, von Gorki und Shaw, von Thomas Mann und Heinrich Mann, von Čapek und Galsworthy in unserem Gedächtnis auf, von 1933 an treten Dutzende großer Schriftsteller aus allen Ländern hinzu, und manchmal will uns scheinen, als habe die ganze Elite der Weltliteratur damals Partei für den Frieden ergriffen. Aber ganz so war es nicht, und ich denke nicht einmal nur an jene, die aus diesem oder jenem Grund beiseite standen, sondern vielmehr an die Tatsache, daß Schriftsteller aus einer bestimmten Lebensphilosophie her der Lösung

offener Fragen durch einen Krieg zu neigten, und daß es sich bei ihnen keineswegs immer um Dummköpfe oder drittrangige Erscheinungen handelte, wie wir zuweilen gern behaupteten, sondern um ernstzunehmende Leute – ich denke an Autoren wie Ernst Jünger oder d'Annunzio.

Es muß vermerkt werden, daß in dem seit einigen Jahren in Gang gekommenen unheilvollen Prozeß, den man in Westeuropa die „Wende“ nennt, nicht nur Politiker eine Rolle spielen. Vor fünfzehn Jahren war der französische Philosoph und Schriftsteller André Glucksmann eine führende Gestalt der Achtundsechziger-Generation. Inzwischen ist er ein Mann der Rechten geworden und veröffentlicht ein Buch, das ins Deutsche übersetzt und von Heinrich Böll vor kurzem in einem Artikel eine „Raketengardinenpredigt“ genannt wurde. In der Tat kann es für Glucksmann gar nicht genug Raketen geben, für ihn ist Präsident Reagan der Vertreter der einzig richtigen Politik, und nach einer langen Pause hört man von ihm einmal wieder das Schlagwort des Kalten Krieges „Lieber tot als rot“.

Ich überschätze nicht die Rolle der Schriftsteller in der großen Auseinandersetzung um Frieden und Krieg. Aber man konnte anlässlich der sogenannten zweiten Berliner Begegnung im Frühjahr 1983 eine Gruppe von drei Schriftstellern wahrnehmen, die mit Nachdruck die These vertraten, es könne in Europa keinen Frieden geben, solange die Abmachungen von Jalta in Kraft blieben. Nun behaupte ich nicht, daß Präsident Reagan und Vizepräsident Bush sich mit den Reden dreier Schriftsteller beschäftigen hätten, bevor sie in diesem Jahr laut und unmißverständlich die Revision europäischer Grenzen und der Ergebnisse des Zweiten Weltkriegs forderten. Aber es liegt etwas in der Luft, es gibt Leute, die der

vierzigjährige Friede in Europa langweilt und die auf Abenteuer aus sind. Einer der drei erwähnten Schriftsteller sagte mir in einem Gespräch vor einigen Monaten, ich müsse einsehen, daß es nur einen Weg gebe, den europäischen Frieden zu erhalten, und der führe, wie er sich ausdrückte, über die „Wiederherstellung des Selbstbestimmungsrechts der osteuropäischen Völker“. Ich erwiderte ihm, sein Gedanke, in klares Deutsch übersetzt, bedeute die Abschaffung der sozialistischen Regierungen. Das klinge möglicherweise für seine Ohren allzu roh, ich sei aber für eine solche Unverblümtheit. Auch gab ich ihm zu bedenken, daß in einer Zeit, die er nicht erlebt hatte, ein gewisser Hitler sich Sorgen um ein sogenanntes Selbstbestimmungsrecht, und zwar nicht nur der Deutschen, gemacht hatte, und dann seien schließlich fünfzig Millionen Tote zu beklagen gewesen.

Diese in der Luft liegenden Gedanken, an denen nicht nur maßgebende Politiker, sondern auch Schriftsteller teilhaben, sollten von uns beachtet werden. Wir hätten sie vor gar nicht langer Zeit nicht für möglich gehalten. Die aufdringliche Weise, mit der sie ausgesprochen und beschrieben werden, ist nicht zu übersehen. Klarer ist auch geworden, daß die von der Reaktion zunächst frontal attackierte bewundernswerte Friedensbewegung in der Bundesrepublik von Reagan-Anhängern als mögliches Manöverfeld gesehen wird. Vor einem Jahr hatte Staatssekretär Ikle zum erstenmal diese Idee folgendermaßen formuliert: „Wenn die tiefersitzenden positiven Seiten der westdeutschen Friedensbewegung in einem möglichen Rahmen ähnliche Bewegungen in Osteuropa inspirieren würden, dann könnte ich mir auf lange Sicht einen guten Einfluß vorstellen.“ Was das Land betrifft, aus dem ich komme, so bemerkt Professor Karl W. Deutsch von der Har-

vard-Universität: „Was dringend für die amerikanische Politik ist, ist das Herauslösen so vieler kommunistischer Blockstaaten wie möglich aus der engen Kontrolle durch die Sowjetunion. Das war die amerikanische Politik in Rumänien und Polen, das wird die amerikanische Politik in der DDR.“

Wir haben verstanden. Wir werden dieser amerikanischen Politik ganz gewiß nicht folgen. Wir werden ihr aber auch nicht den Gefallen tun, uns von den Menschen guten Willens in der Bundesrepublik und in anderen westeuropäischen Staaten zurückzuziehen. Es bleibt dabei: die Friedlichen müssen den Frieden gemeinsam verteidigen.

Die Korruption, die versuchte Korruption, der Widerstand gegen die Korruption des menschlichen Geistes ist das Thema der britischen Schriftstellerin

Emma Smith:

Der spezifische und erschreckende Vorteil des machtgewordenen Bösen liegt darin, daß ihm die normale menschliche Eigenschaft des Mitleids, auch nur der Rücksicht auf andere völlig abgeht. Ein völliges Fehlen von Rücksichtnahme bedeutet per definitionem völligen Eigennutz. Eigensucht ist das besondere Merkmal des Bösen. Und dies wiederum heißt, paradoxerweise, daß gerade seine Stärke auch seine Schwäche ausmacht, die zwangsläufige Schwäche der einsamen, eigensüchtigen Monade.

Wenn das Böse ein Land beherrscht, weiß es sehr wohl um seine Schwäche; deshalb versucht es mit allen Mitteln – politischen, wirtschaftlichen, kulturellen usw. –, seine eigene Krankheit, die Eigensucht, auf seinen Gegner, das Volk, zu übertragen, und so die Schwäche des Wenigen, der Herrscher, zur Schwäche der Vielen, der Beherrschten zu machen.

Die Vielen sind mit einer natürlichen Waffe begabt; sie haben, selbst wenn sie sonst nichts besitzen, ein Gewissen. In Großbritannien wurde das Gewissen der Öffentlichkeit über lange Jahre hin auf jede mögliche Weise, vor allem aber durch die Medien, sehr geschickt, sehr subtil unterdrückt und untergraben und abgelenkt und eingelullt und verdunkelt und verwirrt.

Überall umgeben uns die Zeichen des Erfolgs dieser heimtückischen Politik, die darauf abzielt, das Gewissen zu neutralisieren: Krankenhäuser und Colleges und Schulen und Forschungseinrichtungen werden dichtgemacht; arbeitslose Familien, die unter der Armutsgrenze leben; eine Fülle amerikanischer Stützpunkte mit Atomsprengköpfen auf unserem Boden; pornografische Videos auf den Ladentischen – und so weiter und so fort.

Aber es kostet große Mühe, das Gewissen einer Nation zu töten. Vielleicht ist das unmöglich. Vielleicht kann es schlimmstenfalls eingeschläfert werden. In Großbritannien ist sein Schlaf schon eine ganze Weile lang unruhig, und heute deutet vieles darauf hin, daß der schlafende Riese wieder zu erwachen beginnt. Das jüngste Anzeichen dafür, und das lehrreichste, ist die gegenwärtige Auseinandersetzung im Kohlenbergbau; sie erteilt uns, der britischen Öffentlichkeit, nicht nur eine anschauliche häusliche Lektion über die verheerende Macht des Bösen, sondern lehrt uns auch, was stärker als diese Macht ist, schon immer war und immer sein wird – der unbeugsame Widerstand, den eine große Zahl einmütig handelnder Menschen ihr entgegensetzt.

Von einem richtigen Verständnis der Bedeutung und der Konsequenzen der gesellschaftlich praktizierten Moral – oder Unmoral – und der engagierten Bereitschaft, auch um den Preis persönlicher Opfer, Recht

gegen Unrecht zu unterstützen – so wie das die britischen Bergarbeiter und ihre Familien, und die unbekannten Millionen ihrer tapferen Arbeitskameraden überall auf der Welt eben jetzt tun –, von einem solchen Verständnis und solchem Engagement bei der Mehrheit der Weltbevölkerung hängt die Fortexistenz – oder Nichtexistenz – des schönen Planeten ab, der uns allen gehört. Und wenn wir berücksichtigen, daß unser Schreiben ohne sittliche Dimension nicht auskommt; wenn wir den Ehrgeiz entwickeln, den Sinn unserer Leser für Moral und Unmoral, und sei es nur um ein wenig, zu schärfen, sittliche Reaktionen hervorgerufen, die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit Fragen der gesellschaftlichen Moral zu wecken – dann dürfen wir sicher sein, daß unsere Arbeit auf ihre Weise zu dem internationalen Kampf um den Weltfrieden beiträgt.

Olshas Sulejmenow:

„Mit wem seid ihr, Meister der Kultur?“ Gorkis Frage ist auch in unseren Tagen aktuell. Wir versammeln uns und rufen dazu auf, sich an die Seite der Kriegsgegner zu stellen. Vielleicht aus dem Grund, weil das Wort in unseren Tagen für das Schicksal der Welt noch mehr Gewicht hat als zu Gorkis Zeiten? Ja, wir hoffen das! War es doch ungeachtet der Proteste europäischer Intellektueller, leidenschaftlicher Schriftstellerkongresse und stürmischer Kundgebungen unter Antikriegslosungen zum Krieg gekommen, der 50 Millionen Menschenleben verschlang. Und es hat den Anschein, als wiederholte sich jenes Bild der Vorkriegszeit. Aber es gibt auch einen bedeutsamen Unterschied: eine veränderte unterbewußte Haltung zum Gedanken des Krieges.

Ich erlaube mir, die These eines Philosophen zu zitieren, „daß ein Aus-

rottungskrieg, wo die Vertilgung beide Teile zugleich ... treffen kann, den ewigen Frieden nur auf dem großen Kirchhofe der Menschengattung stattfinden lassen würde“. Immanuel Kant, 1795. Sein Ausspruch war zweifellos auch im Deutschland Hitlers bekannt. Aber er wurde noch als philosophische Metapher aufgefaßt. Die Welt war noch nicht so weit, ihn wortwörtlich zu verstehen. Heute erscheint die Sichtweise Kants nicht mehr als Übertreibung.

Die Psychologie der Jäger hat eine romantische Einstellung zum Kriegsführen hervorgebracht, die Literaturen aller Zeiten und Völker haben zur Romantisierung des Krieges beigetragen. Das Naturgegebene der Kriege und sogar ihre Unvermeidlichkeit wurden häufig von der Wissenschaft begründet.

In unserer Zeit treten an die Stelle der Romantisierung mehr und mehr die Positionen einer realistischen Anschauung vom Krieg. Ein immer furchtbarer Wissen entlarvt die Stereotypen des Weltbewußtseins. Der Mensch ist an die Grenze äußerster Macht gestoßen und verspürt plötzlich die eigene Ohnmacht vor seinen Möglichkeiten.

Wir sind mit der Überzeugung von der Unsterblichkeit der Völker großgeworden. Heute zweifeln wir an der Unsterblichkeit der Menschheit und der Natur. Dieser Zweifel kann, zur Überzeugung geworden, die Menschheit, jedes Volk retten.

Indira Ghandi hat in ihrem Grußwort an uns die Kriege als Krankheiten der Zivilisation bezeichnet. Der Dritte Weltkrieg indes wäre eine unheilbare Krankheit. In einem solchen Krieg gäbe es keine Sieger. Und die Losungen der Aggressoren aus den 40er Jahren verlieren heute jeden Sinn.

Es wird keine neuen Arbeitsplätze geben! Keine besetzten Gebiete und keine reiche Beute! Keiner wird das süße Gefühl des Herrschens genie-

ßen können. Beförderungen und Orden wird es nicht mehr geben! Auch keine ruhmbedeckten Helden! Dichter, die auf die Taten der Gefallenen Gesänge reimen, werden nicht sein! Im objektiven Wissen ist das Ziel vernichtet und mit ihm auch die Idee der Aggression.

Wir eignen uns mehr und mehr den Gedanken an, daß es keine patriotische, kosmopolitische, religiöse, rassische oder irgendeine andere Idee wird geben können, in deren Namen es sich lohnte, die Menschheit zu opfern.

Patriotismus ist Liebe zur Heimat, doch heute sind die Geschicke eines jeden Landes untrennbar auf Leben und Tod mit dem Schicksal unserer gemeinsamen Heimat verknüpft – mit dem Planeten Erde. Es gibt nur eine einheitliche Welt, in der ein wahrer Patriot seines Landes nur der wahre Internationalist ist, der als höchsten Wert unsere Erde ansieht – den einzigen, mit Leben ausgestatteten Planeten – und der diese einsame Welt hütet, damit diese unsere Erde nicht in irgendeinen toten kosmischen Körper verwandelt wird. Die Zeit ist gekommen, unsere gegenwärtigen Beziehungen nur noch im Maßstab der Zukunft unserer Erde zu bewerten, endgültig anzuerkennen, daß der Unterschied der Ideologien und der gesellschaftlichen Systeme keinen Anlaß zur Selbstvernichtung geben darf. Allen Streit und alle Meinungsverschiedenheiten können wir mit der Zeit im Prozeß positiver Dialoge lösen.

Am Ende des letzten Krieges, so sagte James Aldridge, haben nur zwei Mächte über den Sieg entschieden, die UdSSR und die USA. Und nun sehen wir – vierzig Jahre danach –, wie das Schicksal der Menschheit offensichtlich von diesen beiden Mächten abhängt. In dieser Situation ist der Streit, wer der Stärkere ist, unmenschlich. In diesem Streit geht das Gefühl der Verantwortung vor

dem Menschen – vor fünf Milliarden, die einfach nur leben möchten – verloren.

Vor kurzem habe ich die Antworten des Genossen Tschernenko auf Fragen der *Washington Post* gelesen. Sie unterstreichen ein übriges Mal den Glauben der sowjetischen Menschen an einen positiven Dialog.

Wenn die jüngsten Äußerungen Reagans in der UNO über seine Friedensliebe kein bloßer Trick im Wahlkampf bleiben sollen, dann erwarten alle Völker von der Regierung dieses großen Landes Schritte in Richtung der friedlichen Vorschläge der UdSSR. Und wir hoffen, daß sie folgen. Gründe für solche Hoffnung gibt es. Vor allem hat sich die öffentliche Meinung in den USA selbst gewandelt. Dieses Volk hat 120 Jahre lang keinen Krieg auf dem eigenen Territorium gehabt. In all dieser Zeit hat Amerika den Rest der Welt in der Romantisierung des Krieges übertrüffelt. Die Feuersbrünste der Taifune fanden irgendwo weit weg statt, in der geographischen Abstraktion. Nicht alle Amerikaner fassen den Krieg so bedrohlich und konkret auf wie unser Ehrenvorsitzender Erskine Caldwell.

Der Zweite Weltkrieg hat Amerika reich gemacht, während er unser Land verwüstete, in Blut und Elend stürzte. Auf Kasachstan ist keine einzige Bombe der Faschisten gefallen. Aber das kleine kasachische Volk hat mehr als 350 000 seiner Söhne und Töchter zu beweinen, die an den Fronten des Vaterländischen Krieges gefallen sind. Wir haben in Europa mehr Menschen verloren als England und Amerika zusammen. Der Grad der Leiden bestimmt die Fähigkeit des Mitleidens.

1985 begehen wir den 40. Jahrestag des Sieges des Internationalismus über den Nazismus. Es wird noch ein Jubiläum geben: den 40. Jahrestag der Geburt der Atombombe und ihres ersten Einsatzes. Wird Amerika

aus diesem Anlaß feiern? Ich denke nein. In den USA vollzieht sich derzeit ein aktiver Wandel des Bewußtseins.

Die Amerikaner wissen schon jetzt, daß ein Dritter Weltkrieg, sollte er stattfinden, auch ihr Land wie ein Wirbelsturm überziehen wird. Dem Krieg wurde der romantische Schleier weggerissen, er ist für den Mann auf der Straße nicht mehr die abstrakte Perspektive, der Untergang von Millionen fremder, unbekannter Menschen, der ihn nicht berührt, sondern sein eigener Tod, der Tod seiner Kinder und Verwandten. Diese prinzipiell neue Realität sollte der Nation Nüchternheit beibringen. Eine Umfrage in den USA läßt das erhoffen: Demnach sind 96 Prozent der befragten Amerikaner gegen einen Atomkrieg mit der Sowjetunion, wie auch immer dieser Krieg motiviert wäre, namens welcher Ideale auch seine Unvermeidlichkeit beschworen würde. Eine solche Volksmeinung stellt eine ausgezeichnete Grundlage dar für Verträge des Gewaltverzichts bei der Lösung internationaler Meinungsverschiedenheiten. Die Schriftsteller sollten sich als erste zusammentun, falsche Losungen bloßstellen, die Trennwände des stammesbedingten, nationalen und regionalen Bewußtseins überwinden und das künftige planetarische Bewußtsein der Erdenbewohner schaffen. Warum stellen wir nicht ein Buch zusammen, wo die angesehensten Schriftsteller der Welt komprimiert auf einer Seite ihr Wort zum Frieden sagen und sich auch darüber äußern, was einer Lösung der Frage im Weg steht. Warum sollen daran nicht tausend Schriftsteller beteiligt sein – meinetwegen 1001. So ein Buch würde zum Dokument, zum Personalausweis der zeitgenössischen Literaten werden, herausgegeben ohne redaktionelle Eingriffe in verschiedenen Sprachen. Dann soll es in jeder Bibliothek stehen und auf

den Schreibtischen der Präsidenten liegen. Und vielleicht werden die Nachfahren dieses Buch zitieren und daran denken, daß sie in den von uns gebauten Häusern wohnen, erstaunt über unsere verzweifelte Kraft des Wortes der Vernunft, das den Krieg besiegt hat. Wir bauen keine atomfesten Bunker. Wir wohnen in leichten, hellen, schutzlosen Städten und Dörfern. Wir lieben, trinken Wein, freuen uns an Kindern – darin drückt sich unser Glaube an die Zukunft aus.

Übersetzungen aus dem Russischen und Spanischen von Friedrich Hitzer, aus dem Englischen von Hermann Kopp, aus dem Bulgarischen von Hans-Jürgen Neschtschenko.

Anmerkungen:

Bogdan Britta, sh. kürbiskern 4/84.

Botterbusch Vera, sh. kürbiskern 2/83.

Breitinger Eckhard, geb. 1940 in Ebingen, lebt in Bayreuth. Nach internationaler Lehrtätigkeit jetzt Koordinator für den Schwerpunkt Afrikanologie an der Universität Bayreuth. Wissenschaftliche Arbeiten über englische, afrikanische, afro-karibische und afro-amerikanische Literatur, politische Rhetorik und Reiseliteratur („Afrikaentdecker“). Hörspiele, Funk- und Zeitungsfeuilletons, Übersetzungen, Buchpublikationen. Zusammen mit Reinhard Sander als Herausgeber: „Commonwealth Literatures between Metropolitan and Indigenous Cultures“, Toronto 1984, und „Studies in Commonwealth Literature“ (Gunter Narr-Verlag, Tübingen 1985).

Frueh Keyserling Sylvia, geb. 1951 in Innsbruck, lebt in Stuttgart. Nach 1968 in London, Paris – in Pariser Cafés beginnt sie zu schreiben –, Amsterdam. Märchen, Kindergeschichten, Gedichte, Erzählungen, Prosaminuten. Seit Rückkehr aus dem Ausland Arbeit in verschiedenen Berufen. Ab 1976 Veröffentlichungen in Zeitschriften, Anthologien, Funk. Gedichtkalender 84 mit 12 Liebesgedichten, herausgegeben vom Grafiker Andreas Mäckler. Zusammen mit dem Pianisten Friedbald Rauscher Gründung von LYRIK & MUSIK. XAVER GSALZBÄR, Geschichten für Kinder, illustriert von Barbara Uttle (Herold Verlag, 1984).

Fürst Max, geb. 1905 in Königsberg, machte 1924 seine Gesellenprüfung. 1925 bis 1930 arbeitete er u.a. als Tischler in Aalen, Hannover, Stettin und Berlin. Gründung der Jugendberatungsstelle „Jugend berät Jugend“ in Berlin. 1933 bis 1934 Haft im Columbiahaus und KZ Oranienburg. 1935 Auswanderung nach Jerusalem, Haifa, Kairo. 1950 Rückkehr nach Deutschland. Arbeitete u.a. an der Odenwaldschule und in der Bernsteinschule. Max Fürst lebte bis zu seinem Tod 1978 in Stuttgart. Bücher: „Gefüllte Fisch“, 1973. „Talisman Scheherezade“, 1976.

Graßl Gerald, sh. kürbiskern 1/84.

Hennemann Susanne, sh. kürbiskern 1/82, 4/82, 3/83 und 1/84.

Hiekisch-Picard Sepp, geb. 1956, lebt in Bochum. Studium der Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft und Philosophie in Bochum. Magisterexamen mit der Arbeit „Untersuchungen zum bildnerischen Werk von Peter Weiss“. 1980 Mitarbeit an der Ausstellung „Der Maler Peter Weiss“. Veröffentlichungen zu Peter Weiss in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften.

Höhn Jana, 11 Jahre, Schülerin in Wiehl.

Horstmann-Bökamp Ute, sh. kürbiskern 2/82.

Jávör Ottó, sh. kürbiskern 4/81.

Jöst Erhard, sh. kürbiskern 1/84.

Kasraii Sivash, iranischer Poet, lebt im Exil.

Kloos Barbara Maria, sh. kürbiskern 2/80 und 1/84.

López Carlos Roverso, sh. Chilene, lebt in Regensburg. Er ist staatlich geprüfter Übersetzer und arbeitet daran, seinen Landsleuten Bertolt Brecht in spanischer Sprache näherzubringen und für deutsche Leser Pablo Neruda so zu übertragen, daß seine Dichtung für sie nachvollziehbar wird. Er sagt: „Man muß sich mit der Geschichte dieses amerikanischen Kontinents befassen und sich diese vorstellen können: vor der vorkolumbianischen Epoche und danach. Man muß auch berücksichtigen, daß Lateinamerika sich schon seit 500 Jahren im Befreiungskampf befindet, zunächst gegen den spanischen Kolonialismus, dann gegen den britischen und zur Zeit gegen den nordamerikanischen Neokolonialismus. Dies prägte die Mentalität der unterdrückten Völker dieses Kontinents. Infolgedessen haben sich hohe Grundwerte entwickelt, wie z. B. der starke Drang nach Befreiung, sozialer Gerechtigkeit und Selbstbestimmung. Die neuen Generationen von fortschrittlichen Lateinamerikanern versteht die kulturelle Ausdrucksweise ihrer Völker gegen die Infiltration der bürgerlichen Konsumliteratur aus den entwickelten kapitalistischen Ländern zu verteidigen. Dieses Bewußtsein wird von Neruda in seiner Dichtung gefördert. Die Imperialisten dieser Länder wollen die kapitalistische Konsumgesellschaft nicht nur mit militärischer Gewalt, sondern auch mit der Überschwemmung durch ihre ‚Medienkonserven‘ durchsetzen, um die reiche vorhandene Kreativität zu zerstören. Das alles findet starken Ausdruck bei Neruda. Deshalb ist es von großer Wichtigkeit, den passenden Wortschatz im Deutschen zu finden, um diese Grundwerte vermitteln zu können. Ich sehe es als eine Lebensaufgabe an.“

Müller André. Unser Text stammt aus der Szenenfolge „1945“. Die Bühnenrechte hierfür liegen beim Drei-Masken-Verlag. Sh. auch Reihe *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein“.

Ooyen Hans van, sh. kürbiskern 3/82, 2/83 und 3/84.

Sreter Wolfgang, geb. 1946 in Passau, zur Zeit in München als Lehrer tätig.

Schild Sigrun, geb. 1951, lebt in Bochum, verheiratet, 1 Sohn. Seit 1976 „fertige“ Grundschullehrerin im Dienst. Schreibt in der Freizeit Gedichte für Erwachsene und Kinder im Grundschulalter; versucht es auch mit kurzen Geschichten.

Stock Wolfgang, Dr. phil., 29 Jahre, lebt als Lateinamerika-Korrespondent deutscher und österreichischer Zeitungen in Mexiko. Er ist ein unheilbarer Verfechter des amerikanischen New Journalism. Der Reporter, herunter von seinem Feldherrnhügel, stürzt sich ins Getümmel, hautnah, mitleidend. Subjektive Nähe statt kritische Distanz.

Ünal Mehmet, sh. kürbiskern 1/83.

Werner Brigitte, sh. kürbiskern 3/82.

Die Zeichnungen zu dem Beitrag von Beh Azin hat der iranische Maler Schahab Mussawie-Zadeh exklusiv für den *Kürbiskern* gefertigt.

Für die in diesem Frühjahr anlaufende „reihe rauh“ (Umfang ca. 60–70 Seiten, 2–3 Titel im Jahr) sucht „Zeichen + Spuren“ im Frauenliteraturverlag, 2800 Bremen 1, Goetheplatz 4, Prosatexte von Frauen. Mit dieser Reihe möchten sie kurzen Prosatexten einen eigenen Rahmen geben. Besonders interessiert sind sie an literarischen Experimenten.

8. Mai 85

Medien zum Thema:

Bücher: Brücken Verlag/
Düsseldorf · Damnitz Verlag/
München · Nachrichten Verlag/
Frankfurt · Pahl-Rugenstein Ver-
lag/Köln · Pläne/Dortmund ·
Röderberg Verlag/Frankfurt ·
Verlag Marxistische Blätter/
Frankfurt · Weltkreis Verlag/
Dortmund; **Zeitungen, Zeit-
schriften:** Damnitz Verlag/
München · Nachrichten Verlag/
Frankfurt · Pahl-Rugenstein Ver-
lag/Köln · Pläne/Dortmund ·
Plambeck/Neuss · Röderberg
Verlag/Frankfurt · Verlag Marxi-
stische Blätter/Frankfurt ·
Weltkreis Verlag/Dortmund;
Schallplatten: Pläne/Dort-
mund; **Filme/Videos:** Uni-
doc/Dortmund; **Reisen:** Hansa
Tourist/Hamburg; **Postkar-
ten/Plakate:** Solidaritäts-
shop/Frankfurt

**Weitere
Informationen bei:
Volksversand,
Postfach 10 18 48,
6000 Frankfurt/
Main**



Aus der
Geschichte
lernen
für den
Frieden
sorgen!



8. Mai 1945

Aus der
Geschichte
lernen

für den

Frieden

sorgen!

8. Mai 1985

BERNT ENGELMANN | HANS VAN OOYEN (HG.)

ÜBER DEN HASS HINAUS...



Mit Texten von:

Alfred Andersch
Heinrich Böll
Wolfgang Borchert
Bert Brecht
Alfred Döblin
Fania Fénelon
Gerd Fuchs
Franz Fühmann
Peter Härtling
Ernest Hemingway
Hermann Hesse

Nazim Hikmet
Erich Kästner
Elisabeth Langgässer
Thomas Mann
Pablo Neruda
Nelly Sachs
Erich Weinert
Christa Wolf
und vielen anderen

**Weltkreis-Verlag
Postfach 789
46 Dortmund 1**

WELTKREIS

248 Seiten, 16,80 DM

W.Popp (Hrsg.): Die Suche nach dem rechten Mann. Männerfreundschaft im Werk von Hans Henny Jahnn

Vorwort von Gert Mattenklott, Texten von H.H. Jahnn, Photos von Jahnn und seinen Freunden. Der Band hat als Leitmotiv der Beschäftigung mit Jahnn und seinem Werk den Titel eines Kapitels aus seinem großen Roman »Fluß ohne Ufer«: Die Suche nach dem rechten Mann. Erstmals wird umfassend das Thema bearbeitet, das seine großen Romane prägt, die mann-männliche Lebensbeziehungen.

Literatur im historischen Prozeß 13, AS 128
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)



**DIE SUCHE NACH
DEM
RECHTEN MANN**

I.Stephan/S.Weigel (Hrsg.)

Feministische Literaturwissenschaft

Dieser Band dokumentiert eine Tagung über das »Verhältnis von Frauenbildern und Frauenliteratur« (Hamburg 1983). Die Schwerpunkte: Frauenbilder und Frauenliteratur — Beispiele aus der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts; Kulturgeschichte des Weiblichen — Feministische Kulturkritik; Institutionalisierung und Organisation von Frauenforschung.

Literatur im historischen Prozeß, AS 120
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)



**FEMINISTISCHE
LITERATUR-
WISSENSCHAFT**

**J.J.Hermand/H.Peitsch/K.Scherpe (Hrsg.)
Nachkriegsliteratur in Westdeutschland
Band 2: Autoren, Sprache, Traditionen**

Die »Geschlagenen« von 1945 waren auch die »Enttäuschten« von 1948/49 und die »Nonkonformisten« der 50er/60er Jahre. Dieser Band zeigt die literarische Produktivität und die Aufnahme der aus dem Exil heimgekehrten Autoren, die Wirkung von Ortega y Gasset's konservativer Beschwörungsmethodik und die Suche nach eigenen Ausdrucksmöglichkeiten bei den »jungen« Autoren.

Literatur im historischen Prozeß 10, AS 116
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)



**NACHKRIEGS-
LITERATUR 2**

ARGUMENT

Argument-Vertrieb
Tegeler Straße 6
1000 Berlin 65

Siegfried Obermeier



**München
leuchtet
übers Jahr**

Ein bayrischer Roman

„Ein bayrischer Roman“ – gar mit der Sennerin auf der Alm, wo's koa Sünd gibt? Sünder gibt's in dem Buch von Siegfried Obermeier genug: Kleine, die man hängt, und große, die man laufen läßt, und die ganz großen, die belohnt werden. Mit Geld. Mit Weibern. Mit Parteiprüfungen. Mit Staatsämtern. Mit Macht. Wer Widerstand leistet gegen dieses System von Korruption und Umweltzerstörung, wer den Flughafenplanern, den Bauhyänen, der Ministerialbürokratie ins Gehege kommt, riskiert Kopf und Kragen.

Von wem in diesem Roman die Rede ist? Wer von den Herrschaften sich wiederzuerkennen glaubt, ist selber schuld. In der Absicht des Autors hat das nicht gelegen. Der Leser ist frei, sich sein Teil zu denken bei

„München leuchtet übers Jahr“

Ein bayrischer Roman von Siegfried Obermeier.

363 Seiten. Efalim mit Schutzumschlag. DM 29,80 Damnitz Verlag

Auslieferung: Brücken-Verlag, Postfach 1928, 4000 Düsseldorf

F 2484 F

E. Field Horine, erster Nachkriegsintendant von Radio München und Mitglied der US-Militärregierung, im Gespräch mit **Friedrich Hitzer** über die Besatzungspolitik der USA und die Perspektive der Friedensbewegung

Oskar Neumann: Jalta, 40 Jahre danach

Der sowjetische Publizist **Viktor Bojew** berichtet von seinem Telefonat mit Goebbels während der Schlacht um Berlin

Eine „Erinnerung“ der Widerstandskämpferin **Carola Karg** an Haft und Befreiung

Aufzeichnungen des vom Khomeini-Regime eingekerkerten Schriftstellers

Beh Azin aus dem Iran

Briefe einer deutschen Medizinbrigadistin aus Nicaragua

Wolf Stock auf den Spuren Hemingways im sozialistischen Kuba

Eine Begegnung des türkischen Schriftstellers **Mehmet Ünal** mit Jannis Ritsos

Eckart Breitinger: Autoren und Literaturen aus Afrika – eine Herausforderung

Sepp Hiekisch-Picard untersucht den Zusammenhang von literarischem, malerischem und filmischem Schaffen bei Peter Weiss

Erhard Jöst: Laudatio auf den „proletarischen Kabarettisten“ Dietrich Kittner

V. Sofioter Schriftstellertreffen „Der Frieden – die Hoffnung des Planeten“:

L. Levtschev (Bulgarien), **H. Kant**, **St. Hermlin** (DDR), **Y. Hotta** (Japan), **J. Aldridge**,

E. Smith (Großbritannien), **M. Scharang** (Österreich), **V. Teitelboim** (Chile),

N. Hilliard (Neuseeland), **O. Sulejmenow** (UdSSR)

Deutsche Erstveröffentlichung: **Pablo Neruda**, Gesang gewidmet der Roten Armee bei ihrer Ankunft vor den Toren Preußens

Lyrik und Prosa von **B. Bogdan**, **V. Botterbusch**, **S. Frueh Keyserling**, **M. Fürst**, **G. Graßl**, **S. Hennemann**, **J. Höhn**, **U. Horstmann-Bökamp**, **O. Javór**, **S. Kasrall**, **B. M. Kloos**, **J. Dachauer**, **A. Müller**, **H. van Ooyen**, **D. Scherf**, **S. Schild**, **W. Sreter**, **B. Werner**